Das verjudete Frankreich.

II.

Das

verjudete Frankreich.

Versuch einer Tagesgeschichte

von

Eduard Drumont.

Zweiter Theil.

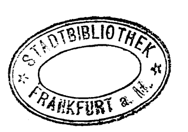
Autorisirte deutsche Ausgabe von A. Gardon.

Erste bis vierte Auflage.

Berlin 1887.

Verlag von A. Deubner.

W. Kurfürstenstraße 83.


STADTBIBLIOTHEK
FRANKFURT a. M.

Inhalt.

Viertes Buch.

Cremieux und die allgemeine israelitische Vereinigung.

„Diese Verbindung ist weder eine französische, noch eine deutsche oder englische, sondern eine jüdische, es ist eine allgemeine Verbindung deshalb schreitet sie vorwärts und erreicht ihren Zweck". Cremieux.

Gordon und Reinach. — The mountebanks. — Die Rolle Cremieux's. — Der Schwur more judaico. — Die demokratischen Belustigungen. — Cremieux am 2. December. — Die Emancipation der algerischen Israeliten. — Der Jude in Algerien. — Der Wucher. — Die jüdische Vaterlandsliebe. — Der algerische Aufstand. — Ein arabischer Held. — Mokrani. — Das Dekret Cremieux vor der Nationalversammlung zu Versailles. — Fourtou verschwindet. — Die Juden und das französische Gesetz. — Tirman und sein Vorschlag, die Araber zu expropriiren. — Gerechtigkeit, die beste Politik. — Der Jude Merguich und die Armen. — Die angebliche neuere Civilisation. — Die Engländer in Indien. — Die Russen in Asien. — Das Antisemitenthum in Algerien. — Die algerische Presse. — Das Grabdenkmal Cremieux's. — Die allgemeine israelitische Vereinigung, ihre Organisation und ihre Macht. — Die israelitische Presse. — Deutsche und französische Juden. — Das Bulletin der israelitischen Vereinigung. — Die freiwilligen Beisteuern. — Die Schulen im Orient. — Maurice von Hirsch und Bischoffsheim spielen auf unsere Kosten die Großmüthigen. — Das Testament Cremieux. — Was der Christ Erbschleicherei und Greisenwahnwitz nennt, wird beim Juden für wohldurchdachte intelligente Freigebigkeit gehalten.

Gambetta's Freund Reinach schildert in der Revue politique et littéraire sein Zusammentreffen mit dem Soldatenapostel Gordon. Zweifelsohne witterte der christliche Held alsbald in jenem den jungen Juden und glaubte, als er ihn in dieser wasserreichen Gegend erblickte, derselbe wolle die Wasserfälle des Nil wieder in Bewegung setzen. Indeß schließt man sich ja unterwegs leichter an, und so knüpfte der Engländer bald ein Gespräch mit Reinach an; er verhehlte ihm nicht, was er über D'Israeli und Staatsmänner von dessen Gattung hielt, die er the mountebanks, d. h. Marktschreier nannte.

Dies Wort bezeichnet vortrefflich jene Klasse von Politikern, denen außer D'Israeli, Gambetta und Lasker auch Crémieux angehört. Die Politik Richelieu's, Colberts und Bismarcks ist einfach und klar; die der Juden hat stets etwas marktschreierisches, sie ist romantisch und dabei niedrig habsüchtig. Stets ist dabei ein großer Apparat von pomphaften Anpreisungen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, ein Fortschrittsprogramm, was nie gehalten wird und sehr bald das Geldgeschäft durchschimmern läßt in Gestalt eines lügenhaften Angebots von Emancipation und Verbesserung, was sich aber schließlich als die unduldsamste Verfolgung und Gelderpressung entpuppt, wo Bankiers und Marktschreier gemeinschaftliche Sache machen.

Unter diesen mountebanks nahm Crémieux indeß einen ganz besonderen Platz ein. Gambetta mit seiner unverwüstlichen Suade und seinem Wesen à la Mangin spielte die Rolle jenes Ausrufers im baumwollenen Tricot, der am Eingang mit muskulös ausgestrecktem Arm die große Pauke schlägt:

Immer herein, Kinder und Soldaten,
Was hier zu schau'n, kann Niemand rathen!
Und der, dem's nicht gefällt,
Kriegt gleich zurück sein Geld.

Crémieux war in der Bude oder richtiger gesagt, hinter dem Vorhang, denn er war der wahre Impressario dieser zeitgemäßen französischen Komödie. Man war gewohnt in ihm das Schattenbild (fantoche) im gelben Schlafrock zu sehen, wie er von Zeit zu Zeit auf seinem Balkon zu Tours oder zu Bordeaux, vom Kaminfeuer aufstehend, sich den vorbei marschirenden Regimentern zeigte und sie mit den Worten anredete: „Bravo, Soldaten, eilt muthig in den Tod! Die Zeit ist gekommen! Ich werde mich indeß weiter wärmen". Ueber die Schellenkappe des Polichinell hatte man Isaak Moses, den Bewahrer der Weisheit Israels vergessen, würdig, wie ein alter Cohen Hagadol, den Miszenophet mit dem weißen Schleier, den mit Scharlach befranzten und mit goldenen Glöckchen verzierten Mesil und den mit 12 Edelsteinen geschmückten Khoschen zu tragen, auf dem die Namen der zwölf Stämme sich befanden. Hinter diesem steckte ein jüdischer Nazi, ein Judenfürst, welcher den größten Einfluß auf die Erhebung des auserwählten Volkes ausübte und gleichzeitig wie ein erster Minister die äußere und innere Politik leitete. Mit einer bewunderungswürdigen Selbstverläugnung überließ er dem Gambetta den materiellen Genuß der Regierungsmacht, die Befriedigung seines schwer zu sättigenden Heißhungers; dagegen dem Rothschild die Freude an seinen albernen Eitelkeiten und vollführte sein eigenstes Werk halb verborgen so wie Joad einst hinter den Vorhängen des Tempels versteckt die Zügel führte.

Als Großmeister vom schottischen Ritus, Präsident der allgemeinen israelitischen Vereinigung, hervorragender Führer der französischen Demokratie, vereinigte Crémieux in seiner Person das Wesen der freimaurerischen Revolution. Er trug mehr als irgend Jemand dazu bei, daß die französische Revolution zum Besten des Judenthums ausgebeutet ward, indem er ihr eine Richtung gab, welche anscheinend idealer Art, d. h. von dem edlen Bestreben geleitet war, eine

verbesserte Organisation zu schaffen, die in der That aber eine rein jüdische Tendenz hatte; in den letzten Jahren seines Lebens bereitete er sogar das messianische Reich vor, indem er laut verkündete, daß nun die lang erwartete Zeit anbräche, wo alle Völker Israel unterthan und alle Welt für die Träger der von Jehovah gesegneten Rasse thätig sein würden.

Seit seinem ersten Auftreten begeisterte sich Crémieux für diese einheitliche Idee. Die Juden sollten ferner nicht mehr vereinzelt leben, sich von dem übrigen Theil des Volkes absondern, sondern sich nach jeder Richtung hin mit ihnen verschmelzen; zu diesem Zwecke sollten sie fürs Erste auf alles was hierbei hindernd sei, sogar auf ihnen theure Gewohnheiten verzichten und selbst den Anblick der verabscheuungswürdigen Symbole der christlichen Religion ertragen lernen. Nur auf diese Art würden sie wirklich zerstören können, was sie mit vollem Rechte hassen. Also erst in die gemeinsamen Rechte eintreten, um später die Anderen daraus zu vertreiben, das war das Losungswort, welches Crémieux den Seinigen gab.

Man sollte meinen, er habe sich an jenem Gesang der alten Holzspalter begeistert:[1])

Willst du Hölzer spalten,
Muß sich bei Beharrlichkeit
Auch Geschick entfalten.
Dies erreicht die rohe Kraft,
Jenes die Geduld nur schafft;
Mit dem Werkzeug nur allein
Wird die Arbeit gut gedeih'n.

Willst du Ulmen spalten
Meide stets die Aeste!
Eine gute Säge thut
Hier das allerbeste.
Hat sie ihren Dienst gethan,
Setz' die Axt behutsam an.
Vorsicht macht allein
Selbst die zähe Ulme klein.

Schon im Jahre 1839 finden wir ihn in geschickter oder

[1]) Rituel de la maçonnerie forestière etc., par F. M. Ragon, ancien Vénérable.

richtiger gesagt in diabolischer Weise thätig wegen der Abschaffung des Eides more judaico.

Die Veranlassung hierzu ist wenig bekannt. Im Mai 1839 prozessirte eine Frau Wolff aus Lixheim im Canton Pfalzburg mit einem Einwohner von Drulingen (Niederrhein) im Arrondissement von Zabern wegen einer Schuld, die dieser bestritt.

Die Richter legten der Frau den Eid more judaico auf.

Isidor, damals Rabbiner in Pfalzburg, später Ober-Rabbiner von Frankreich, ward gerichtlich aufgefordert die Eidesleistung zu leiten. Am festgesetzten Tage erschienen der Kläger und dessen Zeugen vor dem Tempel und fanden ihn geschlossen. Der Rabbiner erklärte rundweg, daß er seine Mitwirkung versage.

Als Rabbiner könnte ich nach dem Gesetz diesen Eid nur bei geöffnetem Heiligthum im Tempel leisten lassen, erklärte er. Heut würde ein außergewöhnlicher Eid vorliegen, bei dem ich meine Mitwirkung versage, denn der Eid more judaico ficht unsere Rechte als französische Bürger an.

Wenn heut zu Tage ein religiöser Bruder sein Recht als französischer Bürger geltend machen wollte, würden sämmtliche jüdischen Zeitschriften ihn mit Schmähungen überhäufen, ihn wie einen Aufwiegler behandeln und ihn in allen Tonarten verlästern. Damals hat kein Katholik Herrn Isidor angegriffen.

Das Gericht zu Zabern, vor dem die Angelegenheit verhandelt ward, erklärte sich für inkompetent und der Staatsrath unter Einwirkung des schon damals allmächtigen Rothschild, gab nach einer geschickten Vertheidigung durch Crémieux[1]) dem Isidor Recht. Es ist bekannt, daß die Juden Lisbonne, Moses und Camille Dreyfuß, nachdem sie verlangt haben daß sie in der Form wie jeder andere den Eid leisten können, nunmehr den Versuch machen, die Franzosen zu hindern, in der bisherigen Weise ihrerseits den Eid zu leisten.

---

1) Seit der Annektirung Elsaß-Lothringens ist der Eid more judaico wieder eingeführt. Die jüdischen Rekruten müssen ihn in Gegenwart des Rabbiners auf die Thora-Rolle (sepher déroulé) leisten.

Dasselbe Vorrecht beanspruchte Crémieux auch für den Schulunterricht. Die Juden wurden bevorzugt in denjenigen Schulen, wo die Kinder in der Thora unterrichtet wurden, da ihnen Christus ein Gräuel war. Crémieux bestand darauf, daß man die jungen Israeliten in die öffentlichen Schulen schicke. „Meine Freunde", sagte er in einer Sitzung der Alliance israëlite, „haltet stets in euren Häusern das kleine im Namen Gottes geweihte Holz (mezuga), laßt es eure Kinder Morgens beim Aufstehen und Abends bei Tische küssen und schickt sie dann in die weltlichen Schulen".

Der alte gewiegte Freimaurer sah recht gut voraus, daß man in kurzer Zeit mit Hülfe des Druckes der Freimaurerlogen auf die Gemüther von Millionen Katholiken eine geziemende Einwirkung ausüben werde, damit nur ja nicht etwa irgend ein Judenkind durch den Anblick des Crucifixes gereizt werde.[1])

Crémieux hatte eine ihn voll beherrschende Eigenschaft; man hätte auf ihn das Wort Bismarcks anwenden können: „In der Politik wie bei den Privatangelegenheiten kommt es auf die Kenntniß der Charaktere und der Interessen des Betreffenden an". Crémieux wußte, daß man den Franzosen alles bieten könne und daß sie alles ruhig hinnähmen.

Als ich einst mit Dumas über die Dekrete sprach, sagte er: „Die Katholiken sind feige!" Mein Mitarbeiter an der Liberté, Joseph Cohen, welcher zwei Bücher von entschiedenem Werth veröffentlicht hat, betitelt: „Les Déicides et les Pharisiens", wiederholt mir einige Tage später dieselben Worte. „Wenn uns das geschehen wäre, was man Euch zu thun gewagt hat, hätten wir uns alle vor die Kapellen hingeworfen, und man hätte nicht gewagt, auf uns zu schießen".

Die Katholiken dulden alles. Sie suchen zwar die eigenen Kinder zu bewahren, lassen aber andere ruhig verderben

---

[1]) Man vergleiche in dieser Hinsicht die merkwürdige Flugschrift von Aristide Astruc: l'Enseignement chez les anciens Juifs (Disciplin, Weltliches, Verpflichtung), in welcher der Verfasser voller Anerkennung gegen Ferry darthut, daß der gegenwärtige Unterrichtsplan ganz dem jüdischen entspricht.

und wagen es nicht einmal das Geld zurück zu weisen, was man ihnen für solche Schändlichkeiten bietet.

Crémieux hatte die feste Ueberzeugung, daß die Energie und die Intelligenz der Nation im Erbleichen sei. Er wußte, daß man die Franzosen der Jetztzeit nach Belieben behandeln könne und das kindische Vertrauen, welches das Volk zu diesem Manne hatte, ist wahrhaft unerhört. Am 2. Dezember wählten die Arbeiter, die von seiner Hingabe für sie überzeugt waren, diesen Pseudodemokraten zu ihrem Wortführer. Crémieux, welcher damals wie Fould und andere Juden gut kaiserlich gesinnt war, ward hierdurch nicht wenig in Verlegenheit gesetzt. Doch man lese was Maupas über diese ergötzliche Geschichte sagt:

Am Morgen des 2. Dezember erhielt ich den Besuch einer sehr liebenswürdigen Frau, deren Mann ein berühmter Advokat und obwohl der Partei der Rothen angehörend, nicht festgenommen worden war. Frau C. kam zu mir um sich über diese Vergeßlichkeit zu beklagen. „Ich bin in Verzweiflung", sprach sie, „mein Haus ist von verdächtigen Menschen belagert. Ein Haufe von Strauchdieben will meinen Mann an die Spitze des Widerstandes stellen, um einen Aufruhr anzuzetteln; noch predigt er ihnen Vernunft, aber er wird schließlich genöthigt werden, ihrer Zudringlichkeit nachzugeben; sie werden ihn auf die Barrikaden führen und man wird ihn dort tödten! Ich weiß nur ein Mittel um mich und meinen Mann zu retten, und über dies Mittel gebieten Sie allein Herr Präfekt". Und wie ich mir noch überlegte, welchen Dienst Frau C. von mir erwarte, fügte sie hinzu: „Das ist sehr einfach. Lassen Sie ihn verhaften. Ich weiß, daß Sie ihm kein Leid anthun und dann können jene abscheulichen Freunde ihn doch nicht im Gefängniß Mazas aufsuchen".

Indeß hatte jener friedliche rothe Republikaner bis jetzt noch nichts gethan, als daß ich diese in einer Anwandlung ehelicher Hingabe gewünschte Maßregel ergreifen durfte und ich konnte mich daher nicht zur Ausführung derselben entschließen. Alles was ich thun könne, sagte ich zu ihr, sei, daß ich ihren Mann überwachen lassen werde. Ich hielt Wort und ich kann bezeugen (woran ich übrigens noch nie gezweifelt habe), daß die von den stärksten Drohungen strotzenden Reden oft nur aus Höflichkeit gegen zudringliche Freunde gehalten werden und daß solche Redner wo Gefahr droht, den Einfaltspinseln oder Ueberspannten die kitzliche Aufgabe zu lösen überlassen sich, wie es einmal so Brauch ist, zum Vortheil einiger Ehrgeizigen tödten zu lassen.

Unser Advokat blieb nach wie vor den durchaus zuträglichen, überlieferten Grundsätzen der revolutionären Aristokratie treu. Er hüllte sich in die Würde seiner Rolle als Oberhaupt einer Partei, gab guten Rath, schreckte — wohl verstanden in Worten — selbst vor dem Aeußersten nicht

zurück und erschöpfte sich auf der Rednertribüne in Versicherungen der Liebe zur Freiheit, zum Volk und zur Demokratie. Indeß ereignete es sich, daß die Erregtheit seiner Sprache die Aufmerksamkeit der ihn überwachenden Agenten auf sich zog. Nicht gering war deshalb mein Erstaunen, als mir eines Tages die Festnahme des wüthenden rothen Republikaners gemeldet ward. Hatten meine Agenten sich geirrt, oder hatten die erfolgreicheren Bemühungen der Frau C. bei meiner Untergebenen dies Resultat hervorgebracht? Genug, sie durfte fortan ruhig schlafen, sie hatte jedenfalls erreicht, was sie gewünscht; ihr Mann befand sich hinter Schloß und Riegel.[1])

So sehr ist der Jude Schauspieler und so stark mißachtet er die öffentliche Meinung, daß Crémieux in dem Prozeß einer Dame Ronconi, die er vor Gericht vertheidigte, sich in Erörterungen darüber erging, was er für die Sache der Freiheit beim Staatsstreich habe erdulden müssen. Das Schönste dabei aber war, daß er sogar die Empfindungen seiner Frau, wie sie schon ihren unglücklichen Mann im Kerker schmachten sah, hineinflocht. Sein Helfershelfer Fréderic Thomas sagt von Crémieux in seinen Petites causes celèbres, er habe die Gabe Montaigne's geerbt, viel von sich reden zu machen, ohne andere dabei zu verdunkeln." Maupas hat dies sicherlich sehr ergötzt.

Gleicht das denn also nicht jener mountebank Gordons? Und dennoch hat Frankreich, nachdem sein Boden vom Feinde überschwemmt war, diesen alten jüdischen Advokaten dazu erkoren, ihm zum Siege zu verhelfen.

Zu keiner Zeit hat sich der Jude auf eine nichtswürdigere Weise gleichgültig für alles was das Vaterland anging, gezeigt, niemals besaß er eine uneingeschränktere Voreingenommenheit für sich und seine Rasse, als zur Zeit jener Dekrete, welche Crémieux in Betreff der Emancipation der algerischen Israeliten erließ.

Die Regierung der nationalen Vertheidigung hatte gar keine Veranlassung die Verfassung Algeriens zu ändern; als sie die Regierungsgewalt in ihre Hand nahm, mußte sie nothwendigerweise aus Gründen der Bescheidenheit erklären, daß dies nur behufs Lösung einer ganz bestimmten Aufgabe geschähe. Crémieux beging demnach, durch die gründliche Um-

---

[1]) Mémoires sur le second Empire.

gestaltung der algerischen Verhältnisse innerhalb eines solchen Interregnums, gewissermaßen eine Gewaltthat. Aber dergleichen berührt ein jüdisches Gewissen nicht und Crémieux erließ nicht weniger als 52 jene Kolonie betreffende Dekrete und selbstverständlich auch Ernennungen von Beamten.

War er sich nicht der Unruhen bewußt, die er hierdurch in einem Lande heraufbeschwor, in welchem die Zeitumstände dringend die Aufrechterhaltung des status quo geboten, wollten wir unser von allen Seiten von Feinden bedröhtes Land nicht noch mehr schwächen? Im Gegentheil, ihm war die Lage der Dinge vollständig klar, er kannte sehr wohl die zwischen Arabern und Juden bestehenden Feindseligkeiten,[1]) er war oft in Algerien Zeuge der Streitigkeiten gewesen, die anläßlich religiöser Feste zwischen Muselmännern und Israeliten ausbrachen. Indem er also diesen Zeitpunkt wählte, die Naturalisation der algerischen Juden durch Dekret zu vollziehen, verrieth er Frankreich im eigensten Interesse seiner Rasse.

Und grade im Jahre 1871 hatte das etwas besonders Gehässiges. Die Araber hatten im letzten Kriege heldenmüthig gekämpft. Diese „schwarzen Teufel", wie sie von den Deutschen genannt wurden, hatten durch ihr unerschrockenes Eindringen in das Kartätschenfeuer, bei Weißenburg und bei Wörth, die Bewunderung der Feinde erregt. Albert Duruy, der sich, um sogleich ins Feuer zu kommen, den algerischen Tirailleuren angeschlossen hatte, erzählte mir von dem seltsamen Eindruck, den ihr wildes Geschrei und ihre tigerartigen Sprünge machten. Jene wilden Gesellen nannten Duruy den „Sohn des Veziers" und zollten ihm Achtung und Bewunderung. Als jene Tirailleure, in den Hopfenfeldern auf den Knien liegend, bei Weißenburg den Befehl erhielten den Rückzug zu decken, bückte sich Duruy unwillkürlich beim Kugelhagel. Plötzlich fühlte er eine eiserne Faust auf seiner Schulter, „as pas pour, as pas pour" (habe keine Furcht) rief ihm

---

[1]) Der Haß der Araber gegen die Juden war, wie Merimé den ich für einen starken Judenfreund halte und der sicher nie getauft wurde, in seinen Lettres à Panizzi erzählt, so groß daß man, um die Turkos im Feldzug gegen Oesterreich anzufeuern, nur nöthig hatte ihnen zu sagen, sie hätten Juden als Feinde vor sich.

ein Turko zu, indem er ihm seine weißen Zähne wies, die sein kupferbraunes Antlitz heller glänzend erscheinen ließ.

Es wäre deshalb ganz erklärlich gewesen, wenn die Regierung der nationalen Vertheidigung diese heldenmüthigen Araber, welche früher uns so lange bekämpft und nun in der Stunde der Gefahr muthig für unsere Vertheidigung eingetreten waren, ganz besonders belohnt hätte.[1]) Wie Rom den Sklaven die Freiheit schenkte, welche im Bürgerkriege für dasselbe fochten, so hätte sicher in Algerien eine feierliche Bekanntmachung, durch welche die Würdigen zu französischen Bürgern ernannt worden wären, einen vortrefflichen Eindruck gemacht.

Die Männer von Tours faßten dies aber anders auf. Neben den kämpfenden Arabern giebt es dort eine verworfene Rasse, welche von einem schandbaren Handel lebt, der die Unglücklichen, welche ihnen in die Klauen fallen, bis aufs Blut drückt und die sich von der Beraubung Anderer nähren. Dieser Rasse war die Sympathie der Regierung der nationalen Vertheidigung und vorzugsweise diejenige Crémieux's zugewandt.

Was ein algerischer Jude besagen will, davon können wir uns, nachdem was wir hier sehen, keine Vorstellung machen, denn obgleich der jüdische Wucher in einigen Ländern, namentlich im Elsaß ungeheure Dimensionen angenommen hat, kann er sich doch mit dem algerischen nicht vergleichen.

Ein kaiserlicher Brief über Algerien möge in dieser Beziehung eine Thatsache unter tausenden enthüllen.[2])

Im Monat November 1861 besaßen einige Ortschaften (douars) vom Stamme Djebela (Aghalih von Mostaganem) in Folge mehrfach auf-

---

[1]) General Bosquet war der erste, welcher es erkannt hatte, welche Dienste uns diese irregulären Truppen leisten könnten. Am 30. Januar 1856 schon schrieb er an den damaligen Gouverneur von Algerien, General Randon: Frankreich wird später einmal unter den Arabern seine Legionen finden, wie ehemals Rom in Spanien und Gallien, und ich glaube, daß die Rekrutirung unseres Heeres durch sie einst einen ansehnlichen Zuwachs erhalten wird.

[2]) Lettre sur la politique de la France en Algérie. Brief des Kaisers an den Marschall Mac Mahon, General-Gouverneur von Algerien.

einander folgender Mißernten keine Aussaat. Die Vorsteher jener Ortschaften, unter ihnen der Kaïd, wandten sich deshalb an einen Israeliten zu Mostaganem. Dieser erbot sich ihnen Gerste zu dem hohen Preise von 36 Franken den Centner zu liefern. Dieser Betrag sollte und zwar nicht in Geld, sondern in Natura, zum Marktpreise nach der folgenden Ernte zurückerstattet werden. Im August 1862 galt nun die Gerste 7 Franken der Centner. Die Leute von Djebela mußten also fast 6 Centner für den einen empfangenen, also 600 Prozent erstatten.[1])

Dank solcher Vorkommnisse erfreut sich selbstredend der Jude in Algier der allgemeinsten Verachtung. Er mag in das Haus eines Arabers eintreten wann er will, nie werden die arabischen Frauen sich ihre Schleier vorlegen, denn der Jude ist für sie kein Mensch.

Ein Araber würde sich für entehrt halten, wenn er einen Juden tödtete.

In der bekannten Karawanen-Angelegenheit von Guessa, im Jahre 1871 gerieth einer der Angeschuldigten Namens Ben Ganah, ein sonst unempfindlicher Mensch, in eine förmliche Wuth, als man ihn beschuldigte, einen Juden getödtet zu haben. „Ich", rief er aus, „einen Juden tödten? Ich habe, um meinen Vater zu rächen, mehrere Hamama's getödtet, aber einen Juden tödte ich so wenig wie ein Weib. Hätte ich es gethan, so würde ich nicht mich selber hier gestellt haben. Ich würde es nicht wagen, mich noch bei meinem Stamme sehen zu lassen.

Bouzet sagt: Niemals würde ein Edler vom Stamme der Nemencha zugeben, daß der Sohn des großen Kaid Granah, wenn er noch seines Stammes würdig sein sollte, habe einen Juden tödten können. Der geringste Schafhirt jenes Stammes würde sich eines solchen Mordes schämen.

---

[1]) In der den Juden sicherlich wenig feindlich gesinnten Zeitschrift La France schrieb Huguonnet unterm 3. Juli 1884 gelegentlich der in Algerien stattgehabten semitischen Unruhen: „Der Wucher ist hier wahrhaft erschreckend. Davon ein Beispiel: Wenn ein Turko oder ein Spahi sich am Tage vor Empfang seines Soldes einen Franken borgt, muß er anderen Taegs dafür zwei erstatten, also 3650 Procent geben. Der Abgeordnete für Oran, Thamson und der Jude Etienne, welcher gesetzwidrigerweise gleichzeitig General-Inspektor der Eisenbahnen und Abgeordneter ist, hätten hier die schönste Gelegenheit die Tugenden Israels und ihre Sympathieen gegen die zu rühmen, welche Frankreich im Krieg dienten.

Ein Räuber wäre wohl im Stande, einen Israeliten zu tödten, um den Zeugen jenes Verbrechens aus der Welt zu schaffen, wenn aber eine Karawane angefallen wird, so brauchen sich die Juden nur als solche zu erkennen zu geben und Niemand geht ihnen ans Leben.

Um die Schützlinge Crémieux's in das rechte Licht zu stellen, führen wir dem Leser das farbenreiche, lebensvolle Bild vor, was Maupassant im „Soleil" von dem arabischen Juden ausgeführt hat.

In Bou-Saada sieht man sie in unsauberen Höhlen, im Schmutz und fettgedunsen, auf den Araber lauern, wie die Spinne auf die Fliege. Sie drängen sich ihm auf, sie versuchen es, ihm 100 Sous gegen einen Schein aufzunöthigen. Jener ahnt instinktmäßig die ihm drohende Gefahr, er zögert, er weigert sich, aber die Trunksucht und andere Leidenschaften reizen ihn. Hundert Sous bieten ihm zu große Genüsse, endlich langt er zu, nimmt das Geld und unterschreibt das fettige Papier.

Nach sechs Monaten schuldet er bereits 10 Franken, nach einem Jahre 20, nach drei Jahren hundert Franken. Nun läßt der Jude sein Besitzthum verkaufen, wenn er ein solches hat, sonst sein Kameel, sein Pferd, seinen Esel, kurz alles was er besitzt.

Die Häuptlinge, die Kaids, Aga's oder Bach-Aga's fallen gleichfalls in die Klauen dieser Raubgierigen, welche die Geißel und die Blutsauger jener Kolonien und ein Hinderniß der Civilisation und des Wohlbefindens der Araber sind.

Sobald eine französische Kolonne irgend einen rebellischen Stamm überfällt, folgt ihr ein ganzer Schwarm von Juden und kauft zu den niedrigsten Preisen das den Arabern Abgenommene, sobald die Truppen sich wieder entfernen.

Wurden z. B. irgendwo 6000 Hammel requirirt, was soll dann mit den Thieren geschehen? Sie mitnehmen? Sie würden unterwegs vor Hunger sterben. Wie sie aber ernähren, wie sie durch 2 bis 300 Kilometer in der Wüste tränken?

Außerdem würde man eine große Anzahl Mannschaften zu ihrem Transport nöthig haben. Sie tödten? das wäre ein zu großer Verlust. Nun sind die Juden da, welche sie kaufen wollen. Sie bieten 2 Franken für einen Hammel, der das zehnfache werth ist. Doch gewinnt die Kriegskasse immerhin noch 12000 Franken, also geht man auf den Handel ein, und acht Tage später kriegt der Araber jeden Hammel zu 3 Franken zurück. So kostet die französische vengeance nicht allzuviel!

Der Jude ist Herr des ganzen südlichen Algeriens. Da giebt es fast nicht einen Araber, der dem Juden nicht verschuldet wäre, denn der Araber erstattet nicht gern wieder. Oft läßt er seine Schuld gegen 100 bis 200 Prozent verlängern. Er glaubt: Zeit gewonnen, alles gewonnen. Es bedürfte einer besonderen Gesetzgebung, um diesem Uebel Einhalt zu thun. Uebrigens wendet der Jude im ganzen Süden Algeriens die ungesetzlichsten Mittel zur Ausübung des Wuchers an und die hauptsächlichsten Macher sind die Mozabiten. . . .

Obiges Bild mögen noch einige Zeilen eines Schriftstellers vervollkommnen, den Niemand beschuldigen wird ein Verfechter der Inquisition zu sein; wir finden dieselben in seinem „France, Algérie, Colonies“ betitelten Buche.

Reclus sagt daselbst: Die algerischen Juden wurden durch Dekret sämmtlich naturalisirt, während wir gegen die wohldisciplinirten evangelischen Haufen fechten. Sicherlich hatten jene es nicht verdient, denn sie haben einzig und allein Bankwesen, Handel, Mäkler- und Kolportage- oder Wuchergeschäfte betrieben, keiner von ihnen hat je den Pflug geführt, sich dem Garten- oder Weinbau gewidmet und nur sehr wenige der späten Nachkommen Esau's haben ein Handwerk gelernt. Keiner von ihnen hat gegen deutsche Kanonenkugeln gestanden, wie jene Berber, Araber und Neger, deren viele unter den Helden von Reichshofen sich befanden. Ebensowenig wie sie Algier von 1830 bis 1871 gegen uns vertheidigten, ebensowenig werden sie uns je gegen unsere Feinde vertheidigen.

Haben diese Juden denn jemals Vaterlandsliebe für Frankreich gezeigt? Nein, sie haben nach ihrer alten Gewohnheit sich daran genügen lassen, aus beiden Lägern Gewinn für sich zu ziehen.

In der ersten Zeit der Eroberung Algiers, sagt Kapitän Villot, dienten sie abwechselnd uns Franzosen und Abd'El Kader als Spione und bewahrten gewöhnlich eine neutrale Haltung, bis das Glück für uns entschied.

Während die Araber sich für uns schlugen, gaben die Juden im Gegentheil bei unserer Niederlage in der gemeinsten Weise ihren Beifall zu erkennen. Villot erzählt die Vorgänge, welche nach der Niederlage bei Sedan und Constantine stattfanden. Jene ganze kosmopolitische Bevölkerung stampfte vor Freuden mit den Füßen und bezeugte dies auf den öffentlichen Plätzen und in den Straßen durch unanständige Tänze. Aber auch eine rührende Szene ereignete sich. Man hatte die Büste des Kaisers aufs Pflaster geworfen, aber einige Eingeborene sammelten die Stücke auf und trugen sie nach Haus. Es war ergreifend, zu sehen, daß jener Souverän, der einst das schönste Reich der Erde besaß, hier nur noch unter den Arabern einige Getreue zählte, die sich des Besiegten noch dankbar jetzt erinnerten, wie er sie in seiner Glanzzeit hier besucht und damals die Vertreibung aus ihrem Besitzthum verhindert hatte.

Die Juden bezeugten ihre Ergebenheit für Frankreich,

indem sie sich mit den Spaniern und den Malthesern auf den unglücklichen General Walsin-Esterhazy stürzten, der, verwundet und unfähig sich zu vertheidigen, derartig mit Schlägen mißhandelt ward, daß er sich wieder einschiffen mußte. [1])

Algerien war damals der Schauplatz unerhörter Ausschreitungen, zu welchen sich jene Frechheit und jener marktschreierische Schwindel, wie es Gordon sehr richtig nennt, gesellt, welchen die Juden in das öffentliche Leben eingeführt haben. . . .

Es ist bekannt, welchen Abschaum die Algerischen Städte bergen. Seit Beginn des Feldzuges zogen alle diese Maulhelden beim Absynthglase in den Kaffehäusern über unsere Generäle los, während jene in glühender Sonnenhitze Hunger und Durst litten und einer gegen 10 kämpften. Als unsere unglücklichen, von Strapazen ermatteten, meist verwundeten Offiziere von Sedan und Metz eintrafen, verweigerten jene Schelme sie dort aufzunehmen, unter dem Vorwand, sie hätten kapitulirt und schändeten dadurch jene Vaterlandsvertheidiger. Vielleicht hätten diese Offiziere klüger

[1]) Hier das Zeugniß, welches vom Abgeordneten Warnier dem Kapitän Guichard gegeben ward, der muthig den General vertheidigt hatte.

„Ich, Unterzeichneter, Präfekt von Algerien, bezeuge, daß ich am 28. Oktober vom General Walsin-Esterhazy ersucht worden bin, ihn vom Regierungsgebäude nach der Admiralität zu geleiten, da der Sieg der revolutionären Commune ihn zwang, sich einzuschiffen. Ich erkläre, daß ich als Augenzeuge den Gefahren denen der genannte General ausgesetzt war, beigewohnt habe. Derselbe würde ohne den muthigen Beistand des Kapitän Guichard und der Mannschaften der 2. Milizbatterie von Algerien, welche er befehligte, sammt uns den Wuthausbrüchen mehrerer tausend Juden unterlegen sein, mit welchen diese in Verbindung mit Spaniern und Malthesern und durch die Verführung Seitens einiger überspannter Franzosen uns bedrohten, und daß wir es lediglich der Energie und der persönlichen Hingabe jener Mannschaften der 2. Batterie zu danken haben, daß es bei persönlichen Beschimpfungen und thätlichen Beleidigungen geblieben ist.

Zur Beglaubigung dessen habe ich dem Kapitän Guichard das gegenwärtige Attest ausgestellt, um sich gehörigen Orts desselben bedienen zu können.

Warnier,
Abgeordneter für das Departement Algerien".

gethan, keinen Revers zu unterzeichnen, aber die Empfindlichkeit von Leuten, welche sich nie in ihrem Leben selbst geschlagen haben, ist doch das Komischste, was man sich denken kann. Gleicht es nicht einem afrikanischen Erckmann-Chatrian?

Hinter diesem anscheinend patriotischen Fieberwahn steckten wahrscheinlich einige deutsche Agenten, welche an die Führer dieser versumpften Internationalen Geld vertheilten, damit unsere zurückgekommenen Offiziere hier nicht andere disponible Offiziere ersetzten, deren man in Frankreich so dringend bedurfte.

Diese Beweise von Ergebenheit befestigten Crémieux immer mehr in seinen Absichten. Es war, wie er sich ausdrückte, „einer der schönsten Augenblicke seines Lebens, daß er 30000 seiner Glaubensgenossen die Eigenschaft französischer Bürger zuerkennen durfte.“ Uebrigens hatte er diese Dekrete verbreitet, ohne irgend Jemand der mit den Kolonial-Verhältnissen vertraut war, vorher davon Mittheilung zu machen. Er hatte sich zu diesem Behuf die auf Algerien bezüglichen Aktenstücke geben lassen, und hatte die Vorsicht gebraucht, vor seinem Rücktritt die wichtigsten derselben zu entwenden. [1])

Am 24. Oktober 1870 ward von der Regierung der nationalen Vertheidigung jenes berühmte Dekret veröffentlicht:

Die Regierung der nationalen Vertheidigung bestimmt:

Die eingeborenen Israeliten des Departements von Algerien haben fortan das französische Bürgerrecht. Ihr persönlicher Besitzstand wird vom Tage der Verkündigung dieses Dekrets an nach Maßgabe des französischen Gesetzes geregelt; alle bis zu diesem Tage erworbenen Rechte sind unverletzlich.

Alle gesetzlichen Verfügungen, Senats-Consulte, Dekrete, Verordnungen, welche obigen Bestimmungen zuwiderlaufen, treten außer Kraft.

Gegeben zu Tours am 28. Oktober 1870.

Ad Crémieux. L. Gambetta. A. Glais-Bizoin. L. Fourichon.

---

[1]) Von den Urkunden, mit Hülfe derer die Dekrete vom 24. Oktober angefertigt wurden, hat sich nichts wieder vorgefunden. (Bericht des Herrn de la Sicotière).

Wie begreiflich, ward dies Dekret in Algier mit fast einstimmiger Entrüstung aufgenommen. Wir verweisen bezüglich dessen auf die „Enquête parlementaire sur les actes du gouvernement de la défense nationale und auf den ausgezeichneten Bericht des Herrn de la Sicotière, der ein Stück Zeitgeschichte ist. Die konservative Majorität der Nationalversammlung, heißt es darin, ließ sich begnügen, daß das Dokument vorhanden war und überließ der Zukunft das interessante Material; diese wird nicht begreifen, wie es möglich gewesen ist, anzustehen, jene Männer des 4. September solches Verbrechens wegen nicht zu verfolgen, und wie man, überzeugt, daß die Republik nur Unglück über Frankreich heraufbeschwor, nicht den Muth gehabt habe, sie alsbald aus der Welt zu schaffen. Meliora video, deteriora sequor, war ihr Wahlspruch.

Wenn man hört, was die Zeugen jener Untersuchung aussagten, wenn man liest, was die zu einem Urtheil Berufenen darüber schriftlich hinterließen, so kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Crémieux der Hauptanstifter und mithin der einzig Verantwortliche des algierischen Aufstandes gewesen ist.

Der Admiral von Gueydon sagte, jenes Dekret, welches die Einverleibung der Israeliten anordnete, was die Mohamedner tief kränkte, halte ich für die Hauptursache des Aufstandes.

Und Kapitain Villot äußerte, daß Klassen- und Rassenhaß, verletztes Interesse, Eifersucht und Rachegedanken die natürlichen Folgen jenes unglücklichen Dekrets gewesen seien. Es ekelte die eingeborenen Mohamedaner an, ihre geschworenen Feinde, welche sie für feig, kriechend und verächtlich hielten, zu Mitbürgern anerkannt zu sehen. „Weßhalb, so fragten sie, die Bevorzugung dieser Juden, die weder in der Krimm, noch in Italien oder Mexico ihr Blut vergossen und die nicht wie wir 10000 Gefangene in Deutschland zurückließen?“

Noch strenger urtheilte Herr von Preßbois, ehemaliger Eskadrons-Chef und früherer Abgeordneter von Algerien aus dem Jahre 1848.

Von dem Augenblick an, wo jenes republikanische oder das sogenannte Vertheidigungs-Komité, die Naturalisation der sämmtlichen Juden, d. h. des unwichtigsten Theils der algerischen Bevölkerung, verfügte, jener Bevölkerung, die betreffs der Landesvertheidigung eine wahrhaft lächerliche ist, war ein Aufstand der Araber und Kabylen unvermeidlich.

Als diesen das Dekret Crémieux bekannt wurde, stieg die Aufregung bis zur Verachtung jener Franzosen, die sich so weit erniedrigt hatten, daß sie Abgeordnete zu den Juden nach Bordeaux sandten, um ihre Gleichstellung mit jener verachteten Rasse herbeizuführen.

Alsbald zeigten sich die ersten Anzeichen einer Auflehnung. Wer den stolzen, kriegerischen Sinn der Eingeborenen kennt, begreift, daß es ihren Ehrgeiz beleidigte, sich den Juden unterwerfen zu sollen, und es stiegen in ihren Augen die Franzosen selbst zu den Juden hinab.

So riefen jene Juden, die uns vom ersten Anfang der Eroberung Algeriens viele Schwierigkeiten bereiteten, angesichts der Wahlumtriebe die größten Gefahren in der Kolonie hervor.

General Ducrot schrieb 1871 (La verité sur l'Algérie): „Das Dekret Crémieux über die Naturalisation der Juden rief überall Entrüstung hervor."

Serre sagt in seiner Schrift: les Arabes martyrs, études sur l'insurrection de 1871 en Algérie:

Ohne die Naturalisation der Juden, die das Dekret von Crémieux verfügte, und ohne die Vorgänge der Commune, hätte der Aufstand keine so allgemeine und schreckliche Gestalt angenommen.

Die Zeitschrift „l'Akhbar" vom 15. November 1872 sagt:

Die Naturalisation der Juden ist eine der hauptsächlichsten Ursachen des Aufstandes; sie beleidigt die mohamedanische Bevölkerung, weil sie die Herrschaft der eingeborenen Juden über Arabien und Kabylien bedeutet.

Der Aufstand brach aus, als die mohamedanische Bevölkerung gegen Ende des Jahres 1871 bemerkte, daß die Juden zu Geschworenen gewählt wurden. „Da erst", heißt es in der Darlegung der Beweggründe für den Ablehnungs-Entwurf, begriff jener Theil der Bevölkerung, auf die bis dahin die Erklärung vom 24. Oktober keinen besonderen Eindruck gemacht hatte, daß sie selber fortan von den eingeborenen Israeliten gerichtet würden. Wer dies noch bestreiten wollte, den brauchte man nur an die Thatsache zu erinnern, daß der Khalif Medjana Si Mokrani das Offizierkreuz der Ehrenlegion mit dem Bemerken zurücksandte: er wolle lieber mit den Waffen in der Hand sterben, als den seiner Rasse angethanenen Schimpf dulden, daß die Israeliten über dieselben gestellt würden. Jenes den Juden eingeräumte Recht war

demnach verfrüht und gefährlich und daher mindestens mit eine Veranlassung zum Aufstand.

Man stelle nur jenem krummnasigen Juden Crémieux, der das Land was sich ihm anvertraute, verrathen hat, die edle, tapfere Persönlichkeit unseres Feindes Sidi Mohamet Ben Ahmed et Mokrani gegenüber.

Mokrani ist der Typus jener vornehmen Araber, wie sie uns Fromentin in seinen glänzenden Darstellungen unter dem Azurblau des Arabischen Himmels vorführt. Der Araber schwärmt für prächtige Waffen und schöne Pferde, es ist entzückend, ihn bei den Reiter-Tournieren im Steigbügel zu sehen. Ernst und würdig begrüßt er am Eingang seines Zeltes seine Gäste; glänzende Gastmahle gaben ihre Häuptlinge unseren Offizieren, als sie nach langem Widerstande der Muth unserer Soldaten begeistert und hingerissen hatte. Mit Stolz trugen sie auf ihrem arabischen Mantel das Kreuz der Ehrenlegion, welches, jetzt herabgewürdigt, damals Muth, Fähigkeit und Tugend belohnte. Furchtbar als Feind, aufrichtig als Freund, war jener Mokrani würdig der Zeit der Yousouf-ben-Ayoub-Salah-Eddyn, der mit den Kreuzrittern kämpfte. [1]) Das Offizierkreuz der Ehrenlegion erwarb er sich durch eine

[1]) Es ist bekannt, daß er behauptete, von einem Montmorency abzustammmen, welcher durch einen Sturm nach Algerien verschlagen, sich daselbst niederließ. Das Schicksal dieses unerschrockenen Führers erinnert in mehrfacher Beziehung an dasjenige Castelnaudary's, der gleichfalls edelsten Impulsen folgend, als Führer eines Aufstandes, von dem ihm eine innere Herzensstimme abrieth, unterlag.

Die jüdische Presse hat, um Mokrani herabzusetzen, behauptet, daß ihn Geldverlegenheiten zu diesem Aufstande gezwungen hätten; dies ist eine Unwahrheit. Die Schulden Mokrani's waren ehrenwerther Art. Während der Hungersnoth von 1867/68 hatte er in seiner bekannten Großmuth bedeutende Summen aufgenommen, um den Leuten seines Stammes Getreide geben zu können. Marschall Mac Mahon hatte sein Wort dafür verpfändet, falls seine Schuldner diese Vorschüsse nicht erstatteten, daß dann Frankreich die für seinen Stamm im öffentlichen Interesse verausgabten Summen ersetzen werde. Die Regierung der nationalen Vertheidigung aber, welche das Geld verschleuderte um Lieferanten wie Ferrand zu bereichern, löste natürlich das von Mac Mahon gegebene Wort nicht ein, sondern antwortete dem Bach-Agha: „Siehe zu wie Du fertig wirst".

der Ritterzeit würdige Waffenthat, indem er den Aufrührer Bou Barghla inmitten seiner Partheigänger mit eigener Hand tödtete.

Als ihm ein französischer Offizier das Dekret Crémieux's überreichte, spie er darauf und gab es ihm mit den Worten zurück:

„Niemals werde ich einem Juden gehorchen"!

Dieser durch und durch edelmüthige Charakter verschmähte es, Frankreich anzugreifen, während es mit Deutschland im Krieg begriffen war. Er wartete damit in ritterlicher Art, bis wir zum Kampfe unsere Kräfte beisammen hatten. Dann erst sandte er seinen Orden an den General Augéraud zurück, ließ ihm verbindlich für die ihm bisher bezeugte Rücksichtnahme danken und ihm die Kriegserklärung überreichen, die mit den Worten schloß: „Wenn ich bisher Frankreich diente, so geschah es, weil ich während eines Krieges mit Deutschland ihm keine Schwierigkeiten bereiten wollte. Jetzt, wo der Friede geschlossen ist, begehre ich meine Freiheit zurück." Mokrani fiel als Held; er suchte den Tod, da er einem entehrten Frankreich nicht länger dienen, nicht länger für ein Land kämpfen wollte, dessen Gast er bei Compiègne und Fontainebleau gewesen war. Um seines Todes sicher zu sein, stieg er vom Pferde, das ihn vielleicht im Augenblick der Gefahr durch schnelle Flucht hätte retten können. Bei Oued-Zeloun, wo unsere Zuaven einen Hügel besetzt hielten, hätte er leicht der Gefahr entrinnen können, aber er, der vornehme Führer, ging zu Fuß an der Spitze seiner zögernden Mannschaft voran, bis ihn die tödtliche Kugel in die Stirn traf. Er hoffte, daß sein seit mehreren Tagen von ihm vorausgesehener Tod den Aufstand beenden werde. [1])

Keinenfalls hat Sidi Mokrani je einem Juden gehorcht. Unter den französischen Offizieren, welche das widrige Schicksal der Jetztzeit in die traurige Nothwendigkeit versetzt hat, ihren Degen dem Dienste solcher Menschen zur Verfügung stellen zu müssen, welche von Wucher und Diebstahl leben,

---

[1]) Vertheidigung des Bou-Mezrag vor den Assisen von Constantine (27. April 1873).

beneiden sicher Viele das Schicksal jenes Scheicks ohne Furcht und Tadel.

Beachtens- und bedauernswerth aber ist das Loos unserer armen Soldaten, der Kinder christlicher Mütter, die sich tödten lassen müssen, um die Bürgerrechte jüdischer Wucherer zu schützen, die selbst zu feige sind, um die ihnen bewilligten Vorrechte zu vertheidigen.

Du Bouzet sagt: mit ganz geringen Ausnahmen wird der eingeborene Jude nicht Soldat; der Krieg ist seinen Gewohnheiten zuwider. Drei Monate dauert es, ehe er ein Gewehr ohne Furcht abschießen lernt; und wieviel länger, ehe er das Kugelpfeifen erträgt, ohne die Flucht zu ergreifen? Nun wissen Sie aber, meine Herren, daß im Falle eines arabischen Aufstandes alle in Afrika lebenden Franzosen verpflichtet sind, unseren Soldaten thätig beizustehen. Wird man dann eine Ausnahme bezüglich der israelitischen Bürger machen? Das wäre höchst ungerecht.

Ihr Beispiel würde aber soldatisch schlecht wirken, ob sie nun Stand halten oder fliehen; ihre Gegenwart genügt, um die Treue und Beharrlichkeit unserer mohamedanischen Hülfstruppen zu erschüttern und unsere Feinde zu erbittern.

Die „Auslegung der Beweggründe" läßt in dieser Beziehung keine Zweifel zu:

Als der arabische Aufstand ausbrach, sind die Israeliten nur mit äußerstem Widerstreben in den militärischen Dienst getreten. Jedermann weiß, daß, geringe Ausnahmen abgerechnet, das Temperament und die Sitten der Israeliten einer erfolgreichen, nutzbringenden Einreihung ins Heer entgegenstehen. Auf dem Marsch selbst ist ihre geringe Anzahl, schon ihrer religiösen Gebräuche halber ein Hinderniß, sich in die allgemeine Ordnung zu fügen. Aus der Reihe der mohamedanischen Tiralleure mußten sie zurück gezogen werden, weil Jene nicht dazu zu bewegen waren, Feuer auf ihre Glaubensgenossen zu geben, wenn sie Juden in unseren Reihen sahen. Also sowohl durch ihre eigenen Eigenschaften, als auch wegen ihrer Beziehungen zu anderen Rassen, sind die Israeliten zum Kriegsdienst untauglich.

Die Juden sind feige aber erbarmungslos. Araber, die sich auf das ihnen schriftlich von unseren Offizieren gegebene Wort, auf die von unseren Generälen Hallemant, Bonvalet, Augéraud unterzeichneten Reverse hin ergeben hatten, wurden erschossen, ohne daß unsere Offiziere, die sich hierdurch selbst herabwürdigten, gegen solche Nichtswürdigkeiten, welche den Ruf der Ehrenhaftigkeit unserer Armee gefährdeten, protestirt hätten.

Ein Araber zu Nebval trug jenen von unseren Generälen unterzeichneten Pardon (lettre d'aman) bei sich, und in dem Vertrauen, daß kein französischer Soldat seine Pflicht vergessen könne, wies er dem das Executions-Kommando befehligenden Offizier diesen Pardon vor. Nichtsdestoweniger kommandirte derselbe, anstatt einige Juden an Stelle des Gefangenen erschießen zu lassen, Feuer . . . und der arme Araber hielt, indem er fiel, wie zum letzten Zeichen des Protestes gegen solche Lüge, jenen Brief hoch empor.

Noch empörender war es, daß, während man französische Mörder und Mordbrenner begnadigte, man jeden Araber von der Amnestie ausschloß, als ob diese, welche ihre Freiheit vertheidigten, nicht eben so entschuldbar waren wie wir, wenn wir uns gegen unsere deutschen Sieger aufgelehnt hätten.[1])

---

[1]) Fast der Einzige, der in der Presse diese Unglücklichen vertheidigt hat, war Aurelien Scholl, welcher im Événement ihnen zwei bis drei beredte Aufsätze gewidmet hat.

Die arabische Frage war der hauptsächlichste Grund der Verwerfung der Amnestie im Februar 1866. Es ist bekannt, daß Henri Rochefort die Initiative hierbei ergriff, und Cryjanowski unter dem Namen Sigismund Lacroix, welcher als Pole wegen des Versuchs, Berezowski zu befreien, wohl zu entschuldigen ist, brachte sie zu Fall. Diese Gelegenheit benutzte Rochefort, um diesen Collegen von der äußersten Linken abzuthun, indem er durch in seinen Händen befindliche Beweise in der Nummer vom 28. Januar 1866 seines Intransigeant nachwies, daß Jener ein von der Polizei besoldeter Aufpasser sei. Wenn sich zwei Republikaner streiten erfährt man in der Regel die Wahrheit.

Es lohnt sich der Mühe der Sache näher zu treten. Nichts sonderbarer als der Zorn der jüdischen Abgeordneten, welche bei dem bloßen Gedanken außer sich waren, daß man die seit lange in der Gefangenschaft befindlichen Araber begnadigen könnte. Etienne wußte zuletzt selbst nicht mehr, was er sprach: „Wissen Sie denn nicht", rief er aus, „daß sie Pachthöfe, Weiber und Kinder verbrannt haben?"

Thomson behauptet, man könne sie nicht freigeben, weil man sie seiner Zeit ihres Eigenthums beraubt habe und es ihnen jetzt zurückerstatten müßte.

Camille Dreyfuß widerspricht dem auf's heftigste.

Henri Rochefort, der niemals überlegte, war indeß in diesem Fall instinktmäßig, eben weil er unabhängig ist, ein sehr klarsehender Politiker.

Wir haben in der That jetzt gar keine Veranlassung diese Gattung des neuesten Rechts zu mißachten, nach welcher es mit Gewalt unterdrückten Völkern gestattet ist, ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen. Frank-

Hochinteressant war es zu sehen, wie diese Frage in der Nationalversammlung erledigt ward. Man glaubt vielleicht, daß unter den die Mehrzahl bildenden Katholiken auch nur ein Mann sich erhoben hätte, um jenem fanatischen Greise, welcher im Interesse der Seinigen jenen furchtbaren Aufstand ins Werk gesetzt hat, der so vielen Franzosen das Leben gekostet hat, eine moralische Niederlage zu bereiten und ihm seine Verachtung zu zeigen. Vielleicht meint man, daß wenigstens eine Stimme laut geworden wäre zu Gunsten aller der im Kriege gegen Deutschland gefallenen Araber, in einem Kriege zur Vertheidigung des Landes, das ihnen ihre Unabhängigkeit genommen hat.

Dann kennt man diese konservativen Katholiken nicht; vor allem sind sie sehr vorsichtig und wagen es nicht, weder Rothschild zu mißfallen, noch die Wahrheit zu verkünden oder die Dinge im richtigen Licht zu zeigen. Sie lächeln seit jener Zeit nur verschmitzt und scheinen damit anzudeuten: „Laßt uns nur machen!" Durch den Erfolg ihrer Schlauheit ermuthigt, lächeln sie weiter fort, grundverschieden von jenen braven Leuten früheren Schlages, welche ihre Meinung mit dem Tode besiegelten, werden sie noch lächeln, wenn man sie auf

---

reich ist, oder richtiger gesagt, war, ehe es in die Hände der Juden gefallen war, ein rein sentimentales Land; in Deutschland, dem Lande der Vernunft, bestrebt man sich seine Handlungen theoretisch zu begründen. Deutschland würde von der Rückweisung jeder Begnadigung, von der gegen aufrührerische Landsleute gezeigten Unversöhnlichkeit, von dem durch Thomson unumwunden bezeugten Recht, die Güter der Aufrührer mit Beschlag zu belegen, sorgfältig Akt nehmen, und solche Präcedenzfälle würden ihm bei passender Gelegenheit willkommen sein, um jede Gewaltmaßregel betreffs der gegen das ihnen auferlegte Joch sich sträubenden Elsaß-Lothringer auszuüben.

Rußland bestritt gleichfalls, und zwar durch einen Polen, das Recht der Aufhebung, durch welche Polen so häufig seine Freiheit von seinen Unterdrückern zurückgefordert hat, und bediente sich dazu des Ernjanowski. Alles das, vom Gesichtspunkt des Ideenumschwungs aus in Betracht gezogen, deutet auf das herannahende Ende jenes revolutionären, die Völker befreienden, edelmüthigen Frankreichs, welches selbst Denen schnell vergab, die es bekämpften.

Unsere französischen Kammern werden nur noch vom jüdischen Interesse berührt und geleitet.

dem Karren nach dem Richtplatz führt. „Das feine Lächeln" eines politisch Konservativen! Wie hochpoetisch!

Der Allerschlaueste ist Crémieux. Es ist ein wahrer Genuß, ihn in der Sitzung der Alliance israëlite vom 12. Mai 1872 zu hören, wie er seinen Glaubensgenossen klar macht, wie er es angefangen habe, um den Widerruf des Dekrets zu verhindern. Man glaubt ihn „auf seinen Korksohlen" wie Saint-Simon sagt, laufen zu hören. Platten — so heißen im Freimaurer Kauderwelsch die Briefe — werden lebhaft gewechselt.[1]) In demselben Augenblick, wo Crémieux sich anschickte nach Algerien abzureisen, benachrichtigte ihn Barthélemy Saint Hilaire, daß der Admiral von Gueydon soeben eingetroffen sei und überreichte ihm dessen Adresse.[2]) Crémieux schrieb an den Admiral und bat um eine Besprechung, aber noch ehe diese stattfand, erbat er sich noch etwas. Und was meint man wohl? Ihn zu versichern, daß er (Gueydon) ein vorzüglicher Mann sei. Daran erkennt man den schmeichlerischen, schmiegsamen Juden! Fourtou wird gleichfalls berückt. Ohne dabei gewesen zu sein, glaubt man die Unterredung des kosmopolitischen Judenchefs mit jenem kleinen Advokaten aus Ribérac zu hören, wie er den einflußreich gewordenen Abgeordneten durch seine Rede berückt, wie er ihn über das große Bankgeschäft belehrt, welches stets alles überblickt und namentlich die reich dotirten Stellen der Eisenbahn-Verwalter richtig vertheilt. Man sah wie die Augen des Abgeordneten für Périgord blitzten. Mein Gott, was wollte ich thun? rief er aus und statt die Besprechung des von ihm

---

[1]) In jenem Kauderwelsch bedeutet Architektur Arbeit, Mauerstein Münze, Bleistift Feder, Gesang Lied, Säule Protokoll, Bei Tisch ist Segel oder Fahne Tischtuch, Fähnchen Serviette, Ziegel oder Blech Teller, Picke oder Dreizack Gabel, Gebinde Flasche, Schwert Messer, Läufe Gläser. Essen heißt kauen, trinken einen Lauf abschießen.

[2]) Fourtou's Bericht mit seinen Folgerungen war womöglich noch schlechter als das vorgeschlagene Gesetz selbst. Aber meine Unterredung mit ihm zu Versailles schloß mit verbindlichen Versicherungen und mit dem Versprechen, seinerseits bei der Tagesordnung nicht auf die Besprechung dieses Gesetzesvorschlags bestehen zu wollen, wie ich dies befürchtet hatte.

eingebrachten Gesetzvorschlages zu beeilen, stimmte er für den Aufschub.

Das Abschaffungsdekret war durch den Minister des Inneren Lambrecht am 21. Juli 1870 eingebracht.

Fourtou als Berichterstatter sprach sich bestimmt und zustimmend wie folgt aus:

Das bestehende Gleichgewicht zwischen Juden und Mohammedanern stören, den Israeliten einen bevorzugten Platz in Algerien zubilligen, hieße das nicht den noch nicht erloschenen Haß wieder heraufbeschwören, dadurch unversöhnlichen Zorn erregen und in die Kolonie den Samen der Zwietracht und der Auflehnung säen?

Die Naturalisirung der Juden hat die aufrühreriſche Bewegung hervorgebracht, unterhalten und stärker entwickelt. Um den religiösen Fanatismus anzufachen, sagen die Verfechter des Aufruhrs dem Volke: Der Jude wird Soldat sein und an der Seite des Mohammedaners fechten. Er wird in die Miliz eintreten und dem Mohammedaner imponiren.

Die Juden würden in der That die Herren sein, das wäre denn unser Lohn für das in Strömen für Frankreich und auf den europäischen Schlachtfeldern vergossene Blut!

Derartige Reden regten die Geister auf und als nun die Mohammedaner sahen, wie man die Namen von Juden in die Geschworenenlisten eintrug, sahen sich die französischen Behörden, um den entstehenden Grimm zu beschwichtigen, veranlaßt, zu erklären, daß Seitens des Gerichts oder der Vertheidigung die gewählten Juden stets zurück gewiesen werden, demnach niemals als Geschorene fungiren würden. So predigten die Häuptlinge der Mohammedaner gewissermaßen den heiligen Krieg und wir glauben bestätigen zu können, daß das Abschaffungsdekret, wenn es gleich keine grundlegende Ursache des Aufstandes ist, doch eine wirkliche und unheilvolle Einwirkung auf seine Heftigkeit und seine Dauer ausgeübt hat.

Am 21. August 1871 ward die Dringlichkeit ausgesprochen und zugestanden.

Crémieux ereiferte sich dermaßen, daß hierdurch der günstige Zeitpunkt der Besprechung verfehlt ward. Der Minister des Inneren sah sich deshalb genöthigt, dem Präsidenten der Republik die Dekrete vom 7. bis 9. Oktober 1871 zu unterbreiten, welche sich darauf beschränkten, alles im Naturalisationsdekret regelwidrige zu beseitigen.

In seinem Bericht an den Präsidenten sagte der Minister: Die Nationalversammlung ist nicht schlüssig geworden in Betreff des ihr vorgelegten Abschaffungsdekretes vom 24. Oktober 1870, welches den eingeborenen Israeliten Algeriens die Rechte französischer Bürger zubilligte. Das Dekret bleibt demnach vorläufig in Kraft und benöthigt der Bestäti-

gung nach den bevorstehenden Wahlen seitens der General- und Municipalräthe der Kolonie, jedoch ist es nöthig, der Wiederkehr von Hindernissen zu begegnen, zu denen bisher Veranlassung gegeben war durch das Erforderniß, daß diejenigen, welche die Ausübung der Wahlrechte für sich in Anspruch nehmen, vorher ihre Berechtigung als Eingeborene nach dem französischen Civilrecht nachzuweisen hatten.

Der Artikel 1 des Dekrets erhielt folgende Fassung:

Der Präsident der Republik verfügt auf den Vorschlag des Ministers des Inneren wie folgt:

Artikel 1. Bis die Nationalversammlung über Aufrechterhaltung oder Abschaffung des Artikels vom 24. Oktober 1870 entschieden haben wird, werden vorläufig diejenigen Israeliten, welche entweder vor der französischen Besitznahme oder seit derselben von in Algerien ansässigen Eltern abstammen und dort geboren wurden, als Eingeborene angesehen und unter diesem Titel in die Wählerlisten eingetragen, insofern sie die hierzu erforderlichen civilrechtlichen Eigenschaften besitzen.

Inzwischen stand Crémieux doch einige Angst aus. Das Abschaffungsdekret, um das sich Niemand viel kümmerte, sollte zur Diskussion gestellt werden. „Eines Morgens“, erzählte Crémieux, „erblickte ich auf der Tagesordnung des zweitnächsten Tages: Erste Berathung bezüglich des Gesetzentwurfs für die algierischen Juden. Dringlichkeit motivirt.

Und grade an jenem Tage hatte er das Podagra! Man mußte ihn lamentiren hören: „Ich lebte fast nicht mehr“, rief er aus, „meine Herren, aber Gott hat mich diesen Augenblick erleben lassen wollen und nicht zugelassen, daß ich stürbe“.

So hing denn das Heil Algeriens an einem Podagra-Anfall. Aber es war ein blinder Lärm. Lambert starb plötzlich; so etwas ereignet sich manchmal bei Leuten, die Israel im Wege sind und Crémieux hat ihm deshalb auch einige Krokodilsthränen nachgeweint.

Fourtou, dem nach seiner Unterredung mit Crémieux die Augen geöffnet wurden und dem tausenderlei durch den Kopf gegangen war, hatte seine ganze Zuversicht als Berichterstatter hierdurch eingebüßt, denn alles blieb im statu quo und Algerien seinem Schicksal überlassen. [1])

[1]) Victor Lefranc ward nunmehr Minister. Als es zum Beschluß kam, erklärte Fourtou als Berichterstatter der Commission, daß seit Eintritt der Ferien die Regierung den Gesetzentwurf vom 24. Oktober be-

Und, wie schon einmal gesagt, besaß kein Mitglied der Rechten klaren Blick genug, um diese Angelegenheit aufs Neue zur Diskussion zu stellen.

Crémieux hatte seinen Zweck erreicht, er hatte die Wechselfälle des Vaterlandes ausgenutzt, um den Seinigen ein Vorrecht über die Anderen, welche besser als Jene waren, zu verschaffen und so, wohl oder übel, den Uebergriff zur Thatsache gemacht. So ist die jüdische Politik seit 1791 immer verfahren, Krieg, Frieden, Aufruhr, Reaktion, alles weiß sie auszunutzen. In dem Maße als sie gewinnt, verliert das Land.

Nicht überflüssig dürfte es nunmehr erscheinen zu zeigen, was das Crémieux'sche Dekret in Algerien zu Wege gebracht hat. Wie zu erwarten und wie es Du Bouzet vorausgesehen hatte, waren nunmehr die Juden unumschränkte Herren des Landes.

Du Bouzet sagt: die Juden flößten der christlichen Einwohnerschaft sowohl als der Regierung, eine förmliche Furcht ein, denn sie bildeten eine einzige feste Partei. Ganz der religiösen Autorität unterthan, herrscht hierin bei ihnen, gegenüber anderen Spaltungen, die vollste Uebereinstimmung, sie stehen ganz unter dem Einfluß der sie beherrschenden Geistlichkeit, vereinigen ihre ganze Kraft und sind so Herren der Wahlen.[1])

---

deutend abgeändert habe, und daß sich deshalb die Kommission aufs Neue dessen Prüfung zu unterziehen habe, wodurch jeder auf jenes Gesetz bezügliche Besprechung ein Ziel gesetzt war.

So war denn die Angelegenheit endgültig begraben. (Bulletin de l'Alliance. Sitzung vom 12. Mai 1872).

[1]) Cartier, der Sekretär Cremieux's, der seine Seele diesem verkauft hatte, erkannte die Lage und forschte, wie er es naiverweise nannte, nach einem praktischen Mittel, um zu vermeiden, daß die Sache in das gehörige Licht gesetzt werde.

23. December 1870.

Der Minister der Justiz an den außerordentlichen Kommissar zu Algier.

„Man bezeichnet mir gewisse Oertlichkeiten als solche, wo die naturalisirten Israeliten die Majorität innerhalb der Wahlkörper unter sich allein bilden. Ich wünsche Bericht unter Aufstellung einer Liste mit den betreffenden Zahlen, um weitere Feststellungen zu veranlassen und Maßregeln zu treffen, daß künftig solche rein lokale Unzuträglichkeiten nicht zu dem Zweck ausgebeutet werden, dem wirklich erreichten Fortschritt hinderlich zu sein, so daß die Befreiung einer ganzen Rasse nicht durch wenige sogenannte Freiheitsmänner auf Grund einzelner Zufälligkeiten einer mißliebigen öffentlichen Kritik unterliege.

Cartier"

(aus der parlamentarischen Enquête).

So wurde mit Hülfe der das Land beherrschenden Juden das eigentliche französische Element durch den Zufluß zahlreicher Israeliten aus allen Gegenden Afrika's immermehr zurückgedrängt.

Im Jahre 1875 stellten die Einwohner von Oran in einer Eingabe an die Regierung, welche indeß ohne Erfolg blieb, fest, daß in den Wählerlisten vom 31. März 1875 nur 500 Israeliten verzeichnet waren, daß jedoch in der letzten Stunde noch die Namen noch von 1082 Juden aus der Berberei hinzugefügt wurden, die keinerlei Wahlrecht besaßen.[1])

Begreiflicherweise ist diese Tyrannei der Juden ein Racheakt für die Jahrhunderte lang erduldete Verachtung. Dort herrscht ein gewisser Kanoui, den man den Rothschild von Oran nennt, in ebenso scheußlicher als lächerlicher Weise und gebietet einem Fürsten gleich über die ganze Provinz. Der Präfekt ist sein demüthiger Diener und alle Beamte der Regierung hat er in seiner Hand.

In der Sitzung vom 23. November 1885 gab die Besprechung über die Wahl Thomsons, eines Schwiegerenkels Crémieux's — beiläufig eines der gemeinsten Juden im Gefolge Gambetta's — dem Abgeordneten Andrieux Veranlassung, über jene scheußliche Bevölkerung Bericht zu erstatten.

Die Juden zu Constantine treiben öffentlich mit ihrer Stimme Handel, sie verkaufen sie zu dem Durchschnittspreise von zwei bis drei Franken.[2])

---

[1]) Im Jahre 1882 ward trotz der Verträge, welche der Provinz Mzab seine Unabhängigkeit garantirten, dies kleine Land annektirt, was sogar der General La Tour d'Auvergne in seiner bei der Besitzergreifung erlassenen Bekanntmachung selbst anerkannte. Der einzige Grund dieser Besitznahme war, daß namentlich in Ghardein, sowie in Guerrara und Benian 4000 Israeliten waren, denen man auf diese Weise das französische Bürgerrecht verschaffen wollte.

[2]) Die große Ungerechtigkeit im Cremieux'schen Dekret, welches die braven Soldaten zu Gunsten einer jüdischen Spitzbubenclique (fripouille juive) des Wahlrechts beraubte, trat bei einer Interpellation Raoul Duval's zu Tage. Andrieux führte als Zeugniß die Aussage eines ehrenwerthen Einwohners an, der jenem Stimmhandel beigewohnt hatte. Er erinnerte daran, daß der Lieutenant Soliman ben Slimar, der in Folge vorzüglicher militärischer Dienste zum Ritter der Ehrenlegion ernannt war, nicht Wähler sei, während, so rief Raoul Duval mit Verachtung aus, allen jenen Juden das Wahlrecht verliehen ist.

Sobald man auf der Mairie die Wahlkarten ausgetheilt hat, berichtet Andrieux, d. h. also 5 bis 6 Tage vor der Wahl, werden die auf den Wählerlisten verzeichneten Israeliten sorgfältig verglichen, man schickt alsdann Mittelspersonen zu ihnen ins Haus, die ihnen die Wahlkarten abfordern und die Juden geben dieselben gegen ein bestimmtes Draufgeld heraus. Der Vermittler stapelt dieselben auf, am Wahltage werden die Karten von den Juden bei jenem Vermittler wieder in Empfang genommen; in Gruppen von 4—5 Personen begiebt man sich alsdann unter Controlle bis an die Thüre der Mairie und Jeder empfängt beim Heraustreten dann den Rest des Kaufgeldes. So werden fast alle israelitischen Wahlen in Constantine vollzogen, d. h. nicht etwa nur in der Stadt, sondern in der ganzen Provinz Constantine.

Die so gewählten Abgeordneten heißen Députés cachirs.

Selbstverständlich erkennen die Juden die französischen Gerichte nur in so weit an, als sie ihnen Recht geben. Wird einmal ihr Wucher von 5 oder 6 Prozent nicht für gutgeheißen, so erklären sie, daß Jehovah ihnen verbietet, dem bürgerlichen Gesetzbuch zu gehorchen.

Der Korrespondent des *Figaro* schreibt unterm 8. November 1883, sie wollen nur Franzosen sein, sobald ihnen diese Eigenschaft Vortheil verschafft, handelt es sich aber darum dem Gesetz zu gehorchen, so sind sie nur Juden und behaupten, daß sie nur der Autorität ihres Consistoriums unterstehen.

Hier nur ein Beispiel: was für ein Streit zwischen Israeliten und anderen Kolonisten oder Eingeborenen auch entstehen möge und obgleich die letzten beiden sich dem Ausspruch der zuständigen Gerichte unterwerfen, thun das die Herren Juden von *Crémieux's Gnaden* nur insofern die Gerichte ihnen Recht geben oder sich incompetent erklären, anderenfalls rufen sie die Autorität ihres Consistoriums an.

Wie ist dieser beklagenswerthe Zustand zu erklären? Einfach durch die Macht der Kinder Israels, welche natürlich, seit man ihnen die Eigenschaft als Franzosen zugebilligt hat, nur im Wachsen und Zunehmen begriffen ist.

Nach einem am 6. Juni 1883 unter dem Vorsitz des Juden Bédarrides abgegebenen Urtheil des Kassationshofes ist die Civiltrauung oder wie man es auf den Börsen nennt, die „*Eintragung*", welche einen moralischen Werth für uns nicht hat, obwohl wir diesem Akt unterworfen sind, für die Juden nicht maßgebend, obgleich sie die Rechte wie alle übrigen Franzosen haben.

Einer der Beweggründe dieses Urtheils lautet wie folgt:

Da kein Gesetz, kein Dekret oder keine Verfügung den eingeborenen Israeliten die Pflicht auferlegt, seine Ehe vor

dem französischen Civilstandsbeamten zu schließen, so ist jede in dieser Form eingegangene Verbindung als ein freier und freiwilliger Entschluß der Parteien anzusehen, namentlich wenn die Richter selbständig feststellen, daß Seitens der Katholiken irgend welche behördliche Einwirkung principiell in dem betreffenden Falle nicht nachgewiesen werden kann.

Weshalb räumt man also unseren Geistlichen nicht dieselben Rechte wie den Rabbinern ein? Weshalb läßt man den Christen nicht dieselben Rechte wie den Juden und gestattet ihnen ihre Ehen nur religiös, nicht aber vor dem Maire zu schließen?

Die Aeußerung des Juden Naquet gelegentlich der Staatsverhandlungen über die Ehescheidung verdient wie eine Perle gefaßt zu werden. „Ich protestire gegen den Ausspruch „gesetzlicher Ehebruch", dessen sich Chesnelong bedient hat, als er von der Ehescheidung sprach. „Ich sehe darin eine Anerkennung der Grundsätze Derer, welche die Civilehe nicht gelten lassen wollen". (Widerspruch von rechts).

Und dabei erkennen seine Glaubensgenossen selber nicht allein die Civilehe nicht an, sondern unterwerfen sich ihr auch nicht. Welch eine Unverschämtheit also von diesem Naquet!

So haben die Israeliten auch gleichfalls einen heiligen Abscheu vor dem Waffenhandwerk, wie Du Bouzet dies bestätigt hat. In den von ihnen abhängigen algierischen Zeitungen verunglimpfen sie fortdauernd unsere Generale. Einige jener Zeitungen bringen gegen unsere tapferen Zuavenoffiziere Aufsätze, die mit Viehzeug (Brutes) überschrieben sind, andere wenden sich an die „Lanterne" wie jener Reservist, der aus Reih und Glied tretend, einen alten vorübergehenden Geistlichen mit einem Schimpfwort verhöhnte und es übel vermerkte, daß ihn sein Kapitän dafür in Arrest schickte.

General Davout hatte die Lösung der schwierigen Aufgabe versucht, die Armee in Algier so zu organisiren, daß er im Fall eines Aufstandes die Hülfe französischer Truppen entbehren könnte. Er war nämlich stutzig geworden, daß als man ihm im Jahre 1881 40 Bataillone geschickt hatte, diese, während dadurch eine große Unordnung in der ganzen Mobil-

machung sich bemerkbar machte, wegen ihrer geringen Gewöhnung an das Klima und die afrikanische Lebensweise, ihm verhältnißmäßig nur mittelmäßige Dienste geleistet hatten. Der General mußte jedoch von dieser sorgfältig überlegten Reorganisation Abstand nehmen, weil er deshalb von den Juden, in Uebereinstimmung mit den radikalen algierischen Abgeordneten, die immer Beide in erster Linie da sind, wenn es sich um einen Verrath am Vaterlande handelt, heftig angegriffen ward.

Die France militaire hat bezüglich der unerhörten Art und Weise wie die naturalisirten Juden in dieser Hinsicht ihre Pflicht auffassen, mehrfach Unglaubliches berichtet.[1])

Man kann sich kaum vorstellen, welch widerwärtigen, ekelhaften Anblick die Einstellung algierischer Reserven — doch nein — nicht aller, sondern der israelitischen Reservisten darbietet, denn die Reservemannschaften aus den Reihen der Kolonisten tragen die Uniform mit einem gewissen Schick, bei den Israeliten fehlt aber durchaus jede Spur militärischen Geistes. Es ist jammervoll die Israeliten in der Uniform der Draufgänger bei Inkermann oder Palustro zu sehen, die bei jeder barschen Anrede oder wenn der Marsch etwas anstrengend ist, zu heulen anfangen.

Der gegenwärtige Gouverneur von Algerien, Tirman, läßt keine Franzosen vor. „Dagegen", wie eine algierische Zeitschrift berichtet, „die sich bei ihm anmeldenden Juden, wobei indeß hinzugefügt werden muß, daß sie stets reich mit Ballast versehen an die Thür des Palastes anklopfen".

Von Zeit zu Zeit werden dann durch die Presse einige jener scheußlichen Erpressungen ruchbar, die von der dortigen republikanischen Regierung in Verbindung mit den Juden verübt werden.

In der gemischten Gemeinde zu Guergour hatten die Eingeborenen noch gegen 60000 Franken Kriegsabgaben vom Jahre 1871 zu bezahlen.

Der Generalgouverneur befiehlt dies Geld in die Staatskasse abzuführen. Nachdem längere Verhandlungen deshalb gepflogen waren, entschied der Verwalter Chanel und der Kaïd von Arach, daß ohne Rücksicht auf bereits früher eingezahlte Beiträge, jede eingeborene Familie nach Maßgabe ihres Einkommens sich hieran zu betheiligen habe. Dagegen weigerten sich diejenigen einheimischen Familien, welche bereits ihren Antheil bezahlt hatten, ein zweites Mal zu bezahlen.

---

[1]) La France militaire, die Nummer vom 11. Decemb. 1884.

Der durch die Kammer für die Dauer von sechs Jahren mit weitaussehenden Vollmachten versehene Verwalter läßt hierauf die **Widerspenstigen arretiren, mit Stockschlägen traktiren** und ins Gefängniß werfen. Schließlich ergingen Verurtheilungen zu 5 Tagen Gefängniß und zu 15 Franken Strafe.

Hierauf beschwerten sich die Betreffenden beim Unterpräfekten, der von jenem Verwalter Erklärungen verlangte.

Statt jeder Antwort läßt der Verwalter Diejenigen, die sich beklagt haben, in's Gefängniß werfen, so daß bei dieser Gelegenheit 5 bis 600 Tage Gefängniß und entsprechende Geldstrafen diese bereits mittellosen Individuen aufs härteste treffen.

Da der Appetit bekanntlich beim Essen wächst, so führte der von Tirman-Waldeck-Rousseau-Kanoui ausgedachte Plan schließlich zu nichts mehr oder weniger, als ganz einfach zur Enteignung des Besitzthums der betreffenden Araber, zum Nutzen der Juden.

Das Empörende dieses Vorfalles machte zum großen Verdruß der Opportunisten doch die Kammer stutzen und sie schlug die mit allerhand listigen Redensarten von Tirman geforderte Summe von 50 Millionen rund ab, unerachtet dieser Judenfreund eigens die Reise angetreten hatte, um diese reiche Beute loszueisen, für deren Ausnutzung bereits eine Bodenkreditbank speziell errichtet worden war. [1])

Da fragt man sich denn doch, welche Dreistigkeit gehört Seitens eines Beamten dazu, einer französischen Volksvertretung einen solchen Vorschlag zu unterbreiten und es bedarf nur sehr geringen Nachdenkens, um sich die Folgen eines solchen Vorganges klar zu machen.

Die von Natur sehr mäßigen Araber begnügen sich mit Geringem und leben schlecht und recht auf ihren Ländereien.

---

[1]) Man hatte nicht einmal die Abstimmung über diese 50 Millionen abgewartet, um mit den Enteignungen zu beginnen. „In den Departements von Oran und Constantine hatte man", wie das **Journal des Débats** mittheilte, „7896 Hektare, einen Werth von 477164 Franken darstellend, enteignet. Außerdem waren in Vorbereitung enteignet zu werden 14906 Hektare gleich 1,607369 Franken. Das alles war erst ein Anfang. Denn mit dem Kredit von 50 Millionen wäre man nach Hunderttausenden von Hektaren vorgegangen".

Sind sie einmal aus ihrem Eigenthum vertrieben, so würde die geringe Habe, welche man ihnen gelassen, in einem bis zwei Jahren sich in den Händen der Juden befinden, welche sämmtliche Kneipen und alle verdächtigen Wirthschaften der Kolonie besitzen. Für das Wenige, was ihnen dann etwa noch bliebe, pflegen sie sich Waffen und Schießbedarf zu kaufen. Dann würde Frankreich einschreiten, um diese Geächteten (outlaws) zu hetzen, wie man kaum die Irokesen, die Rothhäute und Eingeborenen von Neu-Seeland hetzte, die man schließlich ganz vertilgt hat.

So ohngefähr ist die Auffassung der Republikaner, die unaufhörlich die Worte Civilisation und Fortschritt im Munde führen, die Brüderlichkeit aber für sich behalten.

Das Herz blutet Einem, wenn man bedenkt, was für diese Völkerschaften gethan werden könnte, wenn in der großen Menschenfamilie die älteren liebreich und gut gegen ihre jüngeren Brüder wären.

Man glaubt gar nicht wie von Herzen dankbar der Araber für alles ihm bewiesene Gute ist. Ich hatte eine Zeit lang einen ehemaligen Verbannten aus Lambessa als Schreiber. Er war das Abbild des so geistvollen und philosophischen, von Beraud in dessen „A la salle Graffard“ geschilderten Typus.

In seinem kugelförmigen Schädel, gleichsam einer Abweichung vom Ideal, in jüngeren Jahren der Formenveränderung und deshalb den Einflüssen jeglicher Lehre leicht zugänglich, verknöchern sich dann später die unhaltbaren, stets zur Abschweifung bereiten Ideen. Anscheinend schmiegsam, innerlich starrköpfig und zu jeglichem Widerstand fähig, bleiben die bittersten Lebenserfahrungen für ihn wirkungslos.

Und mein armer Arbeitsgefährte hatte reichlich alle diese Bitterkeiten des Lebens gekostet. Mit Handschellen durch Frankreich transportirt, während die Liebediener der Republik entweder dem Kaiserreich dienten, oder zahmen Widerstand leisteten, hatte er als Grubenarbeiter unter einem glühenden Himmel Steine geklopft, um später hier in Paris sich mühseelig auf der Straße ein Stück Brot zu erbetteln. Nur eine kurze Zeit hatte er durch die kaiserliche Amnestie das Glück,

eine große Länderstrecke in Algerien zu verwalten, während deren Concessionäre dort nicht anwesend waren.

Mitunter, wenn ich ihm einige Seiten reaktionären Schlages in die Feder diktirt hatte, sagte ich dann wohl: Stopfen Sie sich eine Pfeife und erzählen Sie mir etwas von Algerien.

Dann schweiften die Gedanken dieses Opfers der Politik, dieses vom Geschick so hart geprüften Schreibers, der täglich mit bitterer Noth gekämpft hatte und im Winter sicherlich in seinem abgetragenen, aber reinlich gehaltenen Rock fror, zu seinen afrikanischen Erinnerungen zurück, in jene Nächte unter sternklarem Himmel, wo er in der tiefen Stille weiter Erdstrecken von Blumenduft umgeben, von allen Erdensorgen befreit, auf kurze Zeit jenes edengleiche Glück genossen hatte, welches über den Staub des Erdenlebens hinweghebt, und das man ihm von Herzen gönnen konnte.

Selbst in Paris empfing dieser adoptirte Afrikaner noch Beweise der Zuneigung von jenen Arabern, die ihm, so wie auch er sie gern hatte, diese Zuneigung erwiederten. Und weshalb? weil er redlich und gerecht gegen sie gewesen war und jene dies um so höher zu schätzen wußten, als sie wenig gewöhnt waren, so behandelt zu werden.

Du Bouzet berichtet eine einfache Thatsache, welche beweist wie dankbar der Araber dem ist, der ihm Gutes erwies; ja selbst dem, der nur verhinderte, daß er schlecht behandelt werde.

Die Geschichte der christlichen Liebe ist sich unter allen Klima's und in allen Breitegraden gleich. Die Frömmigkeit, welche Gott und seinen Geschöpfen dienen will, entbehrt, um Arme und Kranke zu beherbergen, zu pflegen und zu trösten. Wo durch diese christliche Liebe hierfür Stiftungen gegründet werden, bemächtigt sich bald der Staat derselben und unter dem Vorwand, Ordnung in die Sache zu bringen, werden Beamte angestellt, deren Gehälter und überflüssige Schreiberei viel Geld kosten, so daß nichts für die zu Unterstützenden übrig bleibt. Sofort erscheint dann der Jude und spricht:

Ueberlaßt mir das Ganze zu solchem Preise, daß ich noch ein Geschäft dabei mache.[1])

Das ist die Geschichte der Hülfsleistung durch den Staat, welche nur dazu dient, um einem Quentin oder einem Peyron dazu zu verhelfen, daß er üppig leben, sich Diener und Equipage halten kann.

Danach wird sich der Zustand der noch heut bestehenden wohlthätigen Stiftungen gestalten, sobald erst noch das Plünderungssystem der Freimaurerei sich weiter entwickelt haben wird. Tausende leben jetzt dort noch glücklich und zufrieden, indem sie sich gegenseitig hilfreich beistehen. Sobald sich der Staat ihrer bemächtigt, sind die Unglücklichen ihrer Hülfsmittel beraubt, ohne daß der Staat etwas dabei gewinnt. Dann wird der Jude eine Geldgesellschaft gründen, und in jenen Gebäuden eine Agentur für dieselbe oder ein Casino, wenn nicht gar einen Schlupfwinkel der Schande, (lupanar) einrichten.

Kurzum, auch barmherzige Muhamedaner in ihrem Glauben, daß den Armen das Paradies winke, hatten zahlreiche Schenkungen zu Moscheen, Schulen und Zufluchtsstätten für Pilger gegründet. Diese Besitzthümer hat der Staat vielfach confiscirt und diese Beschlagnahmen bilden den Deckmantel für die ärgsten Veruntreuungen und die unglaublichsten Wuchergeschäfte.

Indessen hatte man doch noch eine gewisse Anzahl eingeborener Muhamedaner in dergleichen Anstalten, die noch nicht eingezogen waren, belassen, da plötzlich äußerte der Jude Mesguich, er hätte große Lust, diese Anstalten käuflich zu erwerben.

Du Bouzet, der den Sachverhalt nicht kannte, gab Erlaubniß zum Verkauf, doch als ihm einige angesehene Einwohner bemerklich machten, „daß man Arme aus jenen Häusern verjagen müsse, um sie einem Juden zu verkaufen“, antwortete er: „Ich werde mich alsbald vom Thatbestand über-

---

[1]) So entstehen jene Güter „habbous“ genannt, von welchen wir beim Kapitel Tunesien bereits sprachen, welche dort eine Geldgesellschaft durch Vermittelung von Floquet und Naquet zu wucherischen Preisen an sich brachte.

zeugen, und bestätigt sich, was man mir sagt, so werden jene Häuser nicht verkauft werden und die Armen werden dort bleiben".

Vergnügt gingen die Muhamedaner nach Haus, nachdem sie noch ihre Namen eingeschrieben hatten; doch bevor sie noch dort eingetroffen waren, begegnete ihnen der Jude Mesguich, der ihnen unterwegs aufgepaßt hatte, und sagte ihnen höhnisch, die Häuser werde er dennoch kaufen.

Hören wir, wie uns du Bouzet selbst die Sache berichtet: [1])

Ich besichtigte jene 10 Häuser in Begleitung meines Sekretärs, des Pharmaceuten Manin und des berühmten Physikers Janssen.

Letzterer, der von Paris mittelst Luftballons eingetroffen war, da er ein ihm angebotenes sicheres Geleit Seitens der deutschen Belagerer ausgeschlagen hatte, war im Auftrage der Akademie der Wissenschaften behufs Beobachtung einer totalen Sonnenfinsterniß nach Oran gekommen und erwies mir die Ehre, die Gastfreundschaft im Regierungsgebäude anzunehmen.

Wir fanden jene Häuser stark mit muhamedanischen Familien überfüllt, in einem einzigen Zimmer stets eine ganze Familie, im Ganzen, bei aller Armuth jene die maurerische Bevölkerung von Algier auszeichnende Reinlichkeit.

Jene Familien, die fast alle verarmt waren, hatten dort zu außerordentlich mäßigen Preisen Aufnahme gefunden.

Einige waren ganz mittellos. Ich sehe noch eine alte blinde Frau, die soeben ihre ärmliche, unter der Treppe liegende Wohnung in gebückter Haltung die „Carta" in der Hand haltend, verließ, da man ihr soeben die Wohnung gekündigt hatte.

Sie wendete sich lamentirend an uns.

Ich tröstete sie Alle, indem ich Ihnen versprach, daß sie Alle hier bleiben sollten. Und sie sind trotz den Anforderungen der Verwaltung dort geblieben. Doch höre ich so eben, daß davon die Rede ist, hundert solcher muhamedanischer Häuser zu verkaufen.

Tirman wird, wenn er diesen Bericht liest, die Achseln zucken. Er hätte an du Bouzets Stelle, diesen armen Leuten sicherlich selbst ihre Kleider weggenommen.

Gleichviel! Immerhin verdient jene edelmüthige Handlungsweise, wenn auch nicht vom Standpunkt jener opportunistischen, beute- und verfolgungssüchtigen Politik, so doch von

---

[1]) Enquête sur les actes du Gouvernement de la Défense nationale, Tome III; déposition de Mr. du Bouzet.

demjenigen einer höherstehenden alle Anerkennung. Die Nachricht davon verbreitete sich schnell nach allen Richtungen und schon nach einigen Tagen hörte Alexis Lambert in Sebdou, 130 Meilen von Algier entfernt, das Geschehene um ein Vielfaches aufgebauscht, wieder erzählen.

Als nach der Kapitulation von Paris in Algier Unruhen auszubrechen drohten, meldeten sich viele Muhamedaner freiwillig bei du Bouzet, um ihn nöthigenfalls zu schützen. Unsere vortrefflichen Demokraten im Gemeinderath ergriffen dagegen nach Art aller dieser Leute die Parthei der Juden und der Reichen gegen unseren Verwalter, der sich der Armen angenommen hatte.

Man ersieht daraus, welch guten Einfluß in diesen Kolonien ein Mann, wenngleich er kein geschickter Politiker, ja nicht eimal ein gewandter Verwalter ist, allerdings unter einer anderen als der gegenwärtigen, die Korruption begünstigenden Regierung ausüben kann, wenn seine Maßnahmen nur uneigennützig auf das allgemeine Beste gerichtet sind.

Selbstverständlich dürfte ein solcher Mann nicht die Voreingenommenheit für unsere modernen Anschauungen haben, denn diese vereinigen in der That die Tendenz, den Nebenmenschen auszunutzen und zu vernichten mit der Phrase der Civilisation der ganzen Menschheit. [1])

Die Engländer, bei denen Civilisation ein Schlagwort ist, haben in Indien die unsagbarsten Scheußlichkeiten begangen. Vom Opium, was sie den Chinesen förmlich aufdrängen und von dem ekelhaften Verkauf der Uniformen ihrer an der Cholera gestorbenen Soldaten ganz abgesehen, werden die unglücklichen Bewohner Indiens, die so leicht zu regieren wären,

[1]) Die vereinigten civilisatorischen Bestrebungen Frankreichs und Englands in Aegypten, mit ihren europäischen Beaufsichtigern, stellen die unerbittlichen Erpressungen der alten Steuererheber, jener schriftgelehrten Pharisäer der zwanzigsten Dynastie, deren Andenken noch in den Obelisken lebt, vollständig in den Schatten. Die Martaba zu Gizeh, wo Amenemhat und Pantaor die Vorfahren der heutigen Fellahs von ihren Aufsehern zu Boden strecken, an Händen und Füßen halten und durchpeitschen ließen, wird uns im modernen schwarzen Frack sehr getreu durch die Blignières, Rivers-Wilson, Baring und Clifford Lloyd wieder vergegenwärtigt. (Man vergleiche das zweite Buch).

durch die englische Verwaltung förmlich zermalmt, einer ungeheuren Maschinerie gleich, welche aus dem Blute von Millionen menschlicher Wesen Gold herauspressen möchte.

„Die aus Indien seit zwanzig Jahren herausgezogenen Summen belaufen sich nach Doctor Lebon [1]) auf mehr als zehn Milliarden, nach Abzug des zum Unterhalt der Eroberer Erforderlichen, die während ihres Aufenthaltes in Indien Gehalte beziehen, die Minister= ja fürstlichen Einkommen gleich sind. Gewöhnlich bleiben jene hohen Beamten fünf Jahre dort und kehren alsdann schwer reich nach England zurück".

Diese mitleidslosen Erpresser gönnen dem armen Hindu kaum die Handvoll Reis, deren er zu seinem nothdürftigen Lebensunterhalt bedarf.

Wir besitzen hierfür das vernichtende Zeugniß eines englischen Schriftstellers, Mr. Hyndmann. „Schrecklich war es", so erzählt dieser, „daß die südöstlichen Provinzen so erschöpft waren, daß daselbst, nachdem ihr Getreide ausgeführt worden war, in einigen Monaten gegen 300,000 Menschen Hungers starben; 1877", fügt er hinzu, „starben allein in Madras 935,000 Menschen nach den amtlichen Berichten den Hungertod".

Die von Hyndmann in der Zeitschrift „the ninethenth Century" unter der Ueberschrift: „Der indische Bankerott" veröffentlichten Aufsätze haben keinen Widerspruch erfahren. Anstatt in ihren Freimaurerlogen so viel von Philantropie zu sprechen, thäten jene Engländer besser, sich mit dieser brennenden Frage zu beschäftigen. Die Fortnighly Review begnügt sich bezüglich des indischen Budgets mit der trockenen Bemerkung: „Die Aufgabe der Regierung sei nur, jene Völker civilisirt und glücklich zu machen". Doktor Lebon meint, es wäre ein solcher Ausdruck wahrhaft lächerlich, einer Regierung gegenüber, die in einem Jahre fast eine Million Menschen Hungers sterben ließ.

Das ist aber die Sprache dieser sogenannten Civilisatoren der Menschheit!

---

[1]) La Civilisation des Arabes.

Die Männer des 4. September, welche so unerbittlich hart mit denselben Proletariern verfuhren, denen sie noch auf die niedrigste Weise kurz zuvor geschmeichelt hatten, waren auch ganz von diesem neuen Zeitgeist durchräuchert, gänzlich von freiheitlichen Grundlehren durchtränkt und ganz akademisch zugeschnitten.

Der furchtbaren Unterdrückung, denen die orientalischen Völker seitens der Rasse, welche sich dünkt die intelligentere zu sein, unterliegen und zwar zu dem einzigen Zweck, einige Geldmenschen zu bereichern, darf Rußland als entgegenstehendes Beispiel gegenüber gestellt werden, obgleich in seinem Wörterbuch das Wort Civilisation überhaupt nicht zu finden ist.

Rußland hat es verstanden, ein Dritttheil Asiens sich zu unterwerfen, nicht allein durch die Furcht, welche der Tapferkeit seiner Soldaten zuzuschreiben ist, sondern durch den Geist der Gerechtigkeit, der seine Verwaltungsoberhäupter beseelt; es hat jene Bevölkerungen weder den Zöllnern noch den Juden überliefert, sondern unter seinem Schutze sie friedlich und nach ihren anererbten Sitten leben lassen.

Der unermüdliche Reisende Germain Bapst, welcher dort nach glasirten Moscheefliesen forschte, hat mir mitgetheilt, daß er ungeheure Länderstrecken einzig mit einem Geleitbriefe eines russischen Generals, ohne irgend welchen anderen Schutz durchsuchte, und daß jenem Worte überall gehorcht ward, aus dem einfachen Grunde, weil er es dort mit keiner die Eingeborenen ausbeutenden Finanzgesellschaft zu thun hatte, da man sich daselbst noch außerhalb der jüdisch-modernen Civilisation befindet.

Ein Trost bietet sich indeß doch soviel Trostlosem gegenüber. Gerade in Algerien dürfte vielleicht der französisch-antisemitische Kampf beginnen.

Denn schrecklich schwillt der Zorn in den Herzen jener Araber an, welche von den Juden so zu sagen unter die Füße getreten werden. Schon hört man leise von den herannahenden Tagen der Rache sprechen und wenn die allgemeine antisemitische Vereinigung von hier Abgesandte dorthin sandte, so dürfen wir sicher erwarten, daß diese Sendung ein Resultat haben werde.

Schon im Jahre 1882 vertrat die Zeitschrift „l'Atlas“ einen in Oran tagenden antisemitischen Kongreß. Im November desselben Jahres entfernte die Polizei große, mit rothen Buchstaben geschriebene Maueranschläge, auf denen zu lesen war: „Alle Mittel zur Vernichtung der Juden sind gut und anzuwenden“.

In vielen Vereinigungen in ganz Europa hat man die Juden bereits ausgeschlossen.

In Oran wies man bei einem im Januar 1882 veranstalteten Wohlthätigkeitsfeste jene Unterdrücker aufs entschiedenste zurück und antwortete ihnen, als sie sich über diesen wohlverdienten Ostracismus beschwerten: „Ihr seid zwar dem Namen nach, aber nicht von Herzen Franzosen“.

Darauf untersagte der Maire, Abraham Nahon, den vom Gemeinderath beschlossenen Reiterzug.

Zu Tlemcen wollte der Maire im Mai 1883 die Europäer zwingen, auf einem Subskriptionsball auch Israeliten zuzulassen, aber es kam in Folge dieser Versuche, den Leuten die Freiheit zu nehmen, zu tanzen mit wem sie wollten, zu Excessen.

Die im Juli 1884 zu Algier ausbrechenden Unruhen waren von nicht gewöhnlicher Bedeutung und bildeten den ersten Anfang einer antisemitischen Bewegung.

Es ist leicht begreiflich, daß die Pariser Zeitschriften über diese sehr bedeutsamen Vorfälle nur so obenhin sprachen, wie sie eben meist über alles zu dem Volke, welches sich einbildet, alles in der Welt besser zu wissen, das aber in der That schlechter unterrichtet ist, als der erste beste Liverpooler oder Augsburger, in ähnlicher Weise zu sprechen pflegen.

Ein dreitägiger Tumult, verbunden mit der Stürmung einiger jüdischer Häuser veranlaßte das in diesem Falle äußerst vorsichtige jüdische Konsistorium die angeblich von den Israeliten gegen Frankreich ausgestoßenen Beleidigungen zu läugnen.

„Die Franzosen sind feige, sie haben im Jahre 1870 kapitulirt“, das waren nach dem „Petit Colon“, einem den Semiten zugethanenen Blatte, Vorwürfe, welche eine ganz er-

klärliche Aufregung der Bevölkerung zu Wege brachten. Die fixe Idee der Juden, welche doch 1870 noch keine Franzosen waren, uns vorzuwerfen, daß wir selbe[illegible] dem uns im Kriege gegen die Deutschen betroffenen Unglück Schuld hätten, ist unbegreiflich. Wir sprachen bereits von ihrer Unverschämtheit, zu behaupten, unsere Offiziere hätten kapitulirt; wir finden die Wiederholung dieser Unwahrheit in den von Juden redigirten radikalen Pariser Zeitungen, wo deutsche Judensöhne und Naturalisirte am heftigsten unsere Generale beschimpften.

Im Juni 1885 wiederholte sich Aehnliches.

Man steckte damals 150 Betheiligte in die Markthalle an der place de la Lyre, ward aber durch das Dazwischentreten der Bevölkerung genöthigt, dieselben wieder frei zu lassen.[1])

Dem feurigen Geist der jüngeren Generation widerstrebt eben eine so niedrige Unterdrückung.

Ein junger Eingeborener, Zögling des Lyceums zu Algier, ben Hassem, schrieb im Jahre 1882 an eine der dortigen Zeitschriften:

„Was haben denn die Juden von Algerien Sonderliches gethan, daß ihnen die französische Regierung eine solche Begünstigung zu Theil werden läßt? Eröffnete ihnen denn nicht das Dekret vom 28. und 31. März 1848, betreffend die Naturalisation der Ausländer, welches doch im Grunde

[1]) Die Eitelkeit, welche die Juden treibt, sich ohne jedes Anrecht einen Orden zu verschaffen, gab im Juli 1885 Veranlassung zu einem neuen Aufstand in Algier.

Tirman, der Judenfreund, hatte einem gewissen Jakob Jaïs, Adjudanten bei der Feuerwehr, das Kreuz der Ehrenlegion verschafft, dessen dieser Mensch durchaus unwürdig war. Die Feuerwehrleute wollten nun nicht weiter mit Jaïs zusammen dienen und legten unter dem Beifall der Bevölkerung ihre Monturstücke im Stadthause nieder.

Tirman hatte sich nämlich nicht gescheut in dem betreffenden Schriftstück eine Fälschung zu begehen insofern er darin von 20 Dienstjahren gesprochen, während Jaïs deren kaum 6 zählte. Ferner war derselbe wenige Monate vor der Dekorirung wegen thätlichen Angriffs eines Greises vorm Zuchtpolizeigericht angeklagt. Und dergleichen Ernennungen vollzieht der Rath der Ehrenlegion, der französische Generäle zu seinen Mitgliedern zählt!

genommen für sie voll anwendbar war, nicht genügende Gelegenheit zum Eintritt in die gleichen Rechte?"

„Haben nicht die alten wie die neueren Völker die Juden mit Schmarotzerpflanzen verglichen, die auf Kosten der Anderen leben; sind die Juden also eine Nation zu nennen? Erinnere ich mich doch aus der Zeit, wo ich das Lyceum besuchte, daß die legitimen Könige von Frankreich sie vom französischen Boden verbannt hatten und werden sie nicht wohl heutigen Tages in Rußland und in Deutschland verfolgt und mißachtet?"

„Bleiben wir aber in unserem Lande. Man sehe, was in Oran vorgeht; hier sind die Juden zu allen Zeiten die Veranlassung von Unruhen gewesen und werden es auch ferner bleiben. Sehen wir nicht in unserer Stadt, daß diese Juden, meistens uns feindlich gesinnte Marokkaner, ein förmliches Monopol bei den Wahlen sich angeeignet haben?"

Nun muß man wissen daß die algerische Presse viel weniger den Juden dient, als unsere pariser Presse. Die dortigen Journalisten, obgleich unglücklicherweise meist der religiösen Anschauungen baar, die doch einzig die Kraft verleihen, große Entschlüsse zu fassen und auszuführen, haben im Uebrigen meist viel mehr Talent, Schwung und Unabhängigkeit als die pariser Schriftsteller; sie sagen offen, was man hier nur zu denken aber nicht zu schreiben wagt. Viele junge Leute, welche fürchten, in Paris, wo alles von der Judenrotte angeworben wird, Hungers sterben zu müssen, suchen lieber auf afrikanischem Boden einen zwar abgelegeneren Platz, der ihnen aber Ehre und Freiheit gewährleistet".

Fortwährend richten die dortigen Zeitschriften, z. B. der Fanal, der Courier d'Oran, der Courier de Bône, der Petit Algérien, der Mont-Atlas Mahnungen an das Mutterland, die jedoch unbeachtet verhallen.

Der Courier d'Oran schreibt z. B. unterm 8. Mai 1882:

Kein unpolitischerer Schritt konnte geschehen, um uns die eingeborenen Muhamedaner zu entfremden, als der, welchen die gegenwärtige Regierung that, indem sie in Tours die Naturalisation aller eingeborenen Juden beschloß und dadurch den für diesen Fall ganz ungeeigneten Grund=

satz der Gleichstellung, wie er seit 1789 in Frankreich gang und gebe geworden, in Anwendung brachte.

Diese Maaßnahme hat uns sehr geschadet und die eingeborenen Muhamedaner wie die Christen tief verletzt. Sie ist weder durch irgend eine Nothwendigkeit noch durch besondere Verdienste Derer, denen diese Begünstigung ward, gerechtfertigt, denn wenn irgendwo die jüdische Rasse die Eigenthümlichkeiten bewahrt hat, welche sie bei den übrigen Bewohnern verhaßt machen, so ist dies hier der Fall.

Man könnte glauben, Frankreich hätte Algerien der Juden halber in Besitz genommen.

Nunmehr von der Unwissenheit befreit, in welcher sie unter der Herrschaft der Araber durch Jahrhunderte alte Vorurtheile niedergehalten waren, überschwemmen sie uns, nicht um sich uns anzuschließen, sondern um eine abgeschlossene Kaste zu bilden, die herrschen will. Ueberall drängen sie sich frech und unverschämt ein und das Staatsvermögen geräth in ihre wucherischen Hände; doch damit nicht zufrieden, maaßen sie sich einen bedrohlichen Einfluß auf die Wahlen an. Vielleicht ist der Zeitpunkt nicht mehr allzufern, wo die Stellen der Handelsrichter, der Staatsbeamten, der Abgeordneten und der Senatoren ganz zur Domäne der Juden gehören werden. In der Abgeordneten-Kammer ward am 2. December 1880 über den Gesetz-Entwurf betreffend die Erweiterung des allgemeinen Stimmrechts bei handelspolitischen und bei politischen Wahlen abgestimmt.

Seit dieser Gesetz-Entwurf vom Senat bestätigt und in Algerien in Kraft getreten ist, überschwemmen die steuerzahlenden Juden unsere Kammer und unsere Handelsgerichte und werden so unbeschränkte Herren des Landes. Nur zu bald werden also jene gerechtfertigten Besorgnisse in Erfüllung gehen. Schon kennt ihre stets bereite Unverschämtheit kaum noch Grenzen, dennin unseren grösseren Städten treten sie in so schamloser Weise auf, daß der alte gallische Stolz dadurch tief gekränkt ist. So ist der Gebieter beschaffen, den unsere weichherzige Politik uns hier aufgedrängt hat, und für welchen soviel französisches Blut auf afrikanischem Boden geflossen ist.

Der General-Konsul der Provinz Oran, Autun, spricht in jeder Sitzung der Versammlung seine Wünsche aus, deren Erfüllung Algerien zum Heile gereichen würde.

Meine Herren, am 24. October 1870 hat Crémieux während der Kriegsunruhen unter Mitwirkung einflußreicher Bankiers, seiner Glaubensgenossen, das Dekret durchgebracht, welches die Naturalisation aller algerischen Israeliten bezweckte.

Wir wollen hier nicht auf die unheilvollen Folgen zurückkommen, die jener Akt, vor dessen Vollziehung niemals die Franzosen Algeriens um ihren Rath gefragt worden sind, gehabt hat.

Aber unsere französischen Mitbürger fragen sich mit Recht, worin bestehen denn die Verdienste dieser seit Kurzem naturalisirten Menschen? Wir fragen die, welche an der Spitze unserer republikanischen Regierung

stehen, haben die Juden andere Ideale, als die, welche ihnen vielerwärts ihr einziges Gesetz, die Bibel im fünften Buche Mosis, vorschreibt, nämlich, daß sie durch ihren Wucher jedes nicht jüdische Land unterjochen sollen? Ist nicht, so fragen wir weiter, der Fortschritt unserer Kolonisation durch die Begünstigungen einer Rasse gehemmt, welche schmarotzernd und wuchernd sich rühmt, niemals die Flinte, das Ruder, die Hacke oder den Pflug angerührt, mit anderen Worten, niemals den Boden urbar gemacht oder vertheidigt zu haben, den sie durch die den Kolonisten aller Provinzen leider nur zu bekannten Mittel sich anzueignen verstanden hat.

Der Mont-Atlas, eine in Oran erscheinende Zeitung, obgleich von republikanischer Färbung, stellt der vaterlandstreuen Gesinnung und dem klugen Vorbedacht der ehrenwerthen Mitglieder der konstituirenden Versammlung ein rühmliches Zeugniß aus, daß sie sich mit solcher Festigkeit gegen die den Juden bewilligten Rechte französischer Bürger ausgesprochen habe.

Jene Zeitung schreibt: Haben unsere Vorgänger geirrt, so ist es an uns, diesen Fehler zu verbessern! Wir wollen unserem Vaterlande die Lebenskraft bewahren und müßten wir zu seinem Heile zu den Zeiten der eisernen Gewalt zurückkehren!

Der Petit Africain knüpft an die Erweiterungen des Wahlrechts bei den Wahlen der Handelsrichter einige wohlzubeachtende Betrachtungen.

Soeben hat das hohe Haus der Abgeordneten den Gesetzentwurf über die Erweiterungen des Wahlrechts bei der Wahl der Handelsrichter angenommen. Jeden Augenblick kann derselbe für Algerien verkündet werden und es ist natürlich, daß das Parlament, welches Algerien nicht so kennt, wie wir, der Meinung ist, daß dies Gesetz, welches für Frankreich einen Fortschritt bedeutet, auch ein solcher für hier sei.

Wir aber wissen, welche Unzuträglichkeiten dasselbe für uns hat. Juden würden dann durch Juden gerichtet. Sie sprechen ja stets von ihrer Solidarität und dies ist bei ihnen wahrlich kein leerer Wahn! Wir schweigen vorläufig ganz von der unermeßlichen Zahl jüdischer Falissements und von der beträchtlichen Menge der Zahlungseinstellungen mit so und so viel Prozent freiwilligen Akkordes.

Unsere Leser kennen das alles und unsere Abgeordneten können es nicht läugnen.

Das Inkrafttreten dieses Gesetzes bedeutet für uns das Aufhören des ehrenhaften Handels und das Schwinden des beim Geschäftsverkehr so unentbehrlichen Vertrauens.

Es wäre ein wahrhaftes Verdienst, Frankreich die wahren Zustände unserer Kolonie, die ihm von der pariser Presse

beharrlich verschwiegen werden, zu enthüllen. Wenn dann ein furchtbarer Aufstand, wie ihn Algerien bislang noch nicht gesehen, hier ausbräche, könnten die Franzosen wenigstens sagen, daß sie von der Presse gewarnt seien. Und wollen sie dem Manne danken, dem sie den Verlust dieser afrikanischen Ländereien, wegen deren französisches Blut in Strömen floß, verdanken, so mögen sie sich das am 13. März 1883 auf dem Kirchhof Montparnasse mit großem Pomp enthüllte vom Juden Aldrophe errichtete Denkmal ansehen.

Die Abgeordneten der Judenschaft und der Freimaurerei waren sämmtlich dort vertreten. Man bemerkte unter ihnen die Abgeordneten Thomson, Germain Casse und Camille Sée, den Präfekten der Seine Herold, die Munizipalräthe Bourneville und Leven, den Maire des 8. Arrondissements Koechlin-Schwartz, Bédarrides Präsidenten des Cassationsgerichtshofes u. s. w. u. s. w. Es fehlten ferner nicht der Großrabbiner Isidor und der Präsident des hohen Raths der französischen Freimaurer Proal. Diese letzten Beiden ergriffen nacheinander das Wort, um den um Israel so verdienten Mann, dessen Wirken für Frankreich desto verhängnißvoller war, zu feiern.

Das Banner der Alliance israelite universelle ward vor dem Denkmal entfaltet.

Crémieux hatte selbst vor seinem Tode die in ihrer Einfachheit so beredte Inschrift bestimmt, die sein Grab bezeichnen sollte:

Dem Andenken Isaak Adolph Crémieux's
Präsidenten der allgemeinen israelitischen Vereinigung.

Und in der That war diese allgemeine israelitische Vereinigung sein größtes Werk und in seinem Sinne konnte sie „die schönste und fruchtbringendste Stiftung“ genannt werden.

Kann man sich ein mächtigeres Herrscher-Instrument vorstellen, als dies, welches die ganze Welt beherrscht?

Die Alliance, so wie sie jetzt zusammengesetzt ist, datirt erst vom Monat Juli 1860. Die erste Generalversammlung fand am 30. Mai 1861 statt. In einer mehr verborgenen Weise funktionirte sie bereits seit langen Jahren, aber die

ihres Sieges bewußten Juden fühlten das Bedürfniß einer quasi offiziellen Macht, einer Repräsentation ihrer Rasse, die in ihrem Namen zu Europa rede. Die äußere Einrichtung der Alliance scheint sehr einfach. Jeder Jude kann gegen einen jährlichen Beitrag von 6 Franken Mitglied werden.

Sie wird von einem Central-Comité geleitet, welches früher aus 40, jetzt aus 60 Mitgliedern besteht, seit die ausländischen Juden sich über eine zu geringe Vertretung beklagt hatten. Dieses Central-Comité hat seinen Sitz in Paris, und steht in Verbindung mit den Comités sowohl in den verschiedenen Ländern und Provinzen als auch in den einzelnen Ortschaften. Die Mitglieder des Central-Comités werden auf neun Jahre, und zwar durch allgemeine Abstimmung aller Mitglieder gewählt, von ihnen scheidet alle drei Jahre ein Drittel aus, ist aber stets wieder wählbar. Unter sich wählt das Comité alle Jahr einen Ausschuß, bestehend aus einem Präsidenten, zwei Vicepräsidenten, einem Schatzmeister und einem General-Sekretär.

Ein Lokal-Comité kann überall, wo mehr als zehn Mitglieder sind, und ein Provinzial- oder Landes-Comité für eine gewisse Anzahl von Lokal-Comité's errichtet werden.

Diese Lokal- und Landes-Comité's verhandeln unabhängig für sich Fragen von rein lokalem Interesse, aber unter eigener Verantwortlichkeit.

Sie übergeben dem Central-Comité und empfangen von demselben Mittheilungen über Gegenstände von allgemeiner Bedeutung.

Sie veranlassen und sammeln Subskriptionen, deren Ertrag in die Kasse des Central-Comité's fließt.

Augenblicklich ist das Central-Comité wie folgt zusammengesetzt:

1) Mitglieder, die ihren Wohnsitz in Paris haben:

Isidor, Groß-Rabbiner von Frankreich, Ehrenpräsident. S. H. Goldschmidt, Präsident; J. Derenburg, Vicepräsident; Narcisse Leven desgl.; Kamm, General-Sekretär; Leo Lehmann, Schatzmeister.

Astruc, Bedarrides, Carvallo, Créhenge, H. Derenburg, M. Erlanger, Baron Hirsch, Zadoc Kahn, Lévi Alvarez, Th. Levy, E. Manuel, J. Oppert, E. Reinach, J. Rosenfeld, Victor Saint-Paul, L. Singer, E. F. Veneziani, Mitglieder. H. Rodriguez, Ehrenmitglied.

2) Außerhalb Paris wohnende Mitglieder:

Dr. Adler in Cassel, Dr. Baerwald und Dr. Fould in Frankfurt a. M., Dr. Bamberger in Königsberg i. Pr., Graf von Camondo in Constantinopel, J. Costa in Livorno, A. Daniels und Dr. Dunner in Amsterdam, Dreifuß-Neumann in Basel, Moser A. Dropsie in Philadelphia, Dr. Feilchenfeld in Posen, Dr. Frank in Cöln, Dr. Grätz in Breslau, Sir J. Goldsmith in London, Meyer Isaacs in New-York, Dr. Josephthal in Nürnberg, Lolli in Padua, H. Magnus in Leipzig, Maroni in Florenz, Dr. S. Neumann in Berlin, J. Oppenheim in Brüssel, Dr. Philippsohn in Bonn, E. Pontremoli in Verceil, Dr. Ravenna in Ferrara, Simon E. Salomon in Metz, Dr. Salvendy in Dürkheim, Ph. Simon in Hamburg, Joseph von Werthheimer in Wien, Dr. A. A. Wolff in Kopenhagen.

Die Zahl der Mitglieder beträgt etwa 28000. Das Budget, so weit es öffentlich bekannt ist, erreicht ungefähr eine Million Franken; die wirklich dem Centralkomité zu Gebote stehenden Mittel sind jedoch, wie natürlich, fast unbegrenzt.

Zahlreiche andere über die ganze Erde verbreitete jüdische Gesellschaften schließen sich der Alliance an, z. B. die Anglo Jewish association, die Union of Americain hebrew congregation, die Jüdisch-orthodoxen Repräsentanten in Prag, der Amour national zu Philippopel, ferner eine Anzahl kleinerer pariser Vereine, als: la Société des Dames, la Société Esther et Rébecca, l'Accord israëlite, les Israëlites français, le Lien d'Israël, les disciples de Moïse, les enfants de Sion, ferner die Freimaurerlogen: Concordia, Jérusalem und die Trinitarier.

Mittelst des Geldes fast über die ganze große Presse von Europa herrschend und so auf die Völker wirkend, haben die Israeliten hunderte von Organen, die sich nur an die Söhne ihrer Rasse wenden und dieselben von den Geschicken in Kenntniß setzen, welche ihrer harren. Wir wollen nur einige dieser specifisch jüdischen Zeitschriften nennen: Die Archives israëlites und der Univers israëlite de Paris, die Famille de Jacob in Avignon, der Jewish Chronicle, die Jewish World in London, der Jewish Messenger in New-York, der Wiener Israelit, der Libanon in Mainz, die Volkszeitung, die Wochenschrift

in Magdeburg, die allgemeine Zeitung des Judenthums, der Vessilo israëlitico in Casale, der Corriere israëlitico, der Educatore israëlitico, die Faniglia israëlitico, der Ben Chanonia, der Ben Hanania, der Orient, der Maggio, der Ariel in Jerusalem, die Esperanza in Smyrna, der Jaetz in Bukarest u. s. w.

Der Alliance ist der Begriff des Vaterlandes, wie wir ihn auffassen, ganz fremd, es wäre überflüssig dies zu erörtern, einige Worte Crémieux's bezeichnen unübertrefflich das geistige Prinzip was sie leitet:

Die Alliance ist keine französische, deutsche oder englische, sie ist eine jüdische allgemeine Verbindung, deshalb schreitet sie vorwärts und erreicht ihren Zweck. Nichts kann die Empfindungen richtiger charakterisiren, welche die Mitglieder beseelen, als die Herzensergießungen die Seitens der französischen Juden zu ihren deutschen Brüdern wenige Monate vor Ausbruch des Krieges von 1870 statt hatten. Man höre, wie Crémieux uns jene wahrhaft idyllische Scene in der Sitzung vom 3. Februar 1870 schildert, wo es sich um eine Sammlung zu Gunsten der polnisch-russischen Juden handelte.

Tief bewegt und unentschlossen, was zu thun, welche Maßregel zu ergreifen sei, wandte man sich an die deutschen Comité's. Ohne Zögern rief man alle in Berlin zusammen und dort meine Herren fand ein erhebendes Zusammenwirken statt. Keinerlei Neid und Mißgunst zwischen Berlin und Paris. Wir aus Frankreich, als die älteren, waren gleich wie die jüngeren, der gemeinsamen großen Sache brüderlich zugethan.

Alle waren dort, unser Vicepräsident Goldschmidt, „stets bereit mit seiner Person und seiner Börse", „der treu Ergebene" und Lewen, „der seine Familientrauer hierdurch heiligte!" Es war ein wahrhaftes Familienfest, eine Blüthenlese gelber Blumen.

Kein Gefühl der Eifersucht, ein allgemeiner, freiwilliger rückhaltloser Wetteifer, bei dem die Nationalität gänzlich verschwand; es waren in diesem Bunde eben nur Juden vereint, um unglücklichen Juden zu helfen .... Brauche ich daran zu erinnern, daß wir uns in Deutschland, in dem großen Lande des Wissens und der Intelligenz befanden, wo die Geister ruhig und kühl, in so hochherziger Weise allem Guten und Edlen zustreben. Wir waren in Berlin, dem großen Sitz der Wissenschaften, die durch Schlachtruhm an Glanz gewonnen und wo unsere Ansprache geistiges Licht verbreitete! (Großer Beifall).

Jene Sitzung hatte die gleiche geschichtliche Wichtigkeit, wie z. B. diejenige zu Wilhelmsbad, wo der Tod Ludwig XVI. und des Königs von Schweden beschlossen ward. Hier entschied man sich für die Vernichtung Frankreichs, die der jüdischen Finanzwelt so viele Milliarden eintragen sollte, die es zu Wege brachte, daß unser theures Vaterland für lange Zeit zerrüttet und daß es möglich ward, daß die Juden dasselbe überschwemmten, sich der einflußreichsten Stellungen bemächtigten, indem sie alle Franzosen aus demselben vertrieben.

Man kann hieraus ermessen, welches Gewicht das Zusammenwirken engverbündeter Männer aller Nationalitäten, die einem gegebenen Loosungswort folgen, in die Völkerwagschaale legt. Gambetta bildete sich zu jener Zeit sicher ein, daß er den Hebel in der Hand habe, durch welchen er die Ereignisse nach seinem Wohlgefallen lenken könne. Deutschland aber mit seiner straffen Organisation, einer dem jüdischen Einfluß abholden Heeresführung und seiner klarblickenden, echten Vaterlandsliebe war nicht so leicht zu bewältigen als das heutige Frankreich, welches den ersten besten Fremden an seine Spitze stellt.

Vieles, was man über die Gesellschaft Jesu geschrieben hat, paßt durchaus vollständig auf die Alliance israëlite universelle, und gerade was darin unzutreffend für Jene ist, trifft für Diese zu. Die Juden selbst sind über diesen Vergleich überrascht, erklären aber selbstverständlich mit der ihnen eigenen Bescheidenheit, daß der Vergleich zu ihrem Vortheil ausfalle, da sie ja einzig unser Bestes wollen, wasdja auch in sofern ganz zutreffend ist, als ihr Bestreben nur ararauf gerichtet ist, uns alles zu nehmen.

Ich erinnere mich, sagte einer der Redner in der General-Versammlung vom 3. Februar 1870, wo man Deutschland eine so warme Lobrede hielt, einer Unterredung, die ich unlängst mit einem Glaubensgenossen hatte, der zuvor der Sitzung der Alliance beiwohnte.

Ich befragte ihn um seine Ansicht über dieselbe, worauf er sich folgendermaaßen äußerte:

Als ich ihrer Sitzung beiwohnte, fiel mir die Geschichte aus Eugène Sue's ewigem Juden ein, wo Rodin, als er seinen Briefwechsel durchsucht, Briefe aus allen vier Himmelsrichtungen vorfindet.

Der Vergleich zwischen Beiden ist insofern richtig, als es sich dort wie hier um die Ausdehnung und den Umfang der Verbindungen mit

der ganzen Welt handelt, aber weiter eben nicht. Welch ungeheure — Verschiedenheit im Uebrigen. Hier die Unterdrückung, dort die Befreiung, hier die Finsterniß, dort das Licht, hier Kälte und Tod, dort Wärme und Leben. (Bravo's).

Wahrhaft lächerlich ist es daß die Juden, welche sich stets *rühmen weder* Franzosen, noch Deutsche oder Engländer zu sein, unaufhörlich in ihren Zeitungen den Katholiken vorwerfen, daß sie durch Anerkennung der Autorität des Papstes einem fremden Fürsten gehorchen.

Einem fremden Fürsten? rief ein treuherziger Mann des Volkes; *wie* ist es möglich, daß ein patriotischer Jude gegen eine solche Ungeheuerlichkeit sich so ereifern kann!

Ein geistvoller Mann sagte einmal, er wollte nur noch eine ungarische Zeitung lesen. Ich gestehe, daß mir das Bulletin de l'Alliance israëlite vollständig genügt, um über alles, was sich auf der weiten Gotteswelt ereignet, gut unterrichtet zu sein.

Die Alliance israëlite redet zu den Mächtigen, als ob diese ihresgleichen seien, sie macht ihnen Mittheilungen, erhebt Widerspruch, erläßt Ultimatum's, welche die Fürsten mit einer musterhaften Willfährigkeit hinnehmen. Wir haben unseren Lesern schon gezeigt, wie Crémieux in der rumänischen Frage durch seine auswärtige Politik auf unsere republikanische Regierung eingewirkt hat. Aus dem natürlich lächerlichen Vorwand, daß Frankreich zu jener Zeit wo noch gesunder Sinn im Lande herrschte und wo es noch Geltung in der Welt besaß, die einzige Nation in Europa gewesen sei, welche die Juden gänzlich verbannt habe, schloß Crémieux, daß wir Franzosen eigentlich die geborenen Väter, Kämpen und Vormünder aller Israeliten der ganzen Erde seien.

Gegen diese Behauptung ward endlich kein Widerspruch mehr erhoben, so daß schließlich, wenn in irgend einem Winkel der Erde ein Jude wegen Diebstahls eingesteckt ward, unsere Gesandten, Consuln, Kanzler und Dolmetscher sich sofort in Bewegung setzten, sich aufregten und Rundschreiben und Proteste erließen.

An den hierbei entwickelten Eifer ward dann der Maßstab gelegt, nach welchem Beförderungen in der diplomatischen Carrière stattzufinden hatten. So finden wir Mellinet als

französischen Gesandten in Rumänien, dann in Teheran in Persien. Tissot zerreißt sich fast selber vor Eifer in Marokko, um erst nach Constantinopel und später nach England geschickt zu werden, aber alle werden von Rustan in Tunesien übertroffen.

Seit zehn Jahren habe ich den tunesischen Feldzug voraus gesehen. Der Umstand, daß die Juden unter der tunesischen Herrschaft sich nicht glücklich fühlten, ließ allein erwarten, daß unsere armen Soldaten dort ihr Leben würden lassen müssen, um das Loos Jener zu verbessern. Man bedenke nur: ein israelitischer Silbertressenarbeiter, der einige ihm auvertraute Gegenstände bei einem Pfandleiher versetzt hatte, erhielt dafür in Tunis die Bastonade!

War so etwas zu ertragen? Einige Juden wurden sogar dort ausgewiesen, als ob sie nicht mehr wären als die Mitglieder einer geistlichen Brüderschaft! Sofort erhebt sich in der Alliance Mann und Maus und ruft Europa zur Bestrafung ob solches Verbrechens an.

Wahrhaft Erschütterndes wird uns von jenseits des Meeres gemeldet! Der Fanatismus der Mohamedaner hat unsere Brüder in Tunis zu Opfern einer furchtbaren Verfolgung auserkoren. Nachdem sie Ausbrüche einer unqualifizirbaren Barbarei erduldet hatten, wurden sie an verschiedenen Orten in der tunesischen Herrschaft ihrer Habe und ihres Gutes beraubt, aus ihren Wohnorten vertrieben und genöthigt irgend einen Zufluchtsort in Tripolis und Tunis zu suchen. Es ist ein unsagbares Unglück. Ganze Völkerschaften sind in Verzweiflung und ins Elend gestürzt und rufen die Hülfe ihrer Glaubensgenossen an.

Einige unserer Geschäftsträger erniedrigten sich in ihrer Dienstbarkeit so weit, daß sie zu deren Nutzen die Regierungen, bei denen sie beglaubigt sind, ausbeuteten, so daß dies selbst das Erstaunen der israelitischen Zeitungen erregte.

So lesen wir in den Archives vom 13. Dezember 1883:

Unser Gesandter in Fez hat in Folge der Beleidigungen, die einem französischen Unterbeamten in Marokko Seitens der dortigen Bevölkerung widerfahren sind, eine Entschädigung von 5000 Franken beantragt und durchgesetzt. Es ist bemerkenswerth, daß hiervon 500 Franken der dortigen israelitischen Knabenschule und eine ebensolche Summe der israelitischen Mädchenschule übergeben worden sind. Wir wissen in der That nicht, aus welcher Veranlassung unseren in der fraglichen Angelegenheit unbetheiligten Glaubensgenossen diese Zuwendung, welche man in Marokko sonst nicht gewöhnt ist, zu Theil wurde.

Ordega wollte eben dem Rustan einen Streich spielen. Bereits im Mai 1884 sehen wir ihn hier in Paris, um das Terrain zu sondiren, die Bankiers zu besuchen, die Geschäfte zu beriechen und hauptsächlich in den jüdischen Zeitschriften von sich, als von einem großen Vaterlandsfreund, reden zu machen.

Der dortige Elias Mussali, die eigentliche Hauptperson bei der Gesandschaft ist Haim Benchimol, der im Jahrbuch des hohen Raths von Frankreich und seiner Pertinenz unter Nr. 194 „Vereinigung zu Marokko, ∴ von Tanger, als Ehrwürdiger ∴ Bruder Haim Benchimol zu Tanger aufgeführt ist.

Da jedoch die öffentliche Meinung einem zweiten tunesischen Feldzug durchaus abgeneigt war, ward Ordega, dank der Empfehlung der Alliance, gegen Ende des Jahres 1884 als Gesandter nach Bukarest versetzt, wo die Juden gern einen der ihrigen zu haben wünschten. [1]) Er entwickelte in der That dort einen so unüberlegten Eifer, daß er bald daselbst un-

---

[1]) Wie die Mehrzahl der heutigen, Frankreich im Auslande vertretenden Diplomaten, rühmt sich Ordega nicht französischen Ursprungs zu sein; er gehört zwar nicht zu jenen heldenmüthigen gläubigen Polen, denen alle Christen Gutes wünschen, sondern dem jüdischen Polen an. In der Ansprache, welche er hielt bevor er Tanger verließ, und die in den Archives israëlites vom 12. März 1885 abgedruckt ist, unterließ der neue Minister für Bukarest es nicht besonders hervorzuheben, daß er nach Rumänien gehe, um die Interessen der Juden zu unterstützen. „Wenn ich hier nicht so lebhaften Antheil an der Vertheidigung der jüdischen Interessen nahm", sagte er, „so war die Ursache, daß meine bescheidene Mitwirkung oft Widerspruch oder eine falsche Deutung Seitens anderer Consularbeamten erfuhr. Es wäre dennoch unpolitisch von mir gewesen, da handelnd einzutreten. wo mir der direkte Auftrag fehlte. Doch möge man sich versichert halten, daß sowohl die Juden zu Demnan, als die zu Marokko sicher keinen besseren Vertreter als mich werden finden können, sobald ich die Reserve abstreifen kann, die ich verpflichtet war mir auf dem Posten den ich jetzt verlasse, aufzuerlegen".

„Ich hoffe, daß ich auf dem neuen Posten, zu dem ich berufen bin, mehr als bisher werde die Initiative ergreifen können. In Rumänien bilden die Israeliten eine bedeutend größern Gemeinde, deren Lage im allgemeinen nicht zu den besten gehört. Ich werde deshalb einen größeren Spielraum für meine Thäigkeit dort finden und hoffe Gelegenheit zu haben, den Juden meine Sympathien zu beweisen".

möglich ward, und man ihn schon nach Verlauf einiger Monate durch einen Herrn von Coutouly ersetzen mußte.

Wiederum ist hier die Auslese des Bulletin de l'Alliance israëlite, dessen Existenz viele unserer größten Politiker nicht kennen, sehr lehrreich. Es fehlt auch nicht an ergreifenden Seiten. Ich gehöre zu denen die jeden Glauben achten, weil ich den Glauben für eins der unschätzbarsten Güter halte. Für mich ist die Veranlassung, der Gedanke, der Jemand bei irgend einer Schenkung, sei es bei Subscriptionen, sei es bei großen oder kleinen Legaten, sei es bei irgend welcher freien, vielleicht noch so unbedeutenden Gabe leitet, hochwichtig. Der Eine giebt zu Ehren des Gedächtnisses eines Vaters, einer Mutter, eines Sohnes, Andere bei Gelegenheit der Barmitzwa eines Kindes; so z. B. giebt ein Herr Garet fünf Franken bei Gelegenheit seiner Ernennung zum Beamten einer öffentlichen Unterrichtsanstalt.

Die Opfer, welche reiche Juden, namentlich für die Schulen im Orient bringen, sind zuweilen großartig. Zwar geben sie das Geld, was sie uns zuvor abgenommen haben, indeß muß man ihre Handlungsweise nicht nach unseren Begriffen beurtheilen, da ihre Ideen von den unsrigen stark abweichen. Für sie ist schon der Gedanke, einen Goy zu schädigen, verdienstlich, geschweige die That. Sie gleicht derjenigen der christlichen Ritter, welche Kirchen mit dem, was sie den Sarazenen geraubt hatten, beschenkten. Sie verfügen vorweg über das Eroberte; solche Gaben gleichen den Aehren des Omez, welche Jener ehedem dem Cohen nach der Ernte überreichte oder den Vorlegebroden (pains de proposition) die im Allerheiligsten auf den Tisch von Akazienholz niedergelegt wurden.[1])

Von dem Profit, welchen Maurice von Hirsch an den türkischen Bons gemacht hatte, schenkte er eine Million für die israelitische Jugend des Orients. Bischoffsheim gründete

[1]) Die jüdische Freimaurerei hat das Andenken an jene Holztafeln des Tempels treu bewahrt. Das Schurzfell des 3. Grades ist weiß, mit einem doppelten feuerrothem Besatz, in der Mitte ein Kompaß, nebst einem mit Akazienzweigen umflochtenen Winkelmaaß. Auf die Frage: „Sind Sie Meister"? wird geantwortet: „Die Akazie ist mir bekannt."

von dem Gewinn, den er in Honduras einheimste, eine Schule für junge Mädchen, die gleichzeitig eine Erwerbschule ist und den Namen einer Stiftung von Bischoffsheim trägt.

Die Schülerinnen werden im Alter von 12 bis 15 Jahren auf dem Wege der Bewerbung aufgenommen, erhalten Kost, Wohnung, Kleidung und freien Unterricht. Es wird hier im Weißzeugnähen, im Blumenmachen, im Schneidern unterrichtet und gleichzeitig werden die jungen Mädchen fürs Handelsfach und als Erzieherinnen ausgebildet. Der Aufenthalt währt drei Jahre, und die Zahl der Pensionärinnen beträgt fünfzig.

Diese im Jahre 1872 eröffnete Anstalt hat schon 236 Schülerinnen ausgebildet. Diejenigen, die ihre Schulstudien und ihre Lehrzeit beendet haben, werden durch Vorstandsdamen, welche gleichzeitig die jungen Mädchen überwachen, in größeren Werkstätten oder Geschäften zu Paris untergebracht. Die sich zu Erzieherinnen Ausbildenden müssen, nachdem sie die Schule verlassen haben, ihre Prüfung auf dem Stadthause bestehen. Ein Theil dieser letzteren wird aus Paris selbst, der andere aus Marokko oder dem Orient ergänzt.

Die Alliance besitzt im ganzen Orient, d. h. in Syrien, Marrokko, Tunis, Mesopotamien und Jerusalem 36 Schulen mit mehr als 7000 Schülern und Schülerinnen, nämlich 5400 Knaben und 1700 Mädchen.

Man muß Crémieux in den Sitzungen der Alliance aufsuchen, dort ist er wie er leibt und lebt. Dort zeigt er sich familiär, gemüthlich, mit der heiteren Miene des Patriarchen. Es giebt Genrebilder, auf denen man einen solchen Greis sieht, wie er sich mit den Seinigen unterhält. Im Jahre 1878 kam die Rede auf die Israeliten in Rußland. „Man lasse sie nur erst anfangen", sagte Crémieux und dann setzte er mit leiserer Stimme hinzu: „ich bin ganz beruhigt, sie werden schon vorwärts kommen und sich Luft machen". (Allgemeines Lachen). Eine Handbewegung, ein Zucken mit dem Auge und diese schlauen Gevattern, Politiker, Bankiers und Brillenhändler hatten sich gut verstanden, sie wußten wohl, daß, sobald ihre Glaubensgenossen nur erst einen Fin-

gerbreit Recht erworben haben würden, sie dann Rußland und die Russen bald ebenso unter ihre Füße bringen würden, wie sie es selber hier in Frankreich mit den Franzosen gemacht hatten.

Crémieux hielt es für angemessen, in seinem Testament ein öffentliches Zeichen seiner Fürsorge für die Alliance israëlite zu hinterlassen.

Ich vermache, so setzte er fest, der Alliance israëlite universelle die Summe von 10000 Franken. Da dieselbe keine gesetzlich anerkannte Gesellschaft ist, so lege ich meinen Kindern die Verpflichtung auf, innerhalb dreier Monate nach meinem Tode dem Präsidenten der Alliance die genannte Summe zu übergeben, der darüber nach Beschluß des Central-Comite's zu verfügen hat.[1])

Die Katholiken mögen sich wohl hüten solche Verfügungen zu tadeln. Giebt es ein schöneres Recht, als einen Theil seines Erbes zum Besten einer Sache oder einer Idee zu verwenden, für die man sein Leben hindurch thätig gewesen oder der man gedient hat und dadurch seine Ergebenheit, seine Treue für dieselbe noch über den Tod hinaus gewissermaßen an die Mühwaltungen anzuknüpfen, die man ihr im Leben zugewendet hat?

Gesetzt den Fall, ich vermache den Benediktinern, bei denen ich einige Monate meiner Jugend glücklich verlebte, deren litterarische oder historische Arbeiten mit den meinigen Hand in Hand gehen, 10000 Franken, dann würde man Lockroy oder Camille Dreyfuß sicherlich auf der Rednerbühne hören können: „Erbschleicherei, meine Herren! Güter der todten Hand! . . . Dieser Mann weiß, daß jene Brüderschaft nicht vom Staat geduldet wird und dennoch vermacht er ihr etwas! Wie heißt es im Syllabus? Es soll nicht erlaubt sein, daß ein Franzose einen Orden bereichert, der dem Auslande angehört!“[2])

---

[1]) Solche Akte der Freigiebigkeit kommen häufig vor. Rothschild, jener steinreichste Juwelenhändler bestimmte bei seinem im Jahre 1884 zu Paris erfolgten Tode testamentarisch, daß, wenn seine Tochter Sarah Halfon ohne Kinder stürbe, die Alliance israëlite universelle ein Drittheil seines Vermögens erben solle.

[2]) Im März 1884 hat der Staatsrath, dessen schönste Perle der Jude Camille See ist, der Oberin der Schwestern von Saint Vincent de Paul das Recht bestritten, das Legat einer Dame Lecerf anzunehmen,

Für jene Menschen, wie für die ganze republikanische Mehrzahl, die an den Geldbeuteln der jüdischen Geldmenschen hängt, sind allerdings die Mitglieder des Central-Comité's, welche in Berlin, München, Hamburg u. s. w. wohnen, keine Fremde und würde man noch weiter in sie dringen, so würden sie am Ende behaupten, daß nur die Juden in Frankreich Heimathsrechte besitzen.

---

welche 400000 Franken zur Gründung zweier Krankenbetten für das Stift Sainte-Anne d'Auray in Châtillon-sous-Bagneux vermacht hatte.

In ihrem Haß gegen diese frommen barmherzigen Schwestern, welche selbst von Wilden verehrt werden würden, schreckten sie nicht davon zurück, selbst die Armen zu schädigen.

Würde man aber den Juden jene von Crémieux vermachten 10000 Franken entziehen wollen, so würden sie Zeter schreien, dagegen finden sie es ganz in der Ordnung, daß man die barmherzigen Schwestern aus dem Hospital Cochin verjagt und das Geld einsteckt, welches der Gründer ihnen zu ihrem Unterhalt vermacht hatte.

Inhalt.

Fünftes Buch.

Das verjudete Paris und die französische Gesellschaft.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, wovon ein Christ in zwanzig Jahren noch wird leben können!" Stern.

Eine Skizze will ich liefern, kein ausgeführtes Gemälde.

Ein Goncourt hat es verstanden, in einem einzigen Bande eine Fülle von Thatsachen und Ideen zu vereinigen, die weder an Klarheit der Total-Eindrücke, noch an Reichthum der Einzelschilderungen etwas zu wünschen übrig läßt. In seiner histoire de la Société française pendant le Directoire hat er uns bald in malerischen, bald in geistvollen Darstellungen Paris mit seinen zerstörten Kirchen, mit ganzen in Einöden umgewandelten Stadtvierteln, mit verlassenen Palästen, wie es am Vorabend der Schreckenszeit war, vorgeführt, wo ein Palast Larochefaucould in einen Bazar, ein Palast Birons in einem öffentlichen Tanzboden umgewandelt ward.

In einem noch beschränkterem Rahmen darf ich nicht hoffen, dem Aehnliches erreichen zu können, da überdies die Jetztzeit viel verwickeltere Zustände darbietet, als jene Zeit, welche uns geistreiche Schriftsteller geschildert haben. Der moralische Ruin rund um uns her macht tiefere Einblicke erforderlich, als der mehr materielle Umsturz jener Zeit. Ich werde mich fürs Erste darauf beschränken müssen, die hauptsächlichsten Gesichtspunkte ins Auge zu fassen, und mir eine Vervollständigung für eine spätere Zeit vorbehalten.

Was man früher unter „Gesellschaft" verstand, d. h. das Zusammenwirken gesetzlicher, gebräuchlicher und herkömmlicher Faktoren, giebt es heut zu Tage nicht mehr. Was heut noch die sogenannte „moderne Gesellschaft" zusammenhält, gleicht mehr der Dekoration, welche einer gründlichen Probe nicht gewachsen ist. Man erblickt allerwärts Lügen, es wird für den ruhigen Beschauer immer schwieriger, aus den Scheinverhältnissen und dem künstlichen Aufbau der Meinungen und

Gesinnungen, die meist des kernigen Gehalts entbehren, sich ein richtiges Bild zurecht zu legen.

Auf dem ersten oberflächlichen Blick hin scheint wenig verändert zu sein; die berühmten Namen des alten Frankreich findet man noch heut und es ist eine in unserer Zeit seltene Wahrnehmung, daß die Lebenskraft unseres alten Adels, dem nichts fehlt als die Zuversicht zu sich selber, noch eben so groß ist, und daß er noch die gleiche Bedeutung hat, wie in England.

Hundert Jahre werden demnächst verflossen sein, als man die allgemeine Gleichheit Aller verkündete und auf dem Marsfelde unter dem Freiheitsbaum, an welchen man den ganzen Tand der feudalen Zeit: Die Ketten (tortils) und die Kronen, die Wappenschilder und die Purpurmäntel, die Pergamente und die Stammbäume aufgehängt hatte, feierlich verbrannte. Die heutige Aristokratie hat keine Stellung in der Organisation der Jetztzeit, denn sie hat nichts gethan sich eine solche zu verdienen. Sie zählt in ihren Reihen außerdem eine große Anzahl solcher Adelsfamilien, deren Adel nur aus den Visitenkarten ersichtlich ist, die große Menge Nachkommen Solcher nicht eingerechnet, deren Vorfahren Nationalgut kauften, und damit gleichzeitig den Namen des Edlen, welcher es vorher besaß; diese Vorfahren hatten also, nachdem die rechtmäßigen Besitzer guillotinirt waren, so zu sagen gestohlenes Eigenthum an sich gebracht.

Indeß hat in der Wirklichkeit, trotz des durch die Presse bis zum Ueberdruß gegen sie verbreiteten Lärms, die französische Aristokratie in unserem durch und durch demokratischen Jahrhundert noch nicht ganz ihren alten Zauber verloren. Ein wirklicher, ächter Herzog bedeutet noch immer etwas, er ist noch heut jederzeit in der Lage, seinen Titel durch eine glänzende Heirath zu verwerthen. Das seltsame Erscheinen eines kleinen Artillerie-Lieutenants, der Grafen, Barone, Herzöge, ja Könige in die Welt setzte, hat sich den Gemüthern des alten Adels, der ja, wie jener Lieutenant, durch seine militärische Tapferkeit sich emporgeschwungen hat, tief eingeprägt.

Nun besitzen wir ja aber außerdem heutzutage noch

einen maskenhaften Adelsabfall (descente de la Courtille héraldique), ich meine die Edelleute, die man die Noblesse des Golgatha'schen Almanachs nennt, jene unnatürlichen, aus der Finanzwelt aufgeschossenen Blüthen, aus denen sich Barone und Grafen, nicht etwa der Verdienste wegen die sie dem Lande geleistet, sondern in Folge börsenwucherischer Spekulationen entpuppt haben und welche in älterer Zeit Heiterkeit erregt haben würden; man lächelt zwar auch heut noch, wenn man Namen wie Graf von Camonda, Baron von Hirsch hört, aber unsere Ohren haben sich nachgerade schon daran gewöhnt.

Die alte Aristokratie findet Frankreich nicht feindseelig oder gleichgültig gegen den Adel gesinnt, wie dies z. B. in Amerika der Fall ist, im Gegentheil, unser Land ist in Sitten und Gewohnheiten noch in vollem Anschluß an diese Aristokratie, die, wenn sie es nur gewollt hätte, noch heut mächtig, wenn nicht eine Macht, noch heut von hoher Bedeutung, wenn nicht tonangebend sein könnte. Aber in dieser Beziehung ist sie ihrer Stellung nicht gewachsen, oder hat sich wenig geschickt gezeigt.

Vierzigtausend Edelleute, seit ihrer Jugend in den Waffen geübt, im Besitz der einflußreichsten Stellungen und sämmtlich persönlich tapfer, haben im Beginn der ersten Revolution jene Bewegung mit vorbereitet, jenen neuen Ideen sich angeschlossen, die sie ins Verderben zu reißen drohten, und anstatt, als es vielleicht noch Zeit war, sich zu ermannen, flohen sie vor einer Hand voll Bösewichtern. Mit einziger Ausnahme des Prinzen von Talmont betheiligte sich kein vornehmer Adliger in der Vendée, nie ließ sich dort ein Prinz von Geblüt sehen und die Beschimpfung des Grafen von Artois durch Charette ist in Aller Erinnerung. [1]) Heut noch ebenso reich und fast auch noch eben so mächtig wie zur Zeit der ersten Revolution, lassen die Nachkommen jener leichtfertigen Menschen Frankreich mit gleicher Sorglosigkeit ver-

---

[1]) Ueber die traurige Rolle, die der Graf von Artois fortwährend gespielt hat, vergleiche man das Buch von Forneron: Historie générale des émigrés pendant la Révolution française.

derben und thun nichts, für seine Erhaltung muthig einzutreten.

Worin ist diese gänzliche Unfähigkeit der französischen Aristokratie begründet, in irgendwelcher Weise sich nützlich zu bezeigen? Viele ihrer Glieder sind noch heut in herzlicher Freigebigkeit und edelster Gesinnung ein Vorbild unserer Gesellschaft. Noch begegnet man auch hier und da in bürgerlichen Kreisen Beweise großartiger Hingabe; wir besitzen noch in frommer Gesinnung und Handlungsweise in der Stille wirkende Männer und Frauen, die Krankepflegen und menschenfreundliche Werke der Barmherzigkeit thun. Alles, ohne davon Aufhebens zu machen, ja selbst die Oeffentlichkeit peinlich vermeidend.

In diesen Kreisen werden noch jene höheren Wesen geboren, die unseren Verkehr mit Gott vermitteln und für uns beten. Paris mit seinen tiefen Nachtseiten die sich gern dem Blicke verhüllen, hat auch Lichtseiten die, vielleicht von den Wenigsten erkannt, jene edlen Seelen vertreten, welche von oben herab mehr als von uns gewürdigt werden, weil sie dem Himmel verwandter sind, als wir, die wir an der Erdenscholle haften.

Eine wahrhaft edle Persönlichkeit ist auch stets wahrhaft gut. Sie thut das Gute ohne sich dessen zu rühmen, nicht wie der Jude, der, wenn er hundert Sous giebt, dies sogleich an die große Glocke hängt, sondern verbirgt ihr Wohlthun in zarter Weise. Im Umkreise der von Schlössern bewohnten altadligen Familien in der Provinz findet man selten Arme. In einem unbekannten kleinen Orte bei Forez z. B., wo ich früher wohnte, hat der Baron von Rochetaillée, um nur ein Beispiel was ich selber genau kenne, anzuführen, den mittellosen Bewohnern bei Bäckern und Fleischern Kredit verschafft und steht für das Nothwendige ein. Kein Reicher kann redlicher seine Pflicht erfüllen als jener Edelmann, den ich nach Tertullian „einen Schatzmeister Gottes auf Erden“ nennen möchte.

Die Radikalen würden am liebsten einen so edlen Mann beschuldigen, daß er Denen, die er so liebreich unterstützt, die Liebe zur Arbeit raube, und leben sicher der Hoffnung, ihn bei der nächsten Revolution dafür guillotinirt zu sehen.

Ich bin zwar überzeugt, daß dies dem Baron von Rochetaillée sehr gleichgültig ist, denn der Undank hindert den Edlen nicht in seinem Thun. Dem wahrhaften, geistig hochstehenden Vertreter der arischen Rasse ist jedes Gefühl der Rache fremd. Das Christenthum, was wahrhaft großmüthig fühlt und denkt, löscht im eigenen Herzen den Widerhall angethaner Beleidigungen aus. Im Gegensatz hierzu hält der Jude seinen Feinden gegenüber alles das bereit, was nach den Worten Goncourt's: „bei jener, mit dem Blute eines Gottes befleckten Rasse sich seit achtzehn Jahrhunderten an Galle angesammelt hat"; der wahrhaft Edle kennt weder Haß noch Bitterkeit.

Giebt es etwas Erhabeneres, als jene Testamentsbestimmung Montmorency's, welcher eine Stunde bevor er das Schaffot bestieg, dem Richelieu das berühmte, jetzt in Louvre befindliche Gemälde von Carracho „der heilige Sebastian von Pfeilen durchbohrt", vermachte?

Als später die Herzogin in ihrer Klosterzelle zu Moulins bei den Schwestern der „Heimsuchung Mariä", den trotz seiner Untreue heißgeliebten Gatten im Traume sah, erblickte sie ihn in der Schaar der Auserwählten, und als man sie fragte, durch welche Handlung ihr die hohe Gnade einer solchen Vision geworden, antwortete sie: weil ich gern und willig vergeben habe. Gott hat sich meiner erbarmt, weil ich gegen die nachsichtig war, die mir den Tod gewünscht haben.[1])

In dem vortrefflichen Buche von Charles d'Héricault: Histoire de la Révolution raconté aux petits enfants finden sich tausend Züge ähnlicher Art. Wie rührend ist die Antwort des armen, kleinen, von Simon mit Schlägen gemißhandelten Dauphins:

Was würdest Du thun, Capet, fragte ihn eines Tages Simon, wenn die Vendéer Dich befreiten?

Der Dauphin erinnerte sich des seinem Vater gegebenen Versprechens und antwortete:

— „Ich würde Ihnen verzeihen. . . ."

---

[1]) Fliche: Mémoires sur la vie, les malheurs, les vertus de la très haute et très illustre princesse Marie-Felicie des Ursins, duchesse de Montmorency.

Welch edler Zug wird uns von Renan in seinen Souvenirs d'enfance et de jeunesse berichtet, wo nach der Revolution die adeligen Pensionärinnen des Stiftes zu Treguier, als sie Abends in jenem stillen Provinzialstädtchen nach der Tagesarbeit, ihre Stühle vor die Thür des Hauses stellend, in gemüthlichem Geplauder dort Platz genommen hatten und plötzlich Jene herannahten, welche sich auf ihre Kosten bereicherten, nur um jenen unter dem Schutz des Gesetzes stehenden Räubern ein Gefühl der Scham zu ersparen, sich mit ihren Stühlen in das Innere des Hauses zurückzogen, um in der Kapelle für ihre Feinde zu beten.

Hundertmal ist schon das derbe und doch so treffliche Wort Karls X. angeführt worden, was er bei Gelegenheit der Ernennung eines Obersteuereinnehmers sprach.

— Ew. Majestät muß ich aber bemerken, daß er der Sohn eines Königsmörders ist.

— „Man wählt seinen Vater nicht."

Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß was von ihm dem Sohn des Königsmörders bewilligt ward, vielleicht dem Sohn eines Aufständischen, der für seine Ueberzeugung kämpfte, abgeschlagen worden wäre. Denn die Bourbonen und alle ihre Anhänger vergaßen stets eben so leicht Kränkungen, als die ihnen erwiesene Dienste, eben weil ihr leichter Sinn tiefere Eindrücke ausschloß und eine angeborene Gutherzigkeit stets leicht die Oberhand gewann. „Prächtige Vögel mit leichtem Gefieder", sagt der griechische Dichter von den Alkmeniden.

Wie sieht denn nun eigentlich die harmlose unblutige Schreckensherrschaft (Terreur blanche) neben der blutigen aus, welche nach Berriat-Saint-Prix 36000 Opfer forderte?

Einige geistige hervorragende Persönlichkeiten ausgenommen, wie z. B. Montalembert, den Herzog von Broglie, den Grafen Mun, ist die geistige Fähigkeit der Aristokraten eine sehr geringe. Es steckt mehr Intelligenz, That- und Willenskraft, mehr Ausdauer in den Entschlüssen des geringsten galizischen Juden, als im ganzen Jockey-Club. Unter sämmtlichen Mitgliedern der vornehmeren Gesellschaft wird man kaum zehn finden, die Joseph de Maistre gelesen haben, wäh-

rend jeder Werkführer und die meisten Arbeiter Karl Marx studirt haben. In den Wohnungen der kleinen Handwerker, die nur in wenigen Abendstunden, nach einem anstrengenden Tage sich belehren können, wird man wenigstens ein Bruchstück einer Bibliothek finden und zwar wiederholt gelesene, mit Notizen versehene Bücher. Der Adel kauft zwar Bücher, aber er liest sie fast niemals.

Dieser Mangel an ernster, geistiger Uebung läßt bei unserer Aristokratie die Vorstellung schwinden, daß sie auch geistig hoch in der Gesellschaft stehen müsse.

Diejenigen Aristokraten, welche sich geistig von unten her beeinflussen lassen, werden, wie Blanc de Saint-Bonnet richtig gesagt, hat durch diese Vermischung in ihren Anschauungen verwirrt. Die Aristokratie soll nichts vom Volke empfangen und sich mit nicht ihm gemein machen, sondern soll dem Volke mittheilen und es veredeln.[1])

An einem anderen Orte hat dieser berühmte Denker die Pflichten der Aristokratie in einer anderen Form erläutert:

Die Aristokratie, sagt er, muß sich fortwährend läutern, um sich selber gleich zu sein. Es geschieht dies durch Bethätigung der Grundsätze, durch welche sie sich charakterisirt. Von dem Augenblicke an, wo sie sich durch den Volksgeist gewinnen läßt, beginnt auch die Zersetzung des ganzen Volkes. Die Aristokratie vermag nur sich selber mehr und mehr zu veredeln, um in gleicher Weise auf die Masse einzuwirken, aber durch das was sie vom Volke annimmt, ist keine Veredlung bei ihr möglich.

Bei uns hat ein gewisser Theil des Adels geglaubt, die natürlichen Triebe des Volkes bei sich veredeln zu können; allein vergeblich, denn durch die Gewöhnung zur Trägheit, zur Bequemlichkeit, zum Wohlbehagen, zur Eitelkeit, zur Verschwendung, zum Uebermaaß im Essen, im Trinken und in der Liebe, hat er nur selbst an wahrem Adel verloren und so das Volk um seine ehrenhafte Aristokratie gebracht.

Nachdem die Vertreter der Aristokratie sich dadurch entadelten, daß sie den Sinnen die Zügel schießen ließen und sich mit allen Anderen auf die gleiche Stufe stellten, verloren sie sogar das Uebergewicht in den äußeren Formen, das sie bislang noch besaßen, so daß sie selbst in Theater- und Toiletteangelegenheiten keine Besonderheit mehr für sich behielten. Man konnte zuletzt bei ihnen Künstler und Kunstwerke der fünfundzwanzigsten Klasse, sowie die lächerlichsten und aben-

---

[1]) De la Restauration française.

theuerlichsten Trachten finden, deren größtes Verdienst darin besteht, daß sie jüdischen Ursprungs sind und wenn sie Beifall klatschen, daß alles zitterte und vor Entzücken fast in Ohnmacht fallen, so rufen sie dann wohl mit jener nichtssagenden Miene aus: Ah, wie charmant, ah, wie grotesk!

Nichts ist eigenthümlicher, als jene gefallene Aristokratie, namentlich in Paris, wie sie so ganz die Führung, selbst als Beherrscherin des Geschmacks und der Mode verloren hat, welche sie ohne Widerspruch so lange besaß; wie sie sich also selbst dieses unbedeutende Scepter entwinden ließ und nun selbst das Geringste mit jüdischen Augen ansieht.

Man erinnere sich an jene Anekdote von Rothschild, der einst mit einem jüdischen Juwelier sich über die Vorwürfe der Christen vertraulich aussprach, daß sie bei Juden kein Schweinefleisch bekämen. — Wenn die Christen das liebe Thier so gern mögen, so kann man es ihnen ja als Atrappe vorsetzen. — Das ist eine Idee! Acht Tage später sah man alle unsere Elegants und unsere Modedamen das kleine goldene Schwein als Götzen und Miniatur-Schmuck, wie eine Selbsterniedrigung tragen, über die sie obenein noch selber am meisten lachten.

Diese Unfähigkeit, selbst einen Gedanken zu fassen und die Willfährigkeit sich von Anderen führen zu lassen, bringt es zu Wege, daß diejenigen, welche zwecklos in Paris existiren würden, da sie ihre Zeit nicht zu nützen wissen, als ganz praktische Offiziere ins Heer eintreten und dort auch bleiben. Die Disciplin entbindet sie, eine eigene Meinung zu haben und sie fühlen sich ganz glücklich dabei. Aber eine selbstständige Entschließung darf man bei ihnen so wenig, wie bei ihren Vorgesetzten erwarten.

Nachdem sie mit Gefahr ihres Lebens den Aufstand besiegt und Paris zurück erobert hatten, ließen sie sich von einigen Phrasenmachern aufs einfältigste berücken und duldeten obenein unterthänigst die Beschimpfungen, die ihnen dafür zu Theil wurden. Keiner von ihnen faßte den Muth, um das Land vor Schande zu retten, mit seinem Regiment, mit seiner Brigade oder seiner Division — nicht etwa — das darf man glauben — aus Achtung vor der Obrigkeit, sondern aus

eigenem Entschluß, auf und davon zu gehen; dazu hätte eben Nachdenken und Ueberlegung gehört und das überstieg ihre geistigen Kräfte.

Der herrschende Zug sowohl in der Aristokratie, als beim vornehmeren Bürgerthum, welche in ihrem gewohnten Geleise weiter leben, ist bei beiden die Liebe zur Zerstreuung, zum Vergnügen. Ich spreche hier, wohlverstanden, nicht etwa von der Ausschweifung, die obschon sie ein gewaltsames Aufregungsmittel ist, bei gewissen Naturen keineswegs die Thatkraft ausschließt. Ein englischer Lord stürzt sich, vom Spleen geplagt, wohl in den übermäßigen Genuß von Ale oder Sherry und in jedem Engländer steckt mehr oder weniger etwas von einem krankhaften mürrischen Hamlet; er fühlt das Bedürfniß erst einmal Falstaff zu sein, ehe er Nelson, Chatam oder Byron wird. Auf den Universitäten jenseits des Rheins beginnt der Deutsche zuvörderst mit Trinkgelagen, die der berühmten Zecher (beuveurs) Rabelais würdig sind, ehe er seinem Beruf als Soldat oder Politiker entgegengeht. Bevor er ein Bismarck wird, ist er ein Gargantua. Der Franzose entbehrt diesen Geschmack, den ihm sein schwacher Magen nicht gestattet; man kennt jetzt nicht einmal große Lebemänner, wie man sie vor 50 Jahren nach hunderten zählen konnte. Was sich aber fortgepflanzt hat, ist wie gesagt die Liebe zum Genuß, der Wunsch sich zu amüsiren.

Die Herzogin von Persigny ward gleich nach ihrer Geburt in einen Hanswursthut eingepackt. Ihre Mutter ward in dem Augenblick entbunden, als der General de la Moskwa eben auf einen Opernball mit ihr gehen wollte und so ward denn die Kleine in aller Eile in jene bunte Kopfbedeckung gelegt. Es scheint fast, als sei die Wiege unserer heutigen Aristokratie dem ähnlich: Trotz ernster Anzeichen, an denen es wahrlich nicht mangelt, kribbelt es ihr in den Beinen, wenn sie einmal nicht tanzen kann.

Durch solche sie ganz beherrschende Schwächen werden, wie leicht begreiflich, unsere Vornehmen gebunden den Juden überliefert.

Den ersten Rang unter den Zerstreuungen der vornehmen Gesellschaft nimmt die Jagd ein.

Die Jagd, ursprünglich für die Aristokratie, ein Bild des Krieges, ward für sie zum Unglück, ja zum Laster. Unter allen vorgeblichen Mißbräuchen, die der früheren Zeit durch unsere Volksredner vorgeworfen wurden und welche bei diesen, als sie selbst ans Ruder kamen, hundertmal ärger auftraten, hat sich, seit man angefangen jene Fragen ernsthaft zu behandeln, nur weniges bisher erhalten, aber der Mißbrauch des Jagdrechts ist trotz der unerhörten Maßnahmen, welche man für die Aufrechterhaltung desselben getroffen hat, niemals gutgeheißen worden. In manchen Gegenden war dem Bauer sogar nicht gestattet auf sein eigenes Feld zu gehen! Man muß Taines Buch lesen, um den Zorn zu begreifen, der sich in Folge so harter Maaßregeln in der Umgebung der Schlösser Luft machte.

Aus Liebe zur Jagd entzweite sich der Adel mit den Bauern, bis diese Leidenschaft den Adel dazu trieb, sich mit den Juden einzulassen und sogar an deren Tisch zu speisen.

Heut sind wir nun so weit gekommen, daß der Hirsch sich Genugthuung verschafft. Armer Hirsch! wie oft hörte man dein Geschrei, wie oft hast du klopfenden Herzens, Thränen in deinen sanften Augen, eine Zuflucht im klaren See gesucht, der dich in Schweiß gebadet bald erstarren machte und dich gelähmt der begierig sich auf dich stürzenden Meute überlieferte. Wie oft haben selbst Frauen, die im gewöhnlichen Leben den zartesten Eindrücken zugänglich sind, in fieberhaften Wollustschauern deinem schmerzlichen Todeskampf beigewohnt, um sich hinterher einer gefühlvollen Erregung à la Jacques comme il nous plaira hinzugeben.

Dies geht auch, sprach der vornehmste Herr zum alten Herzog, unserm schwermüthigen Jacques zu Herzen. Er schwört, sie seien in dieser Hinsicht ein größerer Usurpator als Ihr Herr Bruder, der Sie verbannt hat. Heut habe ich mich mit Messire von Amiens hinter ihm her geschlichen und wir erblickten ihn, wie er ausgestreckt unter einer alten Eiche lag, deren mächtige Aeste bis in jenen Bach reichen, der das Gehölz durchrieselt. Dort röchelte ein armer, von dem Wurfspieß eines Jägers verwundeter Hirsch und ich betheure Ihnen, edler Herr, daß das arme Thier so sehr schluchzte, daß sich dabei sein dickes Fell zu bewegen schien. Große Thränen rollten ihm über seine Schnauze und als nun der schwermüthige Jacques das arme Thier betrachtete, wie es sich eben am äußersten Rand des reißenden Baches, in den seine Thränen flossen,

5*

über Wasser hielt, schwor er laut, wir seien die unrechtmäßigsten Gewalthaber und Tyrannen, ja schlimmer noch, denn wir überfielen die Thiere in dem ihnen von der Natur angewiesenen Besitz.

Ist jener unglückliche Hirsch, der von Jahrhundert zu Jahrhundert gehetzt ward, nicht furchtbar gerächt, wenn man sieht, wie jetzt unter dem ironischen Gelächter ihrer Dienerschaft die Träger so stolzer Namen irgend einem schmutzigen deutschen oder russischen Juden Folge leisten, der die Gnade hat, jenen Adel einzuladen, sich mit ihm zu belustigen.

Welche Erinnerungen müssen sich desselben bemächtigen! Jene Wälder mit ihren Dickichten, welche ihre Vorfahren, die kühnen Eroberer des alten Galliens, so oft durchschritten, sprechen noch von längst vergangener Zeit. Am Ufer jener Teiche tauchen noch Feengestalten auf und hier über diesem Hirschgeweih erblickte Hubertus selbst einstmals das Christusbild in vollstem Glorienschein. In einsamen Winterabenden widerhallte inmitten phantastischer Gestalten das Waldesdickicht vom überirdischen Getöse jener wilden Jagd, die der Volksmund die königliche nannte.

Sobald ein König sterben sollte, erschien in den Tuilerien kurz zuvor der nahe Verwandte jenes kleinen feurigen Mannes, der Oberjägermeister genannt und rief dreimal den Namen dessen, der dem Tode geweiht war.

Spricht nicht noch heut deutlich genug die Stimme der Geschichte an allen jenen Orten? Erzählt nicht das halbheidnische Fontainebleau, in dessen dunklen Laubgängen die Nymphen des Jean Gougon umher irren, von Franz dem Ersten, von jenem herbstlichen Ende einer poesievollen Regierung, während welcher jener Paladin von Merignan hier einen Ruheplatz nach dem Abbild jenes Italiens schuf, welches er einst zu erobern trachtete? Ersteht nicht eine ganz entschwundene Welt vor unseren Blicken in jenem Kariatidensaal, wo „Jean Gougon, genannt Michelet, dem harten Gestein jenen wellenförmigen Zauber, dem Odem Frankreichs gleichend, verlieh und den Marmor wie zerstiebende Wasser oder schwankende Gräser erscheinen läßt?“

Gleicht Versailles nicht einem ganzen Jahrhundert und ist in seinen prächtigen Reiteraufzügen und den mit vorneh-

men Damen besetzten Kaleschen, welche Ludwig XIV. mit dem Hut in der Hand begrüßte, nicht mit einem Wort die ganze Pracht jener entschwundenen Regierungszeit geschildert?

Mitunter, wenn der Abend sinkt, mag wohl bei diesem oder jenem Herzog, Marquis oder Grafen eine Vision dieser längst vergangenen Zeiten wieder auftauchen, dann schämt er sich vielleicht der Genosse dieser jüdischen Couponabschneider geworden zu sein, die seine Vorfahren keines Blickes gewürdigt hätten und spricht dann mit dem Dichter:

Ach, wie schwermüthig schallt doch des Hornes Ton durch den Wald!

Fontainebleau gehört Ephrussi, in Versailles sehen wir Hirsch und in Ferrières sitzt Rothschild.

Ab und zu erfährt man, daß „Ephrussi in Malmontagne auf einen Zehnender die Meute losgelassen und daß dem Hirsch eine Stunde später der Fang gegeben sei;“ oder ein ander Mal wird berichtet: „Cahen von Antwerpen hat die Schäfereien besichtigt“. Hirsch, welcher in jener Vorstadt Furore macht, jagt vorzugsweise auf französische Offiziere.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit gehört dieser Baron der bevorzugten Schmugglergesellschaft, dessen wahnwitzige Narrheit noch von dem ehemaligen jüdischen Abgeordneten für die Seine und die Oise, Dreyfuß genährt wird. Hirsch sagte eines Tages zu seinen Waldwärtern: „Kommt ein Franzose auf mein Gebiet, so schießt ihn über den Haufen“. Und dabei besitzt dieser kleine Tyrann jenes Terrain in durchaus ungesetzlicher Weise, da der Gemeinderath von Versailles ausdrücklich gegen die an ihn geschehene Uebertragung Protest eingelegt hat. Das rührt ihn aber garnicht; er benimmt sich, als wenn er sich in Feindesland befände; solche Vorfälle ereignen sich wenige Meilen von Paris, ohne daß Jemand wagt, dies in der Kammer zur Sprache zu bringen, denn man weiß sehr gut, daß die Linke sich sofort wie ein Mann erheben und den Redner todtschweigen würde, der sich erdreistete, einen jüdischen Geldmann anzugreifen.

Das einzige republikanische Blatt, welches es wagte von dieser Unwürdigkeit zu sprechen, ist der Temps. Allerdings hat der Artikel bei der bekannten Mäßigung seines Verfassers Jules Claretie einen ganz besonderen Ton:

Er schreibt: Die Journale der Seine und Oise sprechen jede Woche von Pfändungen durch die Waldwächter eines reichen Mannes, der einen Theil des Versailler Parkes gemiethet hat.

Da giebt es Alleen, in denen Kinder spazieren gehen, Dickichte in denen sich Spaziergänger verirren, reizende grüne Plätzchen, wo man sich mit einem Buch in der Hand aufhält.

Doch man habe wohl Acht, einen Augenblick und man kann sich in Lebensgefahr befinden, denn die Waldwächter des Baron Hirsch sind ganz in der Nähe mit geladenen Gewehren. Der Petit Versaillais, ein Lokalblatt, erzählt, daß eines Tages eine Ordonnanz durch die große Allee ritt, die vom Boulevard de la Reine nach der Porte Saint Antoine führt und mit der Ordonnanz zwei schöne, einem Offizier gehörige Jagdhunde. Der eine lief ins Gehölz, kehrte jedoch bald mit einem lahmen Fuß und einem ausgeschlagenen Auge zurück. Der andere verschwand in einer Hecke, wo er getödtet ward. Jener Gensdarmerieunteroffizier hat mitgetheilt, daß der Baron Hirsch jedem Waldwächter eine Prämie von einem Franken für jedes abgefangene Thier giebt und vorgeschrieben hat, alle Hunde, die auf seinem Jagdgebiet angetroffen werden, wie wilde Thiere zu behandeln.

Indeß ist diese Jagd Eigenthum des Staates, so daß es doch erlaubt sein müßte, dort frische Luft zu schöpfen, ohne fürchten zu müssen, einige Schrotkörner ins Gesicht zu erhalten. Vorige Woche lustwandelte ein Offizier mit seinem Kinde in einer Allee, in der Nähe eines Holzschlages. Plötzlich fällt ein Schuß und ein wahrer Blätterregen trifft des Kindes Kopf, das heftig erschreckt. Als der Offizier den in unmittelbarer Nähe befindlichen Waldwärter fragt, was das solle, antwortet ihm dieser: „Ich schoß nach einem Marder, ich habe Befehl, stets auf solche zu schießen.“

Jener Wärter kann von Glück sagen, daß er mit einem Soldaten der Jetztzeit zu thun hatte. Hätte er das einem Kleber, Desaix, Marceau, Pelissier oder Bugeaud geantwortet, als jene jung waren, so wäre es sicher dem Baron Hirsch übel bekommen.

Nächst den Offizieren werden unsere Arbeiter am meisten vom Baron Hirsch mißachtet. Unser Geld nimmt er, verwahrt sich aber entrüstet in der Cölnischen Zeitung gegen den Verdacht, jemals auch nur einen Franzosen beschäftigt zu haben.

Die ottomanische Eisenbahn-Gesellschaft, so schreibt er an das genannte Blatt, hat einen spezifisch deutschen Charakter; sie beschäftigt hunderte von deutschen Beamten und hat ihnen und ihren Familien dort Unterhalt verschafft, so daß sich eine vollständige deutsche Kolonie auf türkischem Gebiet gebildet hat. Lokomotiven, Wagen, eiserne Brücken und Schienen ꝛc. alles wird ausschließlich aus Deutschland (Nürnberg, Mainz,

Cöln, Dortmund u. a. O.) bezogen, so daß sie der deutschen Industrie ein fruchtbares Arbeitsfeld eröffnet hat.

Es wäre wahrhaft bedauerlich, wenn gegenüber diesen fast ausschließlich aus deutschen Elementen bestehenden Kolonie, fremde z. B. französische oder englische Kapitalisten von der Türkei an die Stelle des jetzt fungirenden deutschen Kapitals träten, und ich bin überzeugt, daß auch Sie es bedauern würden, dazu die Hand zu bieten, um einen Wechsel herbei zu führen.

Solche ächt französischen Empfindungen haben natürlich dem Herrn und der Frau Baronin Hirsch die Sympathie unserer Aristokratie zugewendet. Der Herzog von Sagan macht im Hause des Barons die Honneurs, während der General d'Abzac und der Graf Chabot Kammerherrendienste versehen. Der Graf von Fitz-James war vor seiner Verheirathung in jenem Hause mit 5000 Franken monatlichen Gehaltes angestellt. Der Graf d'Andigné schätzt es sich zur Ehre, bei den Festen den Cotillon aufzuführen, während der Marquis von Massa die kleinen Intermezzo's, z. B. die Aufführung kleiner Theaterstücke, wie „Die Narbe", leitet.

Hirsch nimmt in Paris Rothschild gegenüber eine gewissermaaßen bevorzugte Stellung ein. Hirsch ist der Baron, während die Anderen zusammen die Barone sind. Im Gegensatz von Rothschild, der es liebt, sich als Repräsentant Anderer aufzuspielen, stellt Hirsch gern seine Person in den Vordergrund und läßt die Genossen gerne in einem verächtlichen Halbdunkel hinter sich. Er besitzt nicht die hochmüthige, übermüthige Haltung Rothschild's, den kaum Jemand in einer Gesellschaft anzureden wagt; als lustiger Emporkömmling besitzt er eine größere Offenheit und ist in seinem Wesen abgerundeter und deshalb auch weniger lächerlich als die übrigen israelitischen Fürstlichkeiten. Seine Unverschämtheit ist durch seine schlechten Witze und ein gewisses familiäres Wesen leichter zu ertragen. Von frischer Gesichtsfarbe, dabei etwas aufgeblasen, fühlt er sich glücklich, wenn er nicht von Leberschmerzen geplagt ist, spielt gern den Gemüthlichen mit einem Anflug von boshafter Neckerei; so z. B. sagt er, wenn Vornehme ihn um Beiträge zur Pflege verwundeter Carlisten angehen: „Gern gebe ich Ihnen einige Tausend Franken, aber sind Sie auch sicher, daß die Carlisten das Geld nehmen?"

Diese von den Rothschild's abweichende Art des Benehmens ist leicht erklärlich. Letztere haben ihre Stellung von ihren Vorfahren geerbt, die die ersten Anläufe (rebuffades) gemacht haben, so glauben sie in gewissem Sinne zur Aristokratie zu gehören, während Hirsch meint, die Aristokratie gehöre ihm, sei seinesgleichen.

Und in der That hat sich Hirsch diese Stellung in der vornehmen Welt nach und nach selber geschaffen; er wägt genau und kennt den Kaufpreis jedes Gewissensbisses, und ist der Dritte im Bunde jener Menschenverächter unserer Zeit: Bismarck und Gambetta, mit dem Unterschied, daß seine Verachtung der Menschen durch nichts gemildert wird. Während Bismarck die ganze Niederträchtigkeit und Feigheit der vor ihm auf den Knieen liegenden Diplomaten und Politiker tief verachtet, verkennt er andererseits die edlen Seiten der Menschen nicht, indem er erwägt, wie Viele sich heldenmüthig, obgleich ungekannt, für den Ruhm Deutschlands geopfert haben. Während Gambetta in seiner Umgebung die abscheulichste Auslese elender Kriecherei erblickte, mußte er einräumen, daß ihn bei Beginn seiner politischen Laufbahn Viele uneigennützig und ehrlich unterstützten, weil sie durch ihn den Sieg einer neuen Zeit erhofften. Hirsch dagegen hat nie andere Menschen kennen gelernt, als solche, die Geld von ihm haben wollten.

Seine zunehmende Größe ging mit dem Verfall Frankreichs Hand in Hand. Vor wenigen Jahren noch verschmähten selbst die Paria's seine Einladungen anzunehmen, während heut die Angesehensten glücklich sind, jene berühmte Treppe zu ihm hinaufsteigen zu dürfen. Diese entspricht indeß keineswegs der ihr gewordenen lärmenden Bewunderung, obgleich der Erbauer derselben wie Raphael sich stolz durch ein Emile Peyre fec. zu erkennen gegeben hat. Dabei kann man sich keine ungeschickteren Mißverhältnisse denken, als die Konstruktion dieser Treppe zeigt. Während sie unten so breit ist, daß ein Regiment hinaufmarschiren könnte, wird sie oben so eng, daß man glauben muß, das ganze Haus werde hier schmaler und sieht dort aus wie eine Hintertreppe.

Eines Tages sagte der Baron, oben an jener Treppe

stehend, zu seinem Sohn, als er Herzöge, Fürsten und Marquis hinaufkommen sah: „Die Leute, die Du unten kommen siehst, werden in zwanzig Jahren entweder unsere Schwiegersöhne oder unsere Portiers sein".

Im Sommer drängt man sich nach Beauregard. Wer wünschte nicht in jenen Speisesal einzutreten!

Das Journal l'Evènement, fast ebenso gut über den jetzigen Luxus unterrichtet, als der Gaulois, sagt: Man muß diesen Saal mit seinen in Nußbaum ausgelegten Doppelthüren und dem mit den kostbarsten Schnitzereien versehenen Täfelwerk sehen. Vier große Glasthüren verbreiten Licht und gestatten nach allen Richtungen den Blick ins Freie, so daß der Horizont in den an den Wänden ringsum befindlichen großen Spiegeln reflektirt und das Auge des Beschauers von dem durch wechselnde Licht-Effekte verschönten Anblick der entzückenden Natur förmlich bezaubert wird.

Nicht minder reizend ist der zwischen dem Treibhause und dem Schlafzimmer der Baronin gewissermaßen hingehauchte „Dressing room".

Im reinsten Styl Ludwig XV. ist dies eine getreue Nachahmung eines ähnlichen Raumes im kurfürstlich bayrischen Schloß Nymphenburg. Die Behänge und Tapeten sind azurblau und in Silber gehalten, und um die Decke damit in Einklang zu bringen, ließ die Baronin, um die geschnitzten Deckenreliefs entsprechend zu versilbern, Mangels geschickter französischer Arbeiter eigens hierfür solche aus Bayern verschreiben.

Armsessel von heller Seide entsprechen in ihrem Farbenreiz den matten Tönen des Gemaches. Ein wahres Wunderwerk ist die Waschtoilette in altem argentinischem Geschmack, gekrönt von einem Spiegel, dessen silberciselirter Rahmen ein wahres Juwel ist. Ueber demselben hängt ein venetianischer Wandspiegel, der ein einziger großer Edelstein zu sein scheint. Sein Rahmen, in Felsenkrystall, mit einer Guirlande, in der Amethyste, Granaten, Topase und andere Edelsteine mit dem Krystall verwachsen zu sein scheinen, ist ein Unikum.

Daran schließt sich eine Anzahl Fremdenzimmer.

Der Luxus dieser Zimmer athmet die Frische des Landaufenthalts. In jedem derselben befindet sich ein Theeservice, entweder von ciselirtem oder von vergoldetem Silber, deren verschiedener Styl von Eleganz und Pracht zeugt. Die Bettdecken sind von Battist mit den feinsten flamändischen Spitzen besetzt, das Bettzeug von bretonischem Leinen. Alles ist anmuthig, freundlich, entzückend und fesselnd.

Wer möchte nicht in solchen schneeflockig leichten Betten schlafen? „Es ist beneidenswerth, zu den von der Baronin zu jenen Serien von Festen in Beauregard Eingeladenen

zu gehören, die sich hier wie jene zu Compiègne eine an die andere anreihen". Zu den regelmäßigen Besuchern gehören die Herzoginnen Decazes und de Castries, die Marquisen von Beauvoir und von Herpey de Saint-Dénis, die Gräfinnen de la Ferronays und von Chavagnac (jetzt Gräfin von Pontevès), der Marquis von Scépeaux, der Graf von Béthune, der Marquis von Fontenilles, die Fürstin Hohenlohe, die Gräfin von Divonne, der Marquis d'Aoust, der Graf von Beust u. A.

Und bei all' diesen zur Schau getragenen Festlichkeiten ist und bleibt dennoch stets der Jude sichtbar. Der Ertrag der Jagden wird schon im Voraus an Eßwaarenhändler verdungen. Die Gäste des Schloßherrn sind eben nur zum Tödten der Thiere, gewissermaaßen also als Schlächtergehülfen, eingeladen.

In Ferrières ist es früher vorgekommen, daß einige der von Rothschild zur Jagd Geladenen, welche Lust verspürten, einiges erlegte Wildpret mit nach Paris zu nehmen, die erlassene Instruktion umgingen und etwas in ihren Jagdtaschen zurückbehielten. Doch war dieser Fall vorgesehen. Während der Kaffee eingenommen wurde, visitirte der Baron James in Begleitung gut dressirter Hunde die Fremdenzimmer und alles dort vorgefundene Wild wurde unweigerlich konfiscirt.

Unter solchen Verhältnissen ist die Jagd nur ein Gemetzel und Veuillot, der berühmte Plebejer, hatte sehr Recht, als er an seine Schwester schrieb: „Ich enthalte mich gänzlich der Jagd, die Volksstimme ist nicht für dies königliche Vergnügen. Die sogenannte Jagd bei Rothschild, wo man Fasanen durch gallonirte Bediente zusammentreibt, um dazwischen zu schießen, ist geradezu gemein".

Zu den Spottnachahmungen einer früheren Zeit gehört auch die Parforce-Jagd. Man zieht einen Hirsch in einem Walde auf, transportirt ihn dann an einen verabredeten Ort und verfolgt ihn, nachdem man ihn freigelassen, zu Pferde; ist das Thier endlich zusammengebrochen, so hält man — nicht etwa aus Menschlichkeit, sondern aus Geiz — inne; man bringt es wieder zu sich, indem man ihm Branntwein

einflößt und transportirt es wieder an den früheren Ort. Was sind das für Menschen, diese sparsamen Jäger in ihren rothen Röcken mit den Hirschkopfknöpfen?

Und bei allen diesen Seltsamkeiten, welche an das alte Waidwerk, oder wie Croquefer an die Chansons de gestes erinnern, finden wir bekannte Namen von Edelleuten, was sich sonderbar ausnimmt. Wie mögen sie selber erstaunt sein, sich selber dort wiederzuerkennen. Haben Sie einmal im Bois de Boulogne des Nachmittags den Mann gesehen, welcher Hofstallmeister bei der Baronin von Rothschild ist? Das ist ein Herzog von Trémoille. Dieser Mann, der besser als die meisten Mitglieder der Aristokratie belesen ist, hat ohne Beistand irgend eines Paläographen die Dokumente seiner Familie geordnet und unter dem Titel le Chartrier de la Trémoille (der Archivar derer von Trémoille) einen prachtvollen Band herausgegeben, welcher zwar nicht in den Handel gekommen ist, den er aber freigebig an Bibliotheken und wissenschaftliche Gesellschaften vertheilt hat.

Die wenigen Worte, welche er jenem Buche, das vorzugsweise für die Familie bestimmt ist, vorgedruckt hat, bezeichnen genau die Absicht des Verfassers und überraschen durch ihre schöne Einfachheit.

An Ludwig Karl Maria von Trémoille.

Da ich wünsche, daß Du mein Interesse oder richtiger gesagt meine Neigung für unsere alten Pergamente und Papiere theilen möchtest, will ich versuchen, Dich mit denselben bekannt zu machen. Meine Arbeit wird dabei den Zweck verfolgen, Dich in übersichtlicher Weise in die Geschichte unserer Familie einzuweihen.

Ich habe zu diesem Behufe eine Reihenfolge von Briefen und Aktenstücken von Guy VI. von Trémoille gesammelt, die von Vater auf Sohn sich bis auf den heutigen Tag erstrecken.

Die Archive, welche wir in verschiedenen unserer Schlösser hatten, sind bis auf dasjenige in Thouars, welches ich rettete, zerstört. Auch diesem haben mehrfache Gefahren gedroht; mehreremale wäre es beinahe während der Kriege in der Vendée ein Raub der Flammen geworden. Die eiserne Thür war mehrfach von Kugeln durchbohrt; glücklicherweise hielt die Thür Stand, so daß das Archiv vom angelegten Feuer verschont blieb. Kaum den Gefahren jenes Krieges entronnen, ward es von den braven Bewohnerinnen von Thouars geplündert, welche sich der schönsten Blätter bemächtigten, um ihre Töpfe mit Eingemachtem damit zu verschließen.

Sodann hatten die Feuchtigkeit, die Ratten und die Unterschlagungen durch Autographensammler den Vorrath sehr vermindert, dennoch ist das, was zurückblieb, noch bedeutend genug, um uns über den Verlust des Verlorenen zu trösten.

Herrscht nicht in diesen wenigen Zeilen ein Ton, den man vergeblich bei einem Emporkömmling oder einem Juden suchen würde?

Hochinteressant ist zweifelsohne die nur aus Dokumenten und Originalbriefen zusammengestellte Geschichte eines berühmten Hauses.

Von Jahrhundert zu Jahrhundert verfolgt man hier die steten Wandelungen eines solchen Adelsgeschlechts. Der Lehnsherr stand fast mit dem König gleich. Er lieh ihm Geld für's Aufgebot von Truppen, um die Engländer zu bekämpfen. Ein Talmont fällt bei Marignan, ein de la Trémoille läßt sein Leben an der Seite Franz I. bei Pavia, nachdem er 37 Wunden erhalten hat. Zwischen einem Herzog de la Trémoille und Heinrich IV. bestanden freundschaftliche Beziehungen. Der König rechtfertigt sich dem treuen Freund gegenüber wegen seines Religionswechsels. Später wird der militärische Adel auch Hofadel. Dann ist nur von Regierung und blauen Ordensbändern die Rede und am Vorabend der Revolution schreibt Maria Antoinette an eine Cousine wegen einer Gunstbezeugung ähnlicher Art. An dem Kampf in der Vendée nahm der Prinz von Talmont, wie man weiß, rühmlichen Antheil. Mit einer abgefeimten Grausamkeit wird ein Trémoille zu Rennes in sein Schloß Thouars geschleppt, um dort auf dem Schloßhof guillotonirt zu werden, und dieselben Bauern, welche von dessen Familie Jahrhunderte lang mit Wohlthaten überhäuft worden waren, tanzten um seinen auf eine Pike gesteckten Kopf unter dem Gesange:

Herr von Trémoille ist von Blut ganz voll,
Herr von Trémoille blutig überquoll!

Welcher Wechsel! Derselbe Mann, der sich um die Geschichte seines Geschlechts abmüht, wie jene Ritter, die schon lange vor ihrem Tode ihr Grabmal herrichten lassen, er, der den Seinigen ein ihrer würdiges Denkmal setzt, ist nun der beharrliche Tischgenosse jener Thalerkipper aus Frankfurt, die

durch allbekannte Spekulationen reich geworden sind. Als ich den Nachkommen jener Kronfeldherrn, Herzöge, Pairs, jener großen, stolzen Herren so tief gesunken sah, fiel mir der „Dux“ ein, den Claudel auf Baudelaire's Rath geschrieben hat.

Und jener Romanschreiber mit seinem verfeinerten Styl ist nicht so oben hin zu nehmen. Manch Anderer quält sich nicht viel um die Helden, die er vorführt, sie treten eben auf, ohne daß man recht weiß, woher sie stammen. Claudel forscht dem Ursprung seiner Helden sorgfältig nach, er weiß sehr wohl, daß ein Celte, ein Deutscher und ein Gallo-Römer sich keineswegs ähnlich sehen, er begreift die Bedeutsamkeit einer geschichtlichen Ueberlieferung, die vielleicht bei einem Manne von echt französischem Sinn in Fleisch und Blut dringen und das Vaterland retten kann, weil er es unter seiner Würde findet, jene pomphaften, launenhaften Einfälle (turlutaines déclamatoires) zu beachten, welche die freimaurerisch-jüdische Presse verbreitet.

Dux ist der widerwärtigste Kutscher, welchen je die Straßen von Paris bei Schnee und Regen erblickt haben; er besitzt bei einer eisernen Gesundheit einen unversiegbaren Durst und dabei eine Unverschämtheit, die ihres Gleichen sucht; er haßt den Bürger und wittert ihn; er deckt ihn mit den beleidigendsten Schimpfworten zu und verhöhnt ihn durch sein familiäres Dutzen. So zieht er anmaßend und vereinsamt durch die Stadt, aber der rechte Beobachter erkennt in diesem Wagenlenker, der ungezogener ist als die Pferde, die ihn ziehen, den Nachkommen jener beutegierigen, großen Herren, den Entarteten der Feudalzeit.

Hätte man Dux die Wahl gelassen, wer weiß, ob er nicht das ungezügelte Kutscherleben demjenigen vorgezogen hätte, die Rothschild'schen Salons zu schmücken!

Aber für einen Theil des Adels spielte das Rothschild'sche Haus jetzt dieselbe Rolle wie früher der französische Hof. Welch merkwürdiges, wunderliches Geschick mußte diese Familie erfahren, der wir später unsere Aufmerksamkeit widmen werden und die so eng mit der Geschichte dieses Jahrhunderts verbunden ist. Vorerst wollen wir nur das berichten, was die

rein gesellschaftliche Seite berührt. Auch hier haben die Rothschilds lange gelitten. Noch vor 40 Jahren erregte der Gedanke, mit den Juden zu verkehren, bei der Aristokratie Abscheu.

Wir erwähnten schon jenes lakonische und doch beredte „Pfui" der Herzogin von Angoulême; und die ganze europäische Diplomatie mußte erst in Bewegung gesetzt werden, um es zu ermöglichen, daß die Rothschild's bei Hof zugelassen wurden — alle Kammerherren hätten bei einer solchen Zumuthung sofort ihre Schlüssel zurückgesandt — dennoch wurde ihnen endlich gestattet, an offiziellen Courtagen in den Tuilerien zu erscheinen, und obgleich sie der Thürsteher, entrüstet ob ihrer Kühnheit, dreimal zurückwies, erschienen sie jedoch dreimal mit verbindlichem Lächeln wieder.

Die Verfasser eines kleinen geistvollen, im Jahre 1826 erschienen Büchelchens: Biographie des dames de la Cour et du faubourg St.-Germain hat des Breiten jene intime Geschichte aus der Restaurationszeit erzählt. Dort findet man auch die Schilderung der Baronin Esther-Rebekka von Rothschild nicht unvortheilhaft neben ähnlichen Skizzen der Tallemant de Réaux.

Eine der heutigen Flammen aus dem alten Zion: die Frau, Tochter und Schwester jener dem ehrbaren Kultus des goldenen Kalbes huldigenden israelitischen Familie, glaubte nebst ihrem Manne den König wie ihresgleichen behandeln zu sollen. Sie ließ anspannen und fuhr in die Tuilerien; aber welche Enttäuschung! Man weigerte sich, sie zu empfangen![1])

Tief gekränkt, mit Thränen in den Augen, kehrte sie nach Haus zu-

---

[1]) Als voriges Jahr der Herzog von Aumale die Herzogin von Ayen und die Baronin Hirsch bei sich zu Tisch sah, saß die Jüdin zur seiner Rechten, die Herzogin zu seiner Linken. Bei den Festen in Chantilly saß allerdings die Großfürstin Wladimir rechts, die Baronin Gustav von Rothschild links neben ihm, aber als man aufstand, bot der Prinz der Baronin den Arm. Man beachte nun, daß die Herogin von Ayen eine vortreffliche und sehr wohlthätige Dame ist, die gar keine Veranlassung hat, die Frau eines Barons aufzusuchen; der so vieles Unglück verschuldete, auch gebraucht jene das jüdische Geld durchaus nicht, sie besitzt ein sehr bedeutendes Vermögen, denn sie beerbte den reichen Marquis de la Ferté-Mun und ist die Schwiegertochter des Herzogs von Noailles, welchem das herrliche Maintenon gehört. Man vermag sich daher diese Manie nicht zu erklären, sich selbst ohne jeden zwingenden Grund herabzusetzen.

rück. O Jerusalem, Jerusalem! rief sie ein über das andere mal, welcher Schimpf für dein Volk! Sofort wurden Eilboten an die verschiedenen deutschen Höfe abgesandt, um von diesem Ereignisse Kunde zu geben. Könige wurden davon erregt, man berieth, und die Diplomatie bemächtigte sich der Sache. Metternich ergreift die Feder, der österreichische Gesandte erscheint in den Tuilerien, wo sich ihm die Flügelthüren öffnen und siehe da, unsere Baronin tritt in den Marschalls-Saal. Darob große Freude in ganz Israel, die Berge bewegen sich wie die Widder, und die Hügel wie die sanften Lämmer. Die trauernd bisher über den Weidengebüschen hängenden Harfen erklingen von Neuem unter den Fingern der Töchter Zions, und es ist, als ob das auserkorene Volk nochmals das rothe Meer durchschritten hätte.

Ad vocem rothes Meer! Wissen Sie, daß roth die Lieblingsfarbe unseres beschnittenen Krösus ist? Er trägt nämlich mit Vorliebe eine rothe Uniform mit Obristen-Epauletten, und wohnt so gern den nationalen Festen bei. Seine getreue Rebekka, die Auserwählte seines Herzens, begleitete ihn beim letzten Balle auf dem Stadthause. Dort sah ich sie in einer Fensternische zwischen zwei christlichen Demanten von solchem Feuer, daß sie dadurch gänzlich verdunkelt ward.

Noch lange währte der Widerwille gegen die Juden. Als man im Jahre 1846 beim Eintreffen eines fremden Fürsten in Baden einen Ball veranstalten wollte, wurden drei Festordner gewählt, unter denen ein Herr Moritz von Haber war. Die anderen beiden schlugen es jedoch aus, Kollege eines Juden zu sein, obgleich der schwerreiche Bankier Haber aus Cöln mit dem französischen Marschall de Grouchy verwandt war. Haber forderte jene Beiden. Die Vermittler verweigerten indeß daß Jene sich mit Haber schlügen und wollten die Herausforderung nur annehmen, wenn ein Freund an seine Stelle träte.

„Das beste bei dieser Geschichte", sagen die Archives israëlites, [1]) denen wir sie entnehmen, „ist, daß Haber, obgleich Schwiegersohn von Worms von Romilly, des Präsidenten des jüdischen Haupt-Konsistoriums, gar nicht mehr Jude, sondern Protestant war. Seine Tochter war wenige Monate zuvor zum Katholicismus übergetreten, nur um einen Herrn von Grouchy heirathen zu können".

Die jüdische Hartnäckigkeit, die Geduld, mit der sie nicht nur die gröbsten Beleidigungen hinnimmt, sondern sogar thut, als wenn sie sie gar nicht berührten, macht es erklärlich, daß

---

1) Archives israëlites. Band 36.

der Jude alles durchsetzt.[1]) Der alte James spielte in einer Gesellschaft den Hanswurst, amüsirte alles und man ließ ihn fortwährend seine Silbenräthsel wiederholen:

— Mon bremier il a des tents, mon second il a des tents, mon troisième il a des tents, et mon dout il est un filain défaut.

„Die Auflösung! Die Auflösung!“ rief man von allen Seiten.

„Cha-lou-sie!“ rief triumphirend der Baron.

Ein anderesmal sprach man in seiner Gegenwart von einem Strohmann.

„Ein Strohmann“, warf der Baron ein, „ist gut für die Schurken; geben sie ihn dem Aktionär als Unterlage, so liegt der Mann auf Stroh“.

Man erzählt sich von ihm Züge des schmutzigsten Geizes. Eine dieser Geschichten ist allbekannt. Eines Tages bittet ein Freund Alexander Dumas (den Vater) um 500 Franken, aber der sonst stets Hilfsbereite hatte gerade nichts; da indeß die Sache dringlich war, schreibt er einen von Witz sprühenden Brief an den Baron, in welchem er ihn um 25 Louisd'or bittet.

Der Milliardenmann würdigte ihn indeß keiner Antwort.

Kurze Zeit darauf ward in der Rue Lafitte von Autographen gesprochen.

„Haben denn derlei Stücke Papier Werth?“ fragte der Baron.

Es kommt darauf an. —

— „Nun, ich will Ihnen einmal eins zeigen“.

Und als er nun den Brief von A. Dumas zum Vorschein bringt, bietet man ihm 10 Louisd'or, die er sofort annimmt.

---

[1]) Die Vicomtesse von Noailles war die erste, welche eine Einladung an die Rothschilds ergehen ließ. Eine vom Baron James bei einer Abendgesellschaft gegebene Antwort ist bemerkenswerth. Er gab der Vicomtesse den Arm und diese wunderte sich über eine Grube, die man im Garten zuzuschütten übersehen hatte. Meine Liebe, sagte der Baron, diese Grube ist für kleine Vicomtessen um sie hineinzustecken wenn sie unartig sind.

Dumas, der dies erfuhr, rächte sich durch ein beißendes Wort. Eines Tages ward zu einem wohlthätigen Zweck gesammelt, und als eine der Sammlerinnen dem Baron den Almosenbeutel hinhielt, sagte er: „Ich habe bereits gegeben“.

„Ich habe es zwar nicht gesehen, sagte die Dame, aber ich glaube es Ihnen“.

„Und ich, rief Dumas, habe es gesehen, aber ich glaube es doch nicht“.

Selbst seine Glaubensgenossen spotteten über seine Gewinngier.

Die Archives israëlites berichten von einer Lektion, die ihm Markus Prag einst als funktionirender Rabbiner ertheilte. Am Yom Kippur sollte James von Rothschild den Sepher aus der Bundeslade holen, bat Jenen, ihm sein Gebetbuch zu halten und dieser betrachtete mit Eifer den kostbaren Einband.

Mein Machsor scheint Ihnen zu gefallen, sagte James, wieviel geben Sie dafür?

Wie, Herr Baron, entgegnete Prag, der ein wahrhaft eifriger Jude war, an solchem Ort und an solchem Tage selbst wollen Sie noch handeln? . . .

Aber solche Zurückweisungen (rebuffades) störten ihn wie gesagt durchaus nicht. Arsène Houssaye erzählt uns als Augenzeuge, wie reizend Musset ihn einmal zurechtsetzte als er sich bei Gelegenheit einer Vorlesung von Musset's l'Ane et le Ruisseau bei der Kaiserin einzudrängen gewußt hatte.

Ein andermal übernahm es d'Orsay, ihm eine Lehre zu ertheilen.

Man saß am Whisttisch und der Baron ließ einen Louisd'or fallen.

Sofort eilte man herzu, und mit einem Leuchter ward nach dem 20 Frankenstück gesucht.

Lassen Sie doch, mein Lieber, sagte d'Orsay, ich werde tiefer leuchten und er zündete an dem Wachslicht ein Tausendfranken-Billet an, um den Louisd'or zu suchen. . . .

Noch heute würde man einen Rothschild auf den Trab

bringen, der sich unterstände, sich an einem Schriftsteller von altem Schrot und Korn zu reiben, dagegen braucht er nicht mehr zu befürchten, jetzt noch einem d'Orsay in der Aristokratie zu begegnen, denn die Aristokratie, welche heut zu Tage noch in den Berichten der Pariser Zeitungen figurirt, liegt buchstäblich zu den Füßen der Rothschild's; sie betrachtet es für die höchste Ehre, von ihnen empfangen zu werden, so daß die Baronin das geflügelte Wort sprechen konnte: „Man kann doch nicht den Ersten Besten einladen!"

Eine derartige Selbstherabsetzung unseres Adels ist ganz unbegreiflich. Giebt es ein bezeichnenderes Beispiel, wie tief die Nachkommen berühmter Geschlechter, obgleich noch heut persönlich gut und brav, aber characterschwach, und von dem unwiderstehlichen Hang zum Vergnügen hingerissen, gesunken sind, wenn man sieht, was Angesichts der Kathastrophe der Union générale geschah?

Es ist nicht meine Absicht, diese verwickelte Geschichte gründlich zu erörtern, dazu brauchte ich den Raum eines ganzen Kapitels.

Sehr wahrscheinlich ist es, daß in diesem Falle die Christen, vertrauensseelig wie immer, in eine Falle gelockt wurden, um durch Rothschild, und zwar unter Mitwirkung der Regierung, nicht nur beraubt, sondern noch obenein schimpfirt zu werden.

Feder, der alter ego von Bontoux, ist ein ächt jüdischer Name. Das Annuaire des Archives israëlites für das Jahr 1884, oder richtiger gesagt 5645, seit Erschaffung der Welt, führt Feder unter den jüdischen Professoren der Fakultät von Nancy auf.

Man wird zugeben müssen, daß die Herren Konservativen, bevor sie sich in diese Sache einließen, sich zuvor etwas besser hätten unterrichten sollen. Diese Sicherheitskommissarien, welche sich besinnen, ob sie einen Schoppen trinken sollten, hätten doch durch einen genialen Vermittler sich über den Ruf jenes Feder belehren sollen, bevor sie armen Landgeistlichen, kleinen christlichen Rentnern, ja sogar Dienstboten zumutheten, dem-

selben ihre Ersparnisse anzuvertrauen.[1]) Bontoux lebte in Wien, ganz von Juden umgeben, wie denn auch alle seine Angestellten Juden waren. Sein Vertrauensmann war ein gewisser Rappaport, mit dem im Verein er zehn Millionen zusammengeschlagen hat.

Dabei scheint Bontoux noch der verhältnißmäßig Ehrlichere gewesen zu sein, wenigstens nahm er die Geschäfte ernsthaft. Sein Entwurf zu einer orientalischen Bank, bei dem er namentlich Camondo und die levantinischen Juden zu Gegnern hatte, würde Frankreich im Orient einen großen Einfluß verschafft haben.

Dennoch ist es schwer begreiflich, daß er um seiner eigenen Ehre willen es unterließ, früher oder später offen von dem Kampf zu sprechen, den er gegen jene Juden ausgefochten hat, sondern sich begnügtenur so obenhin, hinter den Koulissen, davon zu murmeln. Es wäre gescheuter gewesen, er hätte gerade heraus gesagt: „Das beabsichtigte ich, das waren die Hindernisse, die mich scheitern ließen, die Begründung der jüdischen Bank geschah so und so, und sie verfügte über die und die Mittel". Dann wäre man wenigstens belehrt worden.

Sicher ist, daß alle Billigkeitsregeln bei dieser Veranlassung auf das schmählichste verletzt worden sind. Die Direktoren der Gesellschaft wurden ohne Untersuchung in Folge der Anklage eines einzigen Menschen verhaftet, der behauptete, man habe über seine Einzahlungen verfügt; hinterher erwies sich jedoch diese Anklage als ganz unbegründet.[2]) Nichts wäre damals verloren gewesen, da die Bank große Summen

---

[1]) Die Zeitungen berichten eingehender über die Maitresse des Feder, welche sich Soubise nennt. Zuerst schießt sie auf einen Lyoner Bankier, wird dann als Deutsche ausgewiesen und versucht hierauf einen Selbstmord. Ein wahres Judendrama, was den Tageblättern täglich neuen Stoff liefert.

[2]) Es ist kaum nöthig an den Zusammenbruch der Loire-Bank zu erinnern, nach welchem Savary, früher Unterstaats-Sekretär im Justizministerium, frei ausging, der hinterher neue Unternehmungen in Gebiet der Elektricität anfing und schließlich solche Abentheuerlichkeiten begann, die wie die Brasserie des Martyrs endigten.

gut hatte und eine zwei Tage später anzuberaumende Generalversammlung hätte alles ins Reine gebracht.[1])

Der Großsiegelbewahrer der Freimaurer, Namens Humbert, war das Werkzeug der Juden.

Nichts seltsameres konnte man sehen, als die Person dieses Humbert in jener Unions-Verkettung. Er tritt wie eine Art von père Goriot oder Monsieur Cardinal auf, doch anstatt der Delphine von Nucingen oder einer Pauline, opfert er seinem eigenen Sohne alles. Von dem Augenblick an, wo diese Familie sich in die jüdischen Händel mischte, ward sie romanhaft und nicht lange währte es, so war von einer fabelhaften spanischen Nachlassenschaft die Rede. Der Vater Humberts, ein unbekannter Professor des römischen Rechts zu Toulouse, besaß kein Vermögen, doch plötzlich wühlten die Nachkommen im Golde, wie in einem Balzac'schen Roman. Die jüngere Frau Humbert besitzt einen Rententitel von 400000 Franken, dessen faktischer Besitz ihr erst nach dem Tode einer Pathin zukommt, welche sich noch in einem Krankenhause befindet. Außer ungeheuren Besitzthümern in Aude kaufte der Sohn Humberts im Departement Seine und Oise noch das königliche Besitzthum der „Vives-Eaux". Um diese Güter voll zu bezahlen, nimmt er in Aude notariell 750 000 Franken auf und ebenso 125 000 Franken in Melun. Diese 750 000 Franken wurden jedoch nicht rechtzeitig zurückerstattet; es entstand dadurch ein Prozeß, der von

---

[1] Es ist nachgewiesen, wie unklug die Verwaltung gewesen ist und wie sehr ihr der moralische Muth fehlte, sonst hätte sie, statt unter vier Augen gegen jene Juden zu lamentieren, dieselben offen angegriffen, dennoch muß man die peinliche Ehrenhaftigkeit die sie bei diesem Unglück bewies, rühmend anerkennen. Nach den nichtswürdigsten gegen die Verwaltung angewendeten Ränken, hat die Union générale doch noch 70% an die Aktionäre gezahlt. Gesetzt den Fall, es fände heut eine polizeiliche Untersuchung in einer der jüdischen Banken statt (ich schließe die solideren hier aus) so käme vielleicht nichts weiter zum Vorschein als die Spinnweben auf den Geldschränken aus denen das Geld längst verschwunden ist.

Wären die Börsenspeculanten, welche der Union 120 Millionen schuldeten keine Juden gewesen, und hätten sie nur ehrlich die Hälfte von dem, was sie schuldeten, gezahlt, so hätten die Aktionäre nicht einen Sou verloren.

den öffentlichen Blättern besprochen ward und die Vives Eaux kamen sammt kostbarem Mobiliar, einem Weinkeller mit den herrlichsten Weinen, als Moët, Cliquot, Château-Yquem, Chambertin, einem Pferdestall mit zwölf Luxuspferden und Wagen à la Daumont, Breacks, Coupés, Landauer und Kaleschen zur Versteigerung. Als eben der Gerichtsvollzieher von Melun, Eugen Délice, zum Verkauf schreiten wollte, kam jedoch ein Telegramm das Aufschub befahl.

War das nicht ein schöner Traum für die Familie eines Professors, die lange Zeit von dem bescheidenen Einkommen des Vaters leben mußte?

Was die ganze Lage der Union so unklar machte, war die Haltung der einzelnen Betheiligten selbst.

Dem französischen Adel war gerade dasjenige abhanden gekommen, was ehedem mehr als Geld und Gut, ja was kostbarer als das Leben selbst war, die Ehre. Dieses theure Gut, durch so viel Geschlechter sorgsam gewahrt, ward jetzt weggeworfen. Die glänzendsten Namen, wie die Broglie, die Harcourt, die Biencourt, die Lupé, wurden besudelt und mit Namen verdächtiger Industrieritter, welche die Gerichtschronik zieren, gleichgestellt.

Die sogenannte feine Welt zeigte wenigstens das Verlangen jene Fremden nicht mehr bei sich zu sehen, welche keinen Anstand nahmen das alte Frankreich zu schänden, wenn sie nur recht viel Geld aufhäufen konnten. Etwa acht Tage hielt man Wort. Die erschreckten Baroninnen, welche sich so aus jenen Paradiesen ausgeschlossen sahen, wo sie ihren unverschämten Luxus auskramen konnten, wehklagten und warfen ihren Gatten vor, ihnen diesen Streich gespielt zu haben. Um wieder Fühlung zu bekommen, veranstalteten sie ein kleines Fest. Sie hätten lieber ein großes geben sollen. Man erstickte fast in den Salons auf diesem Ball der eingeladenen Opfer, unter denen in der ersten Reihe der Unterwürfigen sich z. B. die durch die Rothschilds beschimpften, unglücklichen Väter, Brüder und Schwestern der Haussonville's befanden, welche durch die Harcour's und die Broglie's zwiefach betroffen wurden.

Welcher Anblick für den Beobachter, diese ehemals so

ruhmreichen Familien in glänzenden Toiletten vor jenen kosmopolitischen Juden vorüber ziehen zu sehen, welche ihr Hohnlachen mühsam verbergend, noch über manche arme Teufel spotteten, die sich in Folge jenes Krachs das Leben genommen hatten; und dabei wurde noch laut darüber verhandelt, ob diese oder jene Angelegenheit vor dem Zuchtpolizeigericht oder vor dem Assisenhofe zum Austrag kommen werde und ob die Behandlung in den französischen Gefängnissen eine harte sei!

Man beschuldigt gewisse Romanschriftsteller die Vergangenheit zu wegwerfend behandelt und Erhabenes lächerlich gemacht zu haben. Bleiben nicht solche zugleich scherzhafte und unheimliche, tief traurige und doch possenhafte Bilder weit hinter einer Wirklichkeit wie die oben geschilderte zurück?

Und nun zugestehen zu müssen, daß die Erniedrigung ganz besonders beim französischen Adel zutrifft! Man braucht nur etliche Stunden mit der Eisenbahn zu fahren, um die hochfahrende Tochter Alphons von Rothschild's, Frau Ephrussi, welche unsere Aristokratie so wegwerfend behandelt, in eine unbedeutende und sehr demüthige Jüdin verwandelt zu sehen, die, obgleich mit allen möglichen Empfehlungsbriefen ausgestattet, sich überglücklich und hochgeehrt fühlen würde, wenn sie am russischen Hofe, nicht etwa ebenbürtig der Frau irgend eines tapferen Offiziers empfangen würde, der statt Vermögens nur seinen Sold hat, sondern wenn sie sich nur deren Gefolge anschließen dürfte.

Man erzählt, daß diese schöne Beherrscherin unserer Salons im Jahre 1884 eine Reise nach St. Petersburg antrat. Durch rechtzeitig vorher in Scene gesetzte Belästigungen und Beeinflussungen hatte man die russische Kaiserin, wenn auch widerwillig, vermocht, daß man ihr im Winterpalast Frau Ephrussi vorstelle.

Die Wiener politische Correspondenz erzählt nun, daß der russische Ober-Ceremonienmeister angefragt habe, in welcher Form er diese Jüdin einführen solle. „Beim Hinausgehen!“ erwiederte die Kaiserin. So geschah es denn, daß die Tochter Alphons von Rothschild der Kaiserin, die sich mit mehreren Damen in ihrer gewohnten liebenswürdigen Art

unterhielt, erst im Augenblick, als diese den Salon verließ, vorgestellt ward; doch die Kaiserin hatte für die mit Rubinen übersäete Frau Ephrussi kaum einen Blick, geschweige ein Wort.

Im vorigen Jahre verweigerte es die österreichische Regierung, welche doch finanziell in den Händen der Juden ist, Baron A. M. Keiley als Gesandten der vereinigten Staaten anzunehmen, weil er eine Jüdin geheirathet hat.

Wir sind Zeugen davon wie ganze Rassen in Frankreich niedergehen. Rom erlebte Aehnliches. Juvenal führt uns Patrizier vor, deren Vorfahren die Welt erobern halfen und die nun einen Platz an der Tafel reichgewordener Sklavensöhne erbettelten. Lucian läßt an unseren Blicken Schmarotzer wie den Plagipatides oder den Duricapitor vorüberziehen, welche Schläge bekamen oder wie den Derisor, der die Verpflichtung hatte, Witze zu machen.

Die Rothschilds sind indeß gastfreier als Juvinals Virro, der seine Gäste mit Beneventinerwein abfertigte, während er selber aus seiner mächtigen Trinkschale

— — — in dessen Ambra Perlenkränze glänzten

Albaner Wein schlürfte, wie ihn Thraseas und Helvidius am Geburtstag des Cassius oder Brutus tranken. In Ferrières trinkt man den köstlichen Romanée. Baron James hat versucht ihn in Paris lagern zu lassen, aber „dann ist er nicht mehr so schön“, sagte Arthur Meyer, der, wenn er ihn auch nicht selber getrunken, doch mit Leuten gesprochen hat, die ihn haben trinken sehen.

Romanée ist eine Besitzung von Alphons, während Château Lafitte Gustav Rothschild gehört. La Mouton gehörte einst James, der nun aus den verschiedensten Gründen, die alle gut sind, keinen mehr trinkt. Unser Wein, durch welchen sich ehemals der Nationalgeist neu kräftigte gehört jetzt, wie alles, den Juden. So erfüllt sich das Versprechen, welches Jehovah einst Israel gegeben hat: „Du sollst den Wein trinken von Reben, die du nicht gepflanzt hast“. Laßt uns, wenn wir nichts besseres anstimmen können, in die Worte des Schema einfallen: „Der Ewige ist einzig . . . . . und die Goym sind nicht gefährlich“.

Doch zieht nicht allein der Duft des Romanée unsere heraldischen Goym zu Rothschild. Viele derselben, welche diese sie demüthigende Gastfreundschaft aufsuchen, trinken zu Haus zwar einen geringeren Wein, der jedoch in einem alten angestammten Palast oder Hotel eben so gut munden sollte, wo rings an den Wänden alte Familienbilder von glänzenden Tugenden und eine Bibliothek unserer alten Schriftsteller zu der Jugend des Hauses sprechen und eine geistvolle Hausfrau zu ihren Kindern reden und ihnen von den Thaten ihrer Vorfahren erzählen könnte. Weshalb dies alles im Stich lassen? Aber leider vererben sich von den Vorfahren oft nur die Fehler anstatt der guten Eigenschaften.

Für sie heißt zu Rothschild gehen, was früher zu Hofe gehen hieß. Dieser König der Juden oder wenn man will, der Jude der Könige, ist zwar kein Ludwig XIV., aber man bildet sich ein, in dessen Palast zu sein.

Das Hofleben hat ja viel vom Schmarotzerthum an sich und entsittlicht vielfach die, welche in seiner Luft leben. Beim Umgang mit dem Juden, wo der Christ der Verpflichtete ist, kommt aber erst recht nichts heraus. Jenen Schmarotzern bezahlte man wenn nöthig das Festgewand, die Trechedipna, in der sie sich allein bei Tafel zeigen durften; die jüdischen Barone bezahlen auch zweifelsohne manche Schneiderrechnungen. Graf Vasili erzählt in seinen Souvenirs sur la société de Berlin, daß der Jude B. . . . . es ähnlich macht und daß die Dienste, die er Diesem oder Jenem leistet, durch große ihm auferlegte Demüthigungen aufgewogen werden. Vasili sagt: „er verpflichtet die, welche sich ihm gleich stellen, empfindet aber ein teuflisches Vergnügen gelegentlich einem vornehmen Herrn oder einer hochstehenden Edeldame sein metallisches Uebergewicht empfinden zu lassen, namentlich durch eine ekelhafte und zudringliche Familiarität. Er schlägt einem jungen Edelmann, der ihm seine Spielschulden gesteht, vertraulich auf die Schulter oder küßt einer Dame, welche ihm eine Geldverlegenheit anvertraut, dreist die Hand". Dieser fast erblindete Erzmillionär wird durch den Gedanken, daß ihm der Tod seine Millionen einst nehmen wird, vollständig umdüstert; er ist ein Typus der jüdischen Rasse, wie wir ihn in tausenden von Individuen besitzen.

Und dennoch fühlen sich die Rothschilds unter den Vielen, die sich vor ihnen beugen, die ihnen aber durch angeborene Feinheit des Wesens weit überlegen sind, sehr unbehaglich. Wer sie kennt, weiß, daß keiner von den Rothschilds in seinem Aeußeren etwas Ansprechendes hat.

Der Baron Alphons ist jetzt 54 Jahre alt, sieht aber wie ein Siebenziger aus; sehr klein, mit weißem Backenbart und sehr spärlichen, in der Farbe schwer erkennbarem Kopfhaar, ist in ihm die vorzeitige Abgelebtheit verkörpert.

Auffällig ist der Mangel eines offenen Blicks, er blinzelt fortwährend mit den Augenlidern. Ein fremder Diplomat machte mich einmal mit den Worten hierauf aufmerksam: „Es scheint, daß der unaufhörliche Glanz des Goldes dies Auge abgenutzt hat, so etwa wie es den Arbeitern ergeht, die in Gold- oder Silberstickereien arbeiten".

In seinem Auftreten sehr hochmüthig, hat Baron Alphons dabei doch einen volksthümlichen Instinkt. Er durchstreift gern Paris, legt dabei seine königliche Vornehmheit bei Seite und spielt gern den Photographen, wenn er mit kleinen Leinen- oder Blumenhändlerinnen schwatzt.

Edmund ist der Typus eines Brillenhändlers; er hat einen röthlichen Bart und kneift sein Lorgnon mit jenem nervösem Gesichtszucken ins Auge, welches frech sein möchte, ihm aber nur das Ansehen giebt, als suche er etwas, was er natürlich nie finden kann.

Gustav, der einen kastanienbraunen, schon etwas in Pfeffer und Salz spielenden Bart hat, ist von großer Figur und würde, wenn er zu gehen, anstandsvoll einzutreten und wieder abzutreten verstände. allenfalls noch etwas Vornehmes haben, er tritt womöglich noch schroffer auf als die Uebrigen und seine Frau besitzt eine geradezu unerträgliche Anmaßung.

Die ganze Gesellschaft aber ist launenhaft und wunderlich. Die Einen, wie Edmund, haben ein beginnendes Rückenmarksleiden oder kranken an Zudrang des Bluts nach dem Gehirn, andere erblinden frühzeitig, wie z. B. Nathaniel, der in seinen Zimmern umhergefahren wird, von deren Luxus er nichts sieht. Keiner von ihnen ist wohlerzogen, namentlich sind sie, wie fast alle Juden, mürrisch und empfindlich und

man kann sagen, daß trotz des sie umgebenden widerwärtigen Reichthums, alles „nur ein glänzendes Elend“ ist. Ihnen fehlt das Anregende, die treibende Thatkraft; sie haben Frankreich unterjochen wollen, sie haben es unterjocht und nun fühlen sie, daß es unter dem Einfluß ihres verderblichen Odems stirbt und sie nur noch einen Leichnam besitzen.

Alphons ist nicht ohne Geist oder richtiger gesagt, er besitzt eine Art englischen, zwischen Bitterkeit und Ironie schwankenden Humors, welcher aus einer gewissen äußeren Rücksicht auf die vornehme Gesellschaft, die er im Grunde verachtet, sich manchmal in launischen Einfällen, manchmal in wenig verbindlichen, ja mitunter ärgerlichen Anspielungen kundgiebt; dergleichen brüske Aeußerungen werden dann von seinen Gästen mit saurem Lächeln aufgenommen, während die Dienerschaft sich heimlich vor Lachen überschlagen möchte (s'esclaffent); der Baron sagt dann wohl in spöttischem Tone: „Wollen Sie nicht noch ein Glas Romanée?[1])

Man hört fortwährend von der Pracht in Ferrières sprechen, aber auf die Gefahr hin, die Gaffer ein wenig zu enttäuschen, halte ich es doch für angemessen, meinen Lesern die Behausung des Judenkönigs so zu schildern, wie sie ist.

Unstreitig ward Rothschild von dem Verlangen Ludwig XIV. nachzuahmen geleitet, der Versailles gleichfalls in einer wasserarmen Gegend erbaute; aber auch andere Rücksichten sind für die Wahl des Platzes bei Rothschild maaßgebend gewesen, einmal die Leichtigkeit, bei einem etwaigen

---

[1]) Eine der Erinnerung an General Fleury gewidmete Schrift von Arsène Houssaye bezeugt wie wenig wahre Lebensart und Gefühl für das Schickliche diese Emporkömmlinge besitzen, weil dies eben nur durch gute Erziehung und Herzensbildung erreicht wird. Als Houssaye einst den General bei sich zu Gast gebeten hatte, erhielt der Großstallmeister den Ehrenplatz. „Oh! rief dieser aus, das bin ich garnicht mehr gewohnt. Früher einmal saß ich allerdings beim alten Rothschild auf dem Ehrenplatz, weil ich ebenso gute Weine führte wie er. Nach beendigtem Kriege wurde ich zwar wieder eingeladen, man setzte mich aber tiefer und noch später ganz unten an. Ein Edelmann — ich rede natürlich nicht von den heutigen — hätte gerade dem Besiegten erst recht Ehre erwiesen. Wer erinnert sich nicht daran, daß Ludwig XIV. in seiner Glanzzeit in Versailles dem armen entthronten Jacob II. stets den Vortritt ließ?

Aufstand mittelst der Ostbahn[1]) nach Deutschland zu gelangen, sodann der Rückblick auf eine, wie wir früher hier zeigten, im Mittelalter in der Gegend von Chelles, Meaux, Lagny und Gagny blühende, jüdische Niederlassung.

Ihr schlechter Geschmack und ihre Abneigung gegen französische Künstler, bestimmte sie einem englischen Architekten Namens Paxton diese königliche Besitzung zur Bebauung zu überweisen und man wird sogleich erfahren, welches das Resultat war.

Unser großer Landsmann, der Architekt Philippe Delorme spricht sich in seinem Traité d'Architecture sehr geistvoll über den Mangel an Verständniß der fremden Architekten aus, die Bedingungen zu verstehen, welche unerläßlich sind, um ihre Bauten mit dem Klima, dem Himmel und den französischen Gewohnheiten in den richtigen Einklang zu bringen.

Der Abt Saint Serge hat in Beziehung auf Ferrières, wie schon öfters, ganz richtig geurtheilt. Paxton hat da eines jener wunderlichen Schlösser hingebaut, wie man sie mehrfach in England findet, und das mit seinen vier Façaden in ganz von einander abweichenden Stylen wie ein Fremdling mitten in unserm Nordfrankreich da steht. Unwillkürlich denkt man an jene riesige Karawanserei bei Schaffhausen, welche mit ihren hohen Säulen und den italienischen Laubgängen in

---

[1]) Alle Rothschild'schen Hotels ins Paris haben äußerlich das Ansehen von Schauspielhäusern, innerlich sind sie verbarrikadirt wie Citadellen, also gleichsam wie die Ghetto's des Mittelalters zur Vertheidigung eingerichtet. Wenn ich nicht vermeiden möchte, den Architekten zu schaden, so könnte ich darüber Erbauliches berichten Die Londoner Zeitschrift the World hat über das Hôtel in der Rue St. Florentin im December 1885 einige Einzelheiten von dessen Ausführung gebracht.

„So eben hat Baron Alphons von Rothschild den Umbau seines Hauses in der Rue St. Florentin in Form einer bombensicheren Festung vollenden lassen. Mittelst eines leisen Drucks auf einen Knopf verschwinden Uhren und Glasschränke mit kostbaren Schnurrpfeifereien sofort in den feuersicheren, in den Mauern angebrachten Behältern.

Für jedes einzelne Bild ist ein Maroquin-Etui bereit, so daß die ganze Gallerie in einer Stunde verpackt werden kann. Die Kosten für diese Etui's betragen allein 50000 Franken." Wird auch dereinst die für die Verpackung nöthige Stunde vorhanden sein?

einem sonderbaren Widerspruch zu der Landschaft am Rheinfall steht.

Das Innere ist interessanter. Nachdem man ein breites Vestibul, dessen Decke von Tiepolo ausgeführt ist, durchschritten hat, tritt man in einen kleinen Speisesaal, welchen mehrere reizende Bilder von Philipp Rousseau zieren. Der große Speisesaal mit der Balkendecke und mit vierzig rothsammetnen Lehnsesseln, ist von guter Wirkung.

Vom Salon Ludwig XVI. ab beginnen die Ueberraschungen. Hier ziehen nach und nach vor unseren Augen zahlreiche Wunderwerke der Künstler aller Jahrhunderte vorüber, was nur durch die Zusammenwirkung großer Summen, ausgebreiteter Beziehungen unter Mitwirkung der Freimaurerei, der Raritätenhändler und der Aufspürer von Kunstschätzen innerhalb ganz Europa's ermöglicht werden konnte, welche die Auslese ihrer Funde für die Könige Israels bereit hielten. Meisterwerke der Kunst des XVIII. Jahrhunderts, wie die Tische von Gouthière, mit Gold und Elfenbein ausgelegte Mobilien von Riesener und Boule, und Bronzen von Caffieri schmücken diesen lachend hellen, frühlingsfrischen Raum, den eine herrliche Decke von Henry Lévy krönt. Inmitten des Saales sieht das unvergleichlich schöne Klavier von Marie-Antoinette, und das Herz blutet Einem, es hier im Hause eines Juden zu sehen.

Ein kleines düsteres Gemach zieht die Aufmerksamkeit plötzlich auf sich. Es ist das Betzimmer, sehr einfach gehalten und nur mit der Thorarolle und einem siebenarmigen Leuchter geziert. Ganz im Hintergrund steht ein Piano und einige Strohsessel.

Der Familiensalon wird auch cordovanischer Ledersalon genannt; diesen Namen verliehen ihm seine herrlichen, gepreßten Ledertapeten, auf welchen der Triumph Mardochea's dargestellt ist. Diese sehr schön erhaltenen Tapeten stammen aus Flandern, wohin sie zweifelsohne ein vornehmer Spanier hat hinschaffen lassen, vielleicht sind sie auch dort gefertigt, denn es scheint einige Zeit hindurch in Flandern derartige Fabriken gegeben zu haben; sie sind für eine unbedeutende Summe von den Rothschilds erworben wor-

den. Es sind seltene Muster dieser vergoldeten cordovanischen Ledertapeten, Guadameciles genannt, von denen Cervantes mehrfach in seinen Werken spricht.[1])

Ferner sieht man einen Teppich aus Silberplättchen von kostbarster und schönster Arbeit, die Seifensiederei darstellend.

Durch den Inhalt eines mit einem Elephanten verzierten Ebenholzschrankes, in Fächern abgetheilt, wird man einigermaßen enttäuscht. Man fragt sich und forscht: Wie ist denn die Handbibliothek dieser Leute beschaffen? Da erblickt man Soulié, Paul de Kock, Pigault-Lebrun, Touchard-Lafosse, (Chronique de l'oeil de boeuf) Eugene Sue, (Juif errant) Jacob (histoire de France). Alles in so scheußlichen Ausgaben, daß ich in denselben nicht einmal auch nur eine Stelle aufschlagen möchte.

Macht das nicht den Eindruck, als wenn Jemand unter einem seidenen Kleide schmutzige Wäsche trägt? Auf was für Gesellschaft läßt dies schließen, wenn man sich denkt, daß irgend ein junges Mädchen zufällig den Pigault-Lebrun in die Hand bekommt!

Doch lassen wir das und verfolgen unseren Weg zur Treppe. Rechts und links zwei Vasen von Clodion, dies Paar hat 50000 Franken gekostet.

Im Sommer ist der Blick entzückend; der Teich gerade gegenüber und jenseits der Park mit einem Gehege voller Dammhirsche, was dem Bilde Leben verleiht.

Kehren wir in die Zimmer zurück. Es ist das erstemal, daß wir hier der Geschichte als Besucherin dieses Schlosses begegnen, dieses Schlosses, das keine Geschichte hat. Im Jahre 1815 sind die Rothschilds mit dem Feinde arm einge-

---

[1]) Unter anderem in seinen Entremes del Viejo Zeloso: „Gnädiger Herr, sprach Hortigosa, ich nehme mir die Freiheit Euer Gnaden zu bitten, mir die Barmherzigkeit, die Liebe und das Gute zu erweisen, indem Sie mir diese Guadameci kaufen. Die Arbeit ist gut, die Guadameci sind neu. Sehen Sie welch' herrlicher Anblick, die Malerei auf denselben ist voller Leben".

Im Buch II lasen wir, daß der Jude Lopez einen lebhaften Handel mit diesen Guadameciles trieb.

wandert. Der feindliche Einfall von 1870 fand sie als Milliardenbesitzer vor und kann ihnen sein Kompliment machen.

Wir treten jetzt in den Tapisseriesalon, welcher nur einige, in den Füllungen befindliche Bilder von Desportes enthält. An den Wänden sind seidengestickte Tapeten von Watteau aufgehängt, die von einer Anmuth und Frische ohne Gleichen sind. Hier vor diesen lächelnden Amors, diesen von schmachtenden Liebhabern umkosten Schäferinnen, inmitten dieses Zaubers einer leichtfertige Welt des Genusses und der Liebeshändel fand die Unterredung zwischen Bismarck und Favre statt. Der Empfang, den der eiserne Kanzler diesem strohenen Redner bereitete, war furchtbar, und die Bewohner des Schlosses, welche nur den Gerüchten, die sich alsbald über diese Szene verbreiteten, nahe standen, werden ihnen ein unauslöschliches Andenken bewahren.

Nachdem Bismarck am Abend zuvor sich geweigert hatte, den angeblichen Vertreter der Regierung der nationalen Vertheidigung zu empfangen, ließ er ihn anderen Tags zwei volle Stunden im Vestibul unter dem Tiepolo warten. Bismarck zeigte sich hier ganz so, wie ihn die Nachwelt einst beurtheilen wird, er nutzte die Schwäche des Gegners aus, und handelte streng, gewissenhaft und pflichtmäßig, so daß er sich nichts vorzuwerfen hatte. Die Männer des 4. September waren des Verraths gegen das Vaterland schuldig, weil sie vor dem Feind eine Revolution ins Werk gesetzt und die National-Vertretung verjagt hatten. Noch konnten sie diesen Akt, wenn nicht ganz wieder gut machen, so doch mildern, wenn sie das Land befragt hätten, ob es den Frieden oder den Krieg wollte. Bismarck gab ihnen die Mittel dazu an die Hand, und verwies Favre auf den graden, ehrlichen und vaterlandstreuen Weg hin. Der unglückliche Greis wies alles zurück, nur um vielleicht noch einige Tage die Macht in Händen zu behalten.

Als Favre mit einer mißachtenden, theatralischen Miene beim Scheiden nach einer solchen Unterredung, ein Geberdenspiel, wie etwa bei einer Gerichtsverhandlung mit obligaten Thränen folgen ließ, blieb der Kanzler ihm gegenüber

einige Augenblicke wie in Nachdenken versunken. Dieser große Mann war sicherlich weit entfernt, von einer Gemüthsbewegung ergriffen zu sein, wie etwa Leute, die über die Herzensgüte Rothschilds Thränen vergießen, oder wie Frauen, die sich von Gefühls-Affekten hinreißen lassen, und dennoch schlug gewiß in diesem Augenblick das Herz in dieser harten Brust stärker und empfand edles männliches Mitleid, wenn es an die vielen Männer dachte, die mit Schmerzen von ihren Müttern geboren, noch auf den Schlachtfeldern verbluten sollten, nur damit noch einige Millionen mehr in dem Hause dieses Juden aufgehäuft würden.

Das Zimmer Bismarcks lag unmittelbar neben dem Tapisserie-Saale, wo jene Unterredung stattfand. Es ist das Empfangszimmer und wurde früher vom Baron James bewohnt und war wegen dessen Augenschwäche grün tapeziert, jetzt ist es blau. Man findet in demselben ein vorzügliches Frauenbildniß von Vinci und ein schmuckes Bild von Camille Roqueplan, eine Szene aus Jean Jacques Rousseau's Bekenntnissen darstellend.

Das venetianische Zimmer bietet nichts Bemerkenswerthes.

„Wenn Jagden stattfinden, wird hier eine Fürstin, eine andere anderwärts untergebracht,“ erläuterte trocken der Führer.

Das Rauchzimmer ist von Eugen Lamy dekorirt und zeigt uns einige schwungvolle Darstellungen aus dem Karneval in Venedig.

Der große Ballsaal (hall) ist allein den Besuch von Ferrières werth. Wenn er Abends mit 1100 Gasflammen beleuchtet ist, und von der lichtstrahlenden Decke sich die Pracht der Toiletten, die Fülle der Diamanten und Blumen wiederspiegelt, bietet dieser Saal einen bezaubernden Anblick. Es ist der wahre Triumph-Platz des Schlosses. Alles verkündet hier Siege. Längs der ungeheuren Gallerie sieht man die kostbarsten Tapeten, auf denen nur Siegesszenen dargestellt sind, der Siegeszug Alexanders, der Triumph Neptuns, der Sieg des Friedens ... ja sogar der Sieg des Christenthums bei Tolbiac. Hier sieht man ferner ...

Ja, was erblickt man nicht in diesem wunderbaren Bazar! Links am Kamin, von dem wir sogleich noch sprechen werden, das Portrait des Baron James von Flandrin, das der Baronin von Ingrès. An den Wänden das Bild eines Mannes von Rembrandt, die Comtesse della Rocca und Don Luis de Haro von Velasquez, eine jagende Diana von Rubens, David und Goliath von Guido Reni, die Prinzessin Henriette von England von Reynolds, Diogenes wie er Menschen sucht, von Van Mol, die Botschaft von Bordone.

Ueberall italienische Kabinette, Glasschränke mit kleinen Meisterwerken von Elfenbein, von Steingut della Robbia, ein Dudelsackpfeifer von Bernard von Palissy, Emails von Petitôt, Zierkästchen von Blarenberghe, der Spiegel der Frau von Pompadour, Geldschränke mit französischen Wappen, die Gott weiß auf welche Weise hierher gelangt sind.

Der monumentale Kamin ist mit italienischen Medaillons verziert und mit einer Büste der Minerva gekrönt. Auf einer braunen Marmorplatte liest man in goldenen Buchstaben, wo jedes Wort komischer Weise durch einen Punkt abgetheilt ist, jene altfranzösische Inschrift von 1570, welche das Glück des Besitzes und die Freude eines traulichen Heerdes schildert, im Gegensatz zu den vielen Unglücklichen, die hungrig und ohne Obdach in den kalten Winternächten umherirren.

Ein großes Album, in Maroquin kostbar gebunden, was mit einer gewissen Prahlerei offen auf dem Tische liegt, regt zum Nachdenken an.

Auf der ersten Seite liest man: „Zum Andenken an den herrlichen 16. Dezember 1862. Napoleon". Ein wenig tiefer steht: „Zur freundschaftlichen Erinnerung an die liebenswürdige Gastfreundschaft des Barons und der Baronin James Rothschild. 20. November 1866. Mathilde."

Liebenswürdig, entzückend, bezaubernd scheint alles gewesen zu sein. Doch welch ein Gegensatz; auf der anderen Seite erblickt man in starken, festen Schriftzügen den Namen: „Wilhelm, am 20. September 1870". Kaiser Wilhelm hat, bevor er Ferrières verließ, seinen Namen eigenhändig

eingezeichnet, nicht etwa hinter Napoleon, sondern ganz oben auf der folgenden Seite. Dann folgt Bismarck und Moltke, an die sich dann eine ganze Reihe von Namen deutscher Offiziere anschließt, da selbst der jüngste Lieutenant in dies von Kaiser Napoleon eröffnete Album seine Anwesenheit durch Einzeichnung seines Namenszuges spöttischerweise hat kundgeben wollen.

Neben diesen Namen der Sieger sieht man — ein schmerzlicher Gegensatz — die Namen der berühmtesten Vertreter des französischen Adels.

Während die Deutschen hier kraft des Kriegsrechts eindrangen, die Bewohner zwangen, ihnen zu Diensten zu sein, und allerdings nicht auf die Gesundheit der Baronin tranken, wohl aber auf die ihres Kaisers, der ihnen nächst Gott Alles ist — kamen unsere Edelleute als Sportsgäste mit gebeugtem Haupt hierher und waren glücklich darüber, hier empfangen zu werden.

Wie so manchen Namen möchte man hier ausgelöscht wissen, wie viele bezeichnen tiefen Fall oder unseelige Leidenschaften. Wie traurig, einem Berryer zu begegnen! Wie wechselt das Glück! Der Apostel Paulus sagt: „Bittet Gott, daß er euch nicht in solche Versuchung führt, der ihr unterliegt.“

Der Eindruck, welchen schließlich diese Behausung ausübt, ist nicht sowohl der der Bewunderung, als der Abspannung. Sie ist ein Wirrwar, ein Kapernaum, und gleicht einem kostbaren Laden mit dem seltensten Trödelkram. Alle diese aus allen Ecken der Welt zusammengeholten Gegenstände stechen zu scharf von einander ab; diese Feldherrnbeute des Weltadels vermag sich nicht friedlich zu vereinigen, die Aufhäufung der Erzeugnisse so vieler verschiedener Bildungsstufen kann solche Annäherung nicht ertragen [1])

Ueberall ist die Vorliebe des Juden für Schnurr-

---

[1]) Sicher hat Goncourt diese Rothschild'schen Sammlungen im Sinne gehabt, als er schrieb: „Es giebt Kunstsammlungen, die weder eine Leidenschaft, noch eine Geschmaksrichtung, noch Verständniß bekunden, sondern nichts als den brutalen Sieg des Reichthums“.

pfeifereien, die Wuth, zu erwerben, zu besitzen, vorherrschend bis zum Kindischen. Ein kleiner flandrischer Topf von Steingut ist mit einem feinen Teller à l'Oiron oder einem zierlichen Figürchen in Biscuit zusammengestellt. Diese biederen Semiten, die Eigenthümer dieses Auskaufshauses, haben der Versuchung nicht widerstehen können, in ihren Erwerbungen zuweilen ihren „Baronstitel" unbewußt selbst zu verspotten, indem sie viele ganz moderne Gegenstände erwarben, namentlich gehören hierher viele Artikel der Goldschmiedekunst, die entschieden einer viel späteren Zeit angehören, als für die sie ausgegeben sind und von denen Paul Eudel in seinem Buche über den Kunstbetrug (truquage) sagt, „daß sie einen neuen Taufstempel tragen".

Der Park bietet ungeachtet seiner Ausdehnung nicht die Schönheiten jener Alleen à la Louis XIV. An Rothschild's Stelle hätten wir hier unsern durch Zeitverhältnisse künstlerisch so gedrückten Bildhauern Gelegenheit geboten, eine Welt von Statuen, Marmordenkmalen und Bronzen zu schaffen.

So ist der Herzog von Aumale in Chantilly vorgegangen; bei Thomas bestellte er eine Portraitstatue von La Bruyère, bei Chapu eine Gruppe: Pluto und Proserpina, bei Lanson eine Statue für die Bäder.

In Ferrières findet man kaum ein halbes Dutzend Statuen, die zusammen genommen noch nicht den Werth derer haben, welche in Chantilly den Eingang zu den Bädern zieren.[1])

---

[1]) Der Baron Alphons von Rothschild, welcher so theilnahmslos gegen unsere Künstler ist, so ganz den edlen und großmüthigen Ueberlieferungen der Patrizier früherer Zeit sich verschlossen hält, hatte nichts desto weniger die Dreistigkeit, sich im Monat April 1885 bei der Akademie der schönen Künste zur Aufnahme als Mitglied anzumelden. Da gewann aber doch, ungeachtet mancher dort herrschenden Kriecherei und Gemeinheit, bei einigen unabhängigen Männern das Schamgefühl die Oberhand, und man begriff daß die Kunstliebe und der Kunstschacher durchaus nichts mit einander zu schaffen hätten. Ungeachtet einer von Ephrussi und Wolff in's Feld geführten drei Spalten langen Reden für die Candidatur des Glaubensgenossen fiel der Baron schimpflich ab. Jeder Andere würde sich nun ein für allemal zurückgezogen haben. Aber dem Semiten ist das Gefühl eigener Würde, wo es sich um Erreichung eines

Jenseits jener Alleen bemerkt man zwei oder drei alte Frauen, die, am Boden gebückt, Blätter von den Fußsteigen auflesen. Ist ein vornehmer Gast im Hause, so wird eine größere Anzahl aus dem benachbarten Dorfe eingestellt. „Es ist dies die Eingebung des guten Herzens der Frau Baronin: den armen Bewohnern der Umgegend Arbeit zu verschaffen". Man vergießt mit Jules Favre eine Thräne, und das unfruchtbare Erdreich wird durch diesen Beweis der Theilnahme neu erfrischt.

Niedlich sind die Treibhäuser und die Vogelhecken. In den Treibhäusern entfaltet sich eine entzückende Pflanzenpracht aller Jahreszeiten und Klima's: Ananas, Blumen, Früchte aller Art. In den weiten Vogelhäusern sieht man Hunderte seltener Vögel, deren Farbenzauber die Gattungen aller Länder zeigt.

Da sind chinesische Rebhühner, Goldfasanen mit rothem Leib, Semmering-Fasanen, Lady-Amsherst-Fasanen, Würger mit häßlichen schwarzen Schnäbeln, welche Fasanen vertilgen, wie die Juden die Christen, aegyptische Flamingo's über ein Bassin mit Fischen gebückt, blaue, chinesische Spechte, Tauben von den Philippinen-Inseln mit Blutflecken auf der Brust; — dies Durcheinander der Flügelbewegungen, die malerische Verwirrung dieser vielfarbig gefiederten Welt, dies Konzert gellender, klagender Töne gleicht einem Stückchen Erdenparadies. Während hier die Heiterkeit vorherrschend ist, macht das Innere des Schlosses einen melancholischen Eindruck. Es erinnert nicht im entferntesten an die vergangenen Zeiten auf solchen alten Herrenbesitzungen. „Hier Sully unter Vorantritt von Hellebardieren, gefolgt von Pagen, links und rechts von Edelleuten mit gezogenem Degen umgeben"; dort in Chambord, wo Moritz von Sachsen von seinen treuen Regimentern bewacht ward, oder jene Behausung Wellingtons vom Kellergeschoß bis zum Giebel mit bei Waterloo eroberten Fahnen geziert. Hier in Ferriéres fehlt eben jenes glänzende Siegel,

---

vorgesteckten Zieles handelt, gänzlich unbekannt. Der Baron kaufte sich Diesen und Den, schmeichelte kriechend Dem und Jenem, ertrug alle ihm zu Theil werdenden Demüthigungen und — wurde im December 1885 zum Mitglied ernannt.

was nur dem Sieger, dem Heldenmuth oder der Genialität aufgedrückt wird. „Wie steht der Cours der Renten an der Börse?“ so fragen die Besucher, wenn sie das Haus verlassen.

Als Bedeckung hat man den Rothschilds seitens der gefälligen republikanischen Regierung eine Abtheilung von Gensd'armen gegeben, welche für die Sicherheit derselben, etwa in der Art, wie man einen gefangenen Angeschuldigten bewacht, einstehen. Jede Woche schickt man diesen Sicherheitswächtern zwei Kaninchen und einen todten Fasan.

„Da wäre eine Verhaftung der Mühe werth,“ sagte ich scherzend zu dem Gensd'armerie-Unteroffizier.

„Gewiß,“ erwiderte er, auf den Scherz eingehend, „aber wo ist der Verhaftsbefehl, bringen Sie ihn vielleicht?“

„Wer weiß!“ entgegnete ich.

Die größte Freude der Rothschilds ist, in den Zeitungen die Berichte über ihre Feste, Verheirathungen oder auch über Todesfälle zu lesen. Sie schwelgen dann förmlich darin und die Berichte gehen dann von Hand zu Hand. Sie lassen auch wohl besondere Abdrücke davon für den persönlichen Bedarf veranstalten und daran thun sie recht, denn an dergleichen können zukünftige Schriftsteller besser die Sittengeschichte der Zeit studiren, als an Kammerverhandlungen. Die unter dem Titel: „Der Baron James von Rothschild“ bei Claye gedruckte, aber nicht in den Buchhandel gekommene Schrift ist sicher nicht ohne Interesse.

Fast alle Journale, mit Ausnahme etwa des Univers, der Union und der Gazette de France und vielleicht zwei oder drei anderer, die ich vergessen habe,[1]) übernahmen gegen Bezahlung die Rolle der alten Klageweiber bei Begräbnissen, sie rissen sich die Haare aus, zerkratzten sich das Gesicht mit den Nägeln und wälzten sich vor Verzweiflung auf

---

[1]) Hier die Namen der Zeitungen, denen ich Auszüge entnommen habe: Journal de Paris, France, Constitutionel, Liberté, Petit Journal, Patrie, Journal des Débats, Opinion nationale, Temps, Figaro, Époque, Evènement, Moniteur du Soir, Correspondance générale des Departements, Sport, Mémorial diplomatique, Semaine financière.

dem Boden umher. Nicht beredter konnte über die Erfindung des Eisens durch Tubalkan, oder des Pfluges durch den Triptolemus gesprochen werden, wie sich diese wahre Panacée von bewunderungswürdigen Klageliedern über einen solchen Todesfall ergoß.

Die hier verwendeten Vergleiche, um einen verstorbenen deutschen Juden herauszuloben, der nichts gethan hat, als sich auf unsere Kosten zu bereichern, überschritten die denkbarste Grenze jeder Uebertreibung.

Einige Briefeingänge sind geradezu verblüffend: „Sie werden mir vergeben, daß ich Sie in Ihrer tiefen Trauer belästige . . . oder: „Ich kann mich nur mit dem tiefempfundenen Verlangen entschuldigen . . . Und mit solcher Dinte schreibt ein Prinz von Joinville, der doch immer noch einige Blutstropfen von einem Ludwig XIV. in seinen Adern hat, an — einen Geldmenschen! Die Briefe des Grafen von Paris und des Herzogs von Aumale sind, wenn auch vielleicht nicht ganz so platt, doch sicher in einem ähnlichen Ton abgefaßt.

Seit 1868 ist diese Kriecherei im Wachsen begriffen. Die Schilderungen von Hochzeiten sind unerhört. Die Hochzeitsgedichte sind geradezu klassisch. Man wohnt der Schmückung der Braut bei, man setzt sich in das wunderbare Zweigespann, „besonders ausgewählt und festlich hergerichtet von Lachaume, dem Vorreiter des Baron Alphons“, man hört Felix, „den bewunderungswürdigen Tenor“, der nicht minder anbetungswürdige „Emil Jonas singt den Imlach“, dann fallen die Chöre mit dem Hallelujah von Erlanger ein, nicht zu verwechseln mit dem Hallelujah, was die Aktionäre über den Bankier gleiches Namens einst anstimmten, endlich geht es in das Allerheiligste. „Es ist fünf und ein halb Uhr nach den pneumatischen Uhren“, schreibt Mayer, „und angelangt auf dem höchsten Gipfel (dangeau) dieser hohen Festlichkeit, ertönt die Glocke tiefster Empfindung: für immer eins!“ . . . Natürlich wird kein Name vergessen, da liest man: Prinz Murat, Herzog von Broglie, Buffet, Graf von Turenne, Vicomte d'Harcourt, Herzog de la Trémoille, Herzog von Montmorency, Graf d'Andigny, Herzogin von Fitz-James,

Fürst von Ligne, Prinz von Léon, Graf Mailly-Nesles, Gräfin Clermont-Tonnerre, Herzogin von Maillé; mit einem Wort das ganze französische Wappenbuch findet sich beisammen, um das goldene Kalb anzubeten und Europa zu verkündigen, daß der Reichthum das einzig existirende Königthum sei. Selbstverständlich ist bei solchem Fest die ganze Polizeimacht auf den Beinen, und untersagt, freilich ohne jede Befugniß dazu, den Verkehr auf öffentlicher Straße. Wo etwa durch eine Prozession in irgend einer Straße der Verkehr gehemmt würde, treten sofort die Puritaner der Linken dagegen auf der Rednerbühne auf, hier stehen sie kriechend und demüthig ihrer Gewohnheit gemäß vor dem jüdischen Herrscher zurück und wagen keinen Widerspruch, nur Rochefort, der selbst die Vornehmsten nicht schont, erlaubt sich diese Anmaßung Andere zu belästigen, wenn man sich ergötzt, zu tadeln, und belustigt sich über den sonderbaren Gedanken, „Anderen den Weg wegen einer Heirath zu versperren."

Manchmal trifft man sogar auf der Straße jenen Herrn, dessen Augen vor Rührung feucht werden.

— Sie kennen doch den Ursprung des Rothschild'schen Vermögens?

— Ja, ich habe davon so oben hin sprechen hören. —

— Als die Franzosen einrückten, übergab der Kurfürst von Hessen dem Anselm Meyer Rothschild 5 Millionen . . .

— Was der Tausend!

— Ja, mein Herr, 5 Millionen.

— Und nun?

— Nun, Anselm Meyer hat sie wieder herausgegeben. Wie ich Ihnen sage, er hat sie erstattet!

Nun kann sich der Herr nicht mehr halten, er zerfließt über solch' edlen Zug in Thränen. —

Diese weinerliche Empfindlichkeit, oder wie es Mercier nennt, diese Bewunderungssucht (admiromanie) ist ein Zeichen unseres sittlichen Niedergangs. Wir würden ruhig ohne Widerstand zusehen wie man Franzosen umbringt, aber die Geschichte solchen Glücks packt uns. Viele unserer Journalisten ergreift, sobald von einem dieser breitspurigen Juden die Rede ist, jenes Gefühl, was die Portière gegen-

über der Miethherin des ersten Stockwerks hat, die in seidenen Hemden einhergeht; im Gefühl dieser Verehrung stimmen sie alle überein. Selbst Ignotus, sonst so unabhängig, ist sobald die Rede auf Rothschild kommt, wie umgewandelt.

Von Millionären 25000 Franken für eine starke Reklame zu verlangen, ist weder schön noch recht, indeß ist es begreiflich. Aber selbst dann, wenn man nie Romanée'schen Wein getrunken hat, sich tief nur deshalb vor Leuten beugen, weil sie es verstanden haben, uns drei Milliarden aus unseren Taschen zu eskamotiren, das ist eine Erscheinung, welche die Grenze meiner Fassungskraft übersteigt.

Jene weinerliche Empfindlichkeit ergeht sich dann gemeiniglich bis ins Lächerliche über die unerschöpfliche Wohlthätigkeit der Rothschilds. „Ach, diese gute Baronin, diese Mutter der Armen!“ ruft Wolff gerührt aus.

Diese Wohlthätigkeit ist aber bei Lichte besehen, eine Fabel. Eine Zeitung, von der wir bereits sprachen, der Antisemit, hat berechnet, daß im Verhältniß zu ihrem Vermögen die Rothschilds nicht mehr für die Armen geben, als wenn ein einfacher Mann täglich zwei Sous giebt. So wird also die Rothschild'sche Philanthropie durch die jüdische Presse aufs zügelloseste vergrößert und giebt der oben erwähnten weinerlichen Empfindlichkeit ergiebigen Stoff.

In Wahrheit sind die Rothschilds, wie bereits früher hier erwähnt, schmutzig geizig. Man kann nicht von ihnen sagen, was man einst von den Mediceern rühmte: „Sie verschwendeten als Könige, was sie als Kaufleute gewonnen hatten.“ Allerdings haben die Rothschilds Krankenhäuser für ihre Glaubensgenossen errichten lassen, sie helfen auch denen unter ihnen, von welchen sie glauben, daß sie Aussicht haben, wieder empor zu kommen. Sie helfen selbst den Bedürftigen, aber das ist auch ihre Pflicht als Nazi's, als Judenfürsten: dafür handhaben sie die denkbar vortrefflichste Polizei überall; indem sie so die Verpflichtungen erfüllen, die aus ihrer Stellung entspringen, wissen sie andererseits sehr gut die sich daraus ergebenden Vortheile sich anzueignen. [1]).

[1]) Gelegentlich vornehmer Heirathen machen die Rothschilds allerdings oft bedeutende und zweckentsprechende Geschenke, so z. B. erhielt Graf

Und was von den Rothschilds gilt, des gilt von allen jüdischen Bankiers, die in der Regel nicht einen Centimen geben, als wenn es vor vielen Zuschauern geschieht. Das Erstaunlichste aber ist, daß die Juden es fertig bekommen haben, sich selber in den Ruf der Wohlthätigkeit zu bringen, und uns dabei zur Hilfsleistung für ihre Nothleidenden heranzuziehen wissen. Es ist dies ein schlauer Zug jener Rasse, dem man gleichsam wehrlos gegenüber steht.

Die großen Unglücksfälle, welche sich seit einigen Jahren in verschiedenen Gegenden ereigneten, haben fast ausschließlich die Juden hart betroffen. Szegedin war fast nur von Israeliten bewohnt. Unter den Opfern die der Wiener Theaterbrand forderte waren zahlreiche Genossen von ihnen. Chio ist voll von Juden. Das Hülfs-Comité der Alliance israëlite universelle, bestehend aus dem Präsidenten Isachar Jeuda, und den Beisitzern Isaac Ben-Ghiat und Gabriel Polombo hat sich durch rühmenswerthen Eifer ausgezeichnet.

Der Gedanke, diesen Opfern zu Hülfe zu kommen, ist lobenswerth, doch war der Einfall, das hierzu nöthige Geld den Börsen der Christen zu entnehmen, desto klüger. [1])

Arthur Mayer ward mit der Ausführung hierzu beauftragt, er spähte den Unglücksereignissen förmlich nach, wie die Seeleute der Insel Batz früher den Schiffbrüchigen auflauer-

---

von D. . . eine Stutzuhr nebst einem schönen Kaminaufsatz; der Marquis von Z. eine Zimmerausstattung.

[1]) Für die 30000 zu Anam massakrirten Christen wurde weder eine Subscription eröffnet noch ein Ball veranstaltet. Eine freimüthige Zeitschrift la Croix schrieb in Bezug hierauf unterm 15. November 1885:

„Wenn einmal ein paar Juden, welche lange Zeit hindurch das Volk durch den scheußlichsten Wucher gedrangsalt haben, beraubt und vertrieben wurden, wie schrie dann sofort die jüdische Presse laut und rief die Menschlichkeit und Civilisation an, während die Christen, welche verunglücken, einfach Märtyrer genannt werden. „Solcher Märtyrer sind nicht einige Tausend, sondern dreißig Tausend nebst ihren Priestern und frommen Schwestern in Anam umgekommen, und 60 durch christliche Liebe errichtete Kirchen sind verbrannt worden; wir begreifen, daß kein Ball zu Stande kam, denn der Teufel weigerte sich den Cotillon zu veranstalten.

ten um, sobald sich ein Unglück ereignet, es zu seinem Vortheile auszubeuten.

Jene Wohlthätigkeitsfeste sind eine von den Erscheinungen der heutigen Zeit, welche spätere Erforscher unserer Sitten nicht ohne Nutzen einer Untersuchung unterziehen werden. Sie spielen eine bedeutende Rolle und haben namentlich in den letzten Jahren sehr zugenommen, denn der Jude zieht einen doppelten Vortheil von ihnen. Sie bezeugen einmal in allen Gegenden der Welt die Macht Israels, welche z. B. in Paris, falls ein Semit des Beistandes bedürftig ist, in der ganzen Stadt das Oberste zu unterst kehrt, sodann geben sie den Juden, die noch nicht so wie die Rothschilds auftreten können, die beste Gelegenheit in der vornehmen Welt Eingang zu erhalten.

Und unsere Aristokratie ist in der That überall, wo das Geringste los ist, zuerst am Platze.

Unter jenen Festen ist dasjenige für Chio das Erwähnenswertheste.

Man hatte den geschwärzten Mauertrümmern der Tuilerien gegenüber eine Kirmeß, einen Vergnügungs-Jahrmarkt veranstaltet, der acht Tage währte. Bei dieser Gelegenheit ertheilte Camondo der vornehmen Vorstadt eine von ihr verdiente Lehre. Sonnabends wurde das Fest selbstverständlich unterbrochen. „Weshalb diese Unterbrechung?“ fragte ein junger Vicomte, „amüsirt man sich denn an jenem Tage nicht?“ Mancher hat immer dazu Zeit, erwiderte man ihm, wir Israeliten bleiben unseren religiösen Vorschriften getreu, heut am Sonnabend beten wir; morgen werden wir uns dann ganz der Freude weihen, denn der Sonntag hat keine weitere Bedeutung für uns und ich glaube auch im Grunde für Sie nicht.

Am Sonntage bot dann die Terrasse vor den Tuilerien einen merkwürdigen Anblick. Schauläden, Karoussels, Gauklerbuden aller Art waren errichtet. Scherze aller Art mit lebhaften, zutreffenden Erwiderungen, lustige Zurufe kreuzten sich mit dem Geschrei der Marktschreier und den hierzu passenden Entgegnungen der Zuschauer.

Hier fand man die alte Garde der eleganten Welt, die

sich immer gleicht, ganz vollzählig vor. Sie erscheint überall auf den gleichen Zuruf durch die gleichen Zeitungen zur Stelle.

Diese unwandelbare Schaar bildet eine Eigenthümlichkeit unserer Jetztzeit. Ehedem, wenn, wie der Dichter sagt: „Des Lebens Lauf war halb verronnen", entschloß man sich, wenn auch vielleicht nicht ohne einen schweren Seufzer, in würdiger Haltung von der Weltbühne abzutreten, auf der man in der strahlenden Jugendzeit eine mitunter glänzende Rolle gespielt hatte, was man dann den Rückzug antreten nannte. Heut kann man sich nicht dazu entschließen zu verschwinden.

In Mitte dieser durch tausende von Lichtern erhellten Festlichkeit, in die sich die Strahlen der hinter dem Triumphbogen untergehenden Sonne mischten, tauchte zwischen kecken Scherzen die Gestalt der Judic auf, von den Juden aufs Lebhafteste begrüßt; sie führte einen kleinen Esel, welcher, von den Damen geliebkost, plötzlich wie der Goldesel des Apuleg einer Fabel aus Milet gleichend, aufzutauchen schien. Auf einer improvisirten Bühne erschien als „Glaser" der Graf Fitz-James. Dieser Nachkomme eines Waffengefährten der verbannten Stuarts trat hier in diesem Garten, wo am 10. August die blutigen Vertheidiger der Bourbons gefallen waren, als Gaukler auf und verlieh dadurch dem sonderbaren Feste einen noch sonderbareren Anstrich.

Am verschlossenen Gitter hatte sich das zuschauende Pariser Sonntagspublikum versammelt, die Festtheilnehmer anredend, schreiend, heulend, lärmend und pfeifend. Dann ward ein Versuch des Eindringens anfangs von den wenigen Wächtern zurückgewiesen, schließlich durchgesetzt und die Menge fluthete herein. Da gab es nun ein widerliches Durcheinander; hier Stutzer in schwarzem Anzug, dort Arbeiter in Blousen, vornehme Damen neben Frauen aus dem Volk, alles wogte vor den Tuilerien singend auf und nieder.

Eine Jude rief entrüstet: „Das ist ja ganz ungesetzlich!" als eine Herzogin, die noch einige Monate zuvor mit gen Himmel erhobenen Augen ihren Abscheu vor so trostlosen

Zuständen laut beklagt hatte, in seinen Wagen stieg und davonfuhr. [1])

Wie nun wurden die bei solchen Festlichkeiten gesammelten Beiträge vertheilt? Es ist vielleicht nicht klug, diese Frage zu stellen. Es geht in diesen Comité's gerade so wie bei gewissen Wahl-Comité's zu:

Das Comité von Dupont
Besteht aus dem Dupont;
Es präsidirt der Dupont
Und hat ernannt den Dupont.

Niemals wird eine genaue Rechnung abgelegt. Die Rechenschaftsablage über die Murcie'sche Lotterie war im Mai 1883 noch nicht beendet. Man versuchte darüber vom Präfekturrath Bidaut in Paris, der Mitglied des Comités war, Auskunft zu bekommen, konnte aber nie eine erschöpfende Antwort erhalten. Eigenthümliche Vorgänge ereigneten sich, nachdem am 15. März 1880 einige angesehene Kaufleute, die im Comité saßen, das nachstehende, im Journal le Clairon am 20. Mai 1883 abgedruckte Protokoll niedergelegt hatten, gegen welches sich kein Widerspruch erhob.

Sitzung vom 15. März 1880.

„Die Seitens des Handels und der Industrie mit der Organisation einer französisch-spanischen Lotterie betrauten Mitglieder des Comité's, in Verfolg der von ihnen übernommenen Mission, und da sie nicht gewillt sind, die Verantwortlichkeit für vorgefallene, sehr bedauerliche Thatsachen zu übernehmen, erklären, daß sie gegen das Verfahren ihres Präsidenten, des Herrn Jules Jaluzot Protest einlegen und gehen zur Tagesordnung über." (Von der Mehrzahl der Abstimmenden angenommen. 12 Stimmen. 2 Mitglieder enthalten sich der Abstimmmung).

---

[1]) Ein vollständiges Spiegelbild jener Zustände zur Zeit des Direktoriums, mit der neuen Zugabe religiöser Heuchelei, der dagegen die überschäumende Lebensfähigkeit und der stolze Muth jener Königs-Verschworenen fehlt. Octav Uzanne giebt in seinem hübschen Buch la Française du siècle eine Schilderung eines Pariser Tages jener Zeit von Riffaut, welche ganz der heutigen Zeit angepaßt zu sein scheint. Polichinell erzählt die Eindrücke eines Balles: Ich erblickte einen jungen Mann, welcher zu mir sagte: Man hat meinen Vater getödtet. Man hat Deinen Vater getödtet? rief ich und zog mein Taschentuch heraus, da fing jener an zu singen und zu tanzen: „Heißa, tra la la, lustig sind wir, hopsasa.

Welcher Art waren denn nun jene bedauerlichen Thatsachen? Das steht fest, daß Jaluzot nach wie vor Präsident des Comité's blieb. Seither hat man durch die öffentlichen Blätter erfahren, daß spanische Ortsvorsteher wegen ungehöriger Besitznahme von Geldern gerichtlich verfolgt wurden, was darauf schließen läßt, daß dergleichen Gelder ordnungswidrig über die spanische Grenze gekommen waren. Es ist nicht meine Sache, die verwickelte Angelegenheit zu entwirren. Die Thatsache steht jedoch fest, daß trotz des Beisitzes eines Regierungsbeamten die Rechnungsablage einer im Jahre 1879 genehmigten Lotterie im Jahre 1883 noch nicht erfolgt war.

Die für Ischia eingegangenen Summen sind vom dortigen Comité veröffentlicht worden. Aus dieser Bekanntmachung ist ersichtlich, daß 165 523 Franken 30 Centimen vertheilt wurden, 4 400 Franken wurden wegen eines zweifelhaften Falles zurückgestellt.

Diese Gaben wurden folgendermaaßen vertheilt:

150 200	Franken		in Ischia,
9 406	„	75 Ctm.	an die Pariser Armen,
3 979	„	85 „	für d. Waisenkinder z. Croix.
1 937	„	20 „	„ „ z. Dieppe.

Hoffentlich hat von der an die Pariser Armen vertheilten Summe auch die Familie des Arbeiters einige Sous erhalten, der um jene Stunde in einer Straße von Paris durch einen Italiener mit Dolchstichen verwundet wurde, als die französische Presse im Tuileriengarten ihre Freundschaft gegen Italien durch ein Fest bezeugte[1]). Die zu jener

---

[1]) Vergessen wir auch nicht jenen biederen Italiener Caffola, der im März 1884 als eine Compagnie des ersten Ingenieur-Regiments mit der Musik an der Spitze in Versailles die Fahne zu ihrem Oberst brachte, den Fahnenträger beschimpfte, indem er rief:

„Wie dumm sind diese schmutzigen Franzosen, daß sie hinter solch' einem Lappen herlaufen."

Als ein Vorübergehender ihm seine Entrüstung hierüber zu erkennen gab, schlug der Italiener ihm ins Gesicht und zog ein Messer, als man ihn dingfest machte.

Im Februar 1885 warfen sich drei Italiener ohne jegliche Veranlassung

Summe in gar keinem Verhältniß stehenden Unkosten im Betrage von 244,482 Franken erscheinen um so unerklärlicher, als nach der übereinstimmenden Aussage aller öffentlichen Blätter bei diesem menschenfreundlichen Unternehmen allerseits die edelste Selbstverleugnung und die anerkennenswertheste Uneigennützigkeit bethätigt wurde.

Gerade zu einer Zeit, als die Organisatoren jener Sammlung sich auf dem Höhepunkt der Situation befanden, besuchte einer meiner Collegen, Marius Vachon, Ischia. Bescheiden und einfach, wagte er nicht einmal, sich als Journalist zu erkennen zu geben. „Ich kenne diese Bewohner des Südens", dachte er bei sich, „wenn sie wüßten, daß ich der französischen Presse angehöre, die so viel für sie gethan hat, würden sie mich am Ende mit Blumen bekränzen und im Triumph aufführen, schweigen wir also".

Vachon fragte inzwischen doch seinen Führer nach jenem Hause in Camicciola, welches in goldenen Lettern die Inschrift trägt: Maison de la Presse parisienne.

— Es liegt wohl in der Straße gleichen Namens?

— Welches Haus, welche Straße? Ich verstehe Sie nicht, erwiderte der Führer.

Endlich klärte sich alles auf und nun ward Vachon plötzlich klar, weshalb jene unglückliche Stadt noch in Trümmern lag.

Vachon berichtet darüber: Der Mittelpunkt der Stadt ist ein Haufen von Trümmern und Schutt von 8 bis 10 Meter Höhe und es ist höchst gefährlich, hier vorzudringen, da überall noch weiterer Zusammensturz droht. Es ist ein herzzerreißendes Bild der Zerstörung. Der Theil der Stadt, welcher längs des Meeres liegt, besteht aus langen, niedrigen Hütten von unschönem Aussehen und bildet einen besonderen Stadttheil, der dem unserer pariser Lumpensammler nicht unähnlich ist. Die Einwohner sehen lange nicht so verkommen aus, als die Unglücklichen Poubelle's. In jeder Hütte wohnen etwa 8 bis 10 Personen, die sich von Gott weiß was nähren und auf dem bloßen Fußboden schlafen.[1])

---

auf einen Rekruten, Namens Christien, der eben die Rue Rivoli passirte und tödteten ihn durch einen Messerstich.

Es vergeht fast kein Tag, wo nicht französische Arbeiter durch italienische überfallen würden.

[1]) Man vergleiche die France vom 14. März 1884.

Bis zum März 1884 war von jenem Gelde, von dem so viel Aufhebens gemacht worden war, hier noch kein Sou zur Vertheilung gekommen. Das Comité, welches 244,482 Franken Unkosten gutgeheißen hat, war nicht auf den so einfachen Gedanken gekommen, statt all' der Redensarten ganz einfach einem ehrenhaften Manne 1000 Franken für die Reise zu geben, und ihn mit der direkten Vertheilung wenigstens einer gewissen Summe an die unglücklichen Obdachlosen zu beauftragen.

Das Unglaublichste dieser Art leistete das im Monat September 1884 zum Besten der Choleraopfer im Tuileriengarten veranstaltete Fest, über das die Lanterne folgende verheißungsvolle Notiz brachte:

Da die Kosten gleich Null sind, da alle Hülfeleistungen ohne irgend welchen Entgelt geschehen, so können von der Brutto-Einnahme höchstens die Auslagen für einige Kubikmeter Gas und einige sonstige Beleuchtung abgehen, so daß hoffentlich fast die volle Einnahme in die Hände Derjenigen kommen wird, für die das Fest veranstaltet war.

Diese vorempfundene Freude sollte jedoch anderen Tages ein wenig gedämpft werden. Zuvörderst ward festgestellt, daß eine Anzahl Eintrittsbillets gefälscht war. Die Beauftragten hatten sich der unglaublichsten Betrügereien schuldig gemacht und die Zahl der Billets um ein Bedeutendes vergrößert. Zu der Gasrechnung von 2000 Franken hatte man noch 10000 Franken hinzugefügt, angeblich, um das Gas in die dazu nöthigen Ballons zu füllen. Bezüglich des Restes werden wir uns auf das beschränken, was der Intransigeant unterm 3. Oktober sagt:

Wir wollen kein großes Gewicht auf die 6635 Franken des pariser Festes legen, das hieße vielleicht in die Privatverhältnisse der Veranstalter sich mischen, wenn diese aber einmal das Bedürfniß hatten, eine so schlecht begonnene Nacht heiter zu beschließen, so hätten sie sich doch etwas mehr beschränken können.

Was nun die allgemeine Organisation betrifft, so ist darin zweifelsohne das prunkvolle Abendessen der Herren Kommissare im Hotel Continental, sowie der Morgen-Imbiß (luncheon) im Orangerie-Pavillon mit inbegriffen, alles das natürlich zum Besten der Choleraopfer!

Unstreitig gleicht die Rechnungsablage des Comité's einem gut durcheinandergerührten Brei. (bouillabaisse).

Wie sehr richtig gestern einer unserer witzigen Collegen sagte, „da

die Veranstalter das Fest unter dem Schutz zweier Minister begonnen haben, so ist es auch angemessen, daß es unter dem Schutz des Staatsanwalts beendet werde".

Da die Herren Minister aber selbstverständlich ihren Antheil am Kuchen erhalten hatten, so wünschten sie nicht, daß die Sache vom Staatsanwalt klargestellt würde.

Der Untersuchungsrichter beschränkte sich darauf, diejenigen etwas zu beunruhigen, welche sich zu laut über die niedlichen Verse beklagten, welche Gaston Jollivet dem Chorus der Beauftragten untergelegt hatte:

Wack're Freunde, voll Erbarmen,
Ihr, zum Wohlthun stets bereit,
Spendet willig uns'ren Armen
Gaben der Barmherzigkeit!
Aber auch der Sammler Kassen
Sind geleert seit langer Zeit,
Wen soll man sie füllen lassen,
Thät's nicht die Barmherzigkeit!

Viele Opfer muß ja tragen
Eine Wohlthats-Commission,
Quält zu Fuß sich und zu Wagen,
Tagt frühmorgens festlich schon.
Sich das Festkleid zu besorgen,
Ist's fürwahr die höchste Zeit!
So lebt sie von heut auf morgen
Nur von der Barmherzigkeit!

Die Zeitschrift Temps, ein ernstes Journal, was sich nicht mit kleinen Versen abgiebt, sprach sich darüber in trockner Phrase aus:

Die Rechnungsablage über das Tuilerienfest ist beendet. Herr Gauthier von Noyelles, General-Kontrolleur bei der Polizei-Präfektur, hat dem Herrn Polizei-Präfekten Camescasse gestern darüber speziellen Bericht erstattet.

Dieser Bericht bestätigt, daß die Amtsführung des Comité's viel zu wünschen übrig lasse, daß jedoch die Verschleuderungen, welche sich einzelne Mitglieder des Comité's haben zu Schulden kommen lassen, ihrem Wesen nach nicht als strafbar bezeichnet werden können. Es kann daher keine weitere Verfolgung stattfinden und ist deshalb die Untersuchung für beendet zu erklären.[1])

---

[1]) Will man sich ein Bild davon machen, was die Herren Gauthier de Noyelles und Camescasse unter „Verschleuderungen" verstehen, „so möge man von einigen dieser Ausgaben nur die eines dieser Luftschiffer sich näher

Zwei der Festverwalter, die Herren Jeannin und Bonnet, die wohl weniger schuldig als unschlüssig gewesen sind, verlangten umsonst die Veröffentlichung der Rechnungsablagen, damit der Antheil jedes Einzelnen festgestellt werde, aber Herr Gauthier de Noyelles widersetzte sich dem aufs Entschiedenste.

Die neue Richtung unserer Staatsanwaltschaft stimmt ganz mit der Theorie der Herren Camescasse und Gauthier de Noyelles, in Betreff der Handhabung solcher Wohlthaten, so daß der Bürger Daumas, Stadtrath zu Marseille ungehindert mit 17 250 Franken, welche ihm die Choleraopfer eingebracht hatten, die Grenze überschreiten konnte[1]). Dies geschah, trotzdem es dem Municipalrath doch keineswegs an Material gebricht, um auch an Ort und Stelle gut summiren zu können. Die Verwaltungskosten des Maire Brochier führen als Verbrauch des Jahres 1883 auf: 125 000 Franken für Briefkouverts und 75 000 Franken für Federn, Federhalter und Bleistifte.

Es ist ein Glück, daß solch an den Armen begangener Diebstahl das erstemal hier in der französischen Gesellschaft sichtbar ward; auch scheint es mir nicht unangemessen, die

---

betrachten. Er miethet einen Wagen auf einen Monat, frühstückt und speist zu Mittag auf Kosten der Choleraopfer, läßt sich 1500 Franken zur Deckung früherer Festschulden erstatten, berechnet für seine lustigen Fahrten enorme Reparaturkosten, nimmt 3000 Franken für Abnutzung oder Benutzung der Ballons, vertheilt verschwenderische Trinkgelder an sein Personal, besorgt für sich und seine Gehülfen ganz neue Anzüge, ißt sehr delikat in Meulan zu Abend und wohnt dort; alles auf Kosten der Choleraopfer.

[1]) Im Februar 1885 ward Daumas in Contumaz hierfür zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt.

So wie jener Märchenprinzessin einst, sobald sie sprechen wollte, eine Kröte aus dem Munde sprang, vermag unsere Republik sich nirgends wo hineinzumischen, ohne daß dabei irgend eine Gaunerei ans Licht kommt. Man beabsichtigt eine Kinderausstellung und hinterlegt für jede Mutter 40 Franken! Die Ausstellung wird verboten und man weigert sich das Geld zurückzugeben, was sich inzwischen die Veranstalter getheilt haben. Dabei beachte man, daß solch ein Betrug einen fast amtlichen Anstrich hat, da die Bureaus sich im städtischen Pavillon in den Champs Élysées befanden. So deckte gewissermaaßen der Pavillon unserer Stadträthe in diesem Fall einen recht garstigen Handel zu.

Wohlthätigkeitsbestrebungen der republikanischen und freimaurerischen Laien mit jenen wunderbaren Werken der Barmherzigkeit zu vergleichen, welche unsere religiösen Brüder und Schwestern sozusagen aus Nichts, oder doch mittelst sehr unscheinbarer Hülfsquellen ermöglichen; dieser Betrag würde durch ein paar philantropische Abendessen verbraucht sein worden. So unterhalten jene Brüder und Schwestern Greise monatelang, erziehen Kinder und sorgen für Gebrechliche. Die republikanische Philantropie dagegen bezweckt oder ermöglicht die Verschwendung, wenn sie nicht zur Gaunerei wird, und ist ein Zeugniß für eine Zeit, in welcher die übertriebensten Ausgaben nicht einmal einen Nutzen abwerfen. Mit dem Gelde allein vermag man nachhaltig weder dem Elend zu steuern, noch große Unternehmungen durchzuführen, oder ein Heer zu reorganisiren; ist nicht Rechtschaffenheit und Hingabe an der Sache mitthätig, so ist die Anstrengung fruchtlos; aber unglücklicher Weise begreifen unsere Republikaner nicht einmal den Sinn dieser Worte.

Sobald sich nun erst die Juden einer Sache bemächtigen — und sie besitzen eine förmliche Wuth, sich in alles zu mischen — so werden die ehrlichsten Absichten sofort durch die Geldfrage verunreinigt. Man erinnere sich der ersten Bestrebungen des Central-Vereins für Anwendung der Künste in der Industrie. In jenem Comité waren die allgemein hochgeachtetsten Namen vertreten. Vornehme Herren, große Fabrikbesitzer und hervorragende Kräfte aus dem Arbeiterstande hatten sich für ein Werk von allgemeinem Nutzen zusammengethan. [1])

Es ließ indeß den Juden keine Ruhe, bis sie sich auch hier eingemischt hatten. Heut stehen sie als Herren an der Spitze. Ephrussi, Gaston, Dreyfuß und Cohen im Comité obenan. Der Deutsche Wolff beurtheilt als Mitglied der Jury unsere französischen Industriellen. Selbstverständlich ist seit die Juden hinzugetreten sind, aus der Genossenschaft eine

---

[1]) Die mit großem Verständniß unternommenen und mit größter Sorgfalt ausgeführten Ausstellungen entschieden fast allein die Existenzfrage des Vereins. Aber die erste Ausstellung die Proust leitete ergab ein Deficit von 80000 Franken.

Bank geworden und man sucht vor allem das Geschäft zu machen.

Früher, unterm Kaiserreich, traten die Republikaner gleich auf die Tribüne wenn es sich darum handelte, eine bescheidene Lotterie von 100 000 Franken zu bewilligen, unter dem Vorgeben, daß es unrecht sei, die Arbeiter auf einen zweifelhaften Gewinn zu vertrösten, und ihnen die Lust und die Freude an der ehrlichen Arbeit zu nehmen. Jetzt ist es gerade umgekehrt und man hat eine Lotterie von 14 Millionen bewilligt, an der man vorher so viel Anstoß genommen hatte.

Goncourt hat uns jene Spielhauspächter im Palais Royal geschildert, wie sie durch den Garten daselbst streiften, „umgeben von jenen Anwerbern, Auflauerern, Seelenverkäufern, Kartenvertheilern und einer Leibwache der von Bankiers geworbenen Zuhälter mit ihren Bulldoggen".

Ein früherer Minister der schönen Künste hat uns ein ähnliches Schauspiel vorgeführt, wir erlebten es, wie er ganz Paris und die Provinzen mit seinen schamlosen, marktschreierischen Reklamen überschwemmte und durch massenhafte gemeine Aufrufe den armen Arbeiter durch allerorts ihm aufgenöthigten Loose zwang, auf seinen Wochenlohn den Franken vorweg zu geben, der genügt hätte, die Seinigen einen Tag lang zu ernähren. [1])

Und von diesem mühsam dem verhungernden Volke abgerungenen Gelde nimmt der Jude den Löwenantheil. Noch hatte man keinen Sou gewonnen, als schon davon die Rede war, dem Juden Spitzer für seine Raritätensammlung sechs Millionen zu geben.

---

[1]) Nichts ist bezeichnender als das Verhalten der Journale unter diesen Verhältnissen. Im ersten Augenblick brandmarkten sie, einem Zug der Ehrenhaftigkeit folgend, diese Lotterie. Einige Zeit darauf machte das Geld seinen Einfluß geltend. In dieser Beziehung ist der plötzliche Umschwung, welcher der Zeitschrift Voltaire durch den Sohn Méniers aufgenöthigt ward, höchst bedeutsam. Dieses Journal begann damit gegen den Mißbrauch sich aufzulehnen, der mit diesen Lotterien getrieben würde, da die Bureaukosten fast stets den größten Theil der Gewinne verschlängen und zwei Monate später erklärt dasselbe Journal, daß es mit allen seinen Kräften für den Erfolg des Proust'schen Unternehmens einträte und dafür wirken wolle.

Sie werden der Meinung sein, Spitzer sei ein Kaufmann. Glauben Sie das ja nicht. Spitzer ist wie alle Juden ein Wohlthäter der Menschheit. Der anständige Bürger, welcher etwas von Stoffen versteht, kauft eine Quantität, und verkauft sie einem Freunde mit einem sehr geringen Vortheil, um ihm gefällig zu sein. Spitzer kauft einige alte Mobilien und zerbrochene Töpfe und bietet sie uns für 6 Millionen an, nur weil er Frankreich liebt.

Erlauben Sie sich hier nicht zu scherzen! Hören Sie lieber zu, wie sich der Jude Eugen Müntz, Bibliothekar an der Schule der Künste von seinem Gevatter Spitzer in einem an die Zeitschrift l'Art gerichteten Briefe ausläßt: Wenn es Proust wirklich gelungen ist, für 6 Millionen eine solche Sammlung zu erwerben, so kann ich ihm nicht genug dafür danken, wie man gleichermaaßen auch den Verkäufer nicht hoch genug ehren kann, der seine Uneigennützigkeit in einem so ungewöhnlichen Maaße bethätigt hat."

Ich bedauere hierbei einzig und allein, daß Müntz nicht genauer gesagt hat, was er darunter versteht: „Jemand nicht hoch genug ehren zu können." Wünscht er vielleicht, daß man Spitzer, auf einem Schimmel reitend, wie einen modernen Mardocheer durch die Straßen von Paris führe? Oder genügt das noch nicht für „eine Uneigennützigkeit von so ungewöhnlichem Maaße?" Wünscht er vielleicht, daß man diesem herrlichen Remonenq, diesem edelmüthigen Vater Lemans vor versammeltem Heere und unter dem feierlichen Wehen langsam sich vor ihm senkender Fahnen den Degen eines Connetable von Frankreich überreiche?

Ich will nicht auf die unerhörten Vorgänge zurückkommen, zu denen diese Lotterie Anlaß gegeben hat. Immer neue Lügengewebe, betrügerische Ziffern, Kniffe verdächtiger Art, von denen ein Viertel genügt hätte, um die ganze Polizeimacht zur Verfolgung der Spuren dieser Glücksritter auf die Beine zu bringen.[1])

---

[1]) Man lese hierüber die Nouvelle Presse vom 8., 9. u. 11. August 1884 und folgende Tage nach, wo Vachon einen förmlichen Anklageakt begründet; ferner das Petit Journal, den Matin du XIX siècle, aber

Nachdem Proust am 15. Juni öffentlich angezeigt hatte, daß sämmtliche Billets verkauft worden sind, mußte er hinterher zugeben, daß er gelogen hatte, weil eine größere Anzahl derselben sich faktisch noch in seinen Händen befand. Nichtsdestoweniger ging die Ziehung ohne diese vor sich. Das große Loos, sowie einige minder bedeutende Gewinne fielen auf diese zurückbehaltenen Nummern und die Betreffenden mußten einräumen, daß sie damit 770 000 Franken gewonnen hatten. Erst auf die einstimmigen Einsprüche der Presse und der öffentlichen Meinung wurde zu einer neuen Ziehung geschritten.

Es steht ohne Widerspruch fest, daß jene vom Staate genehmigte Lotterie von 14 Millionen, von welcher 12 Millionen Billets verkauft wurden, ein Schlußergebniß von nur 5 800 000 Franken gehabt hat. Das hat Proust am 5. Februar 1885 vor dem Comité zugestehen müssen.

Wo blieben nun die fehlenden Millionen? Sollten die allgemeinen Kosten sich so hoch belaufen? Gesetzt den Fall, man nähme an, daß dieser unerhörte Kostenbetrag so hoch sei, so gäbe es ja ein einfaches Mittel dies festzustellen, um die Anschuldigungen gegen den Urheber dieser Lotterie zu entkräften, dadurch, daß man ihn, den die ganze Verantwortlichkeit für die Leitung derselben trifft, zu einer Veröffentlichung der Kostenrechnung veranlaßte.

Wie kommt es nun, daß die Mitglieder des Comités wie Bouilhet, die eine geachtete Stellung einnehmen, deren Namen auf den Lotterie-Loosen stehen, sich nicht dadurch verletzt fühlen und selber eine Veröffentlichung der entstandenen Kosten beantragen?

Doch dergleichen verhindert die Mitglieder der Linken nicht zu erklären, daß die Lotterie zum Besten der dekorativen Künste ein nationales Werk sei. Dann sind also auch Spitzer und Proust echt vaterländische Typen; wie aber steht

---

namentlich den Courier de l'Art vom 6. und 27. März 1885, welche so überzeugende Beiträge und Anschuldigungen von solcher Schwere gegen Proust bringen, daß man nicht begreift, daß dies den Staatsanwalt nicht zu Schritten gegen P. veranlaßt hat.

es dann mit Hecht, dem Vermittler der Courbet'schen Ankäufe?

Man wollte fürs Louvre einen oder zwei Courbets erwerben. Der Gedanke war nicht schlechter wie mancher andere, der einzuschlagende Weg aber doch sehr einfach. Man mußte zuvörderst, wenn man kein Geld hatte, bei der Kammer um Bewilligung der benöthigten Geldmittel anfragen und dann bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit einen vom Louvre Beauftragten zur Erstehung eines Courbet absenden. Es ist bekannt, daß bei solchen Gelegenheiten französische Sammler selten die Direktion unserer Museen überbieten, ja selbst ausländische Liebhaber stehen zurück.

Proust zog, ohne die Kammer zu befragen, den Schleichweg vor. Er beauftragte einen seiner Freunde, den Juden Hecht, welcher den idyllischen Beinamen Frühlings-Myrtil führte, drei Courbets zu kaufen. Hätte ihm hierbei die Sparsamkeit zur Richtschnur gedient, so wäre das kein Unglück gewesen, aber leider beweisen die nachstehenden Ziffern, daß wenn er wirklich nach diesem Grundsatz verfuhr, er sich in seinen Berechnungen arg getäuscht hat.

Wie fiel denn Hechts Rechnung aus? Ich weiß nur, daß er die für Rechnung des Staats gekauften Bilder mit einem ganz unglaublichen Preise bezahlte.

Der Ledergürtel kostete	26000	Franken.
Der Verwundete	11000	„
Die Mittagsruhe bei der Heuernte .	29100	„
Der Hirschkampf	41900	„
Das Hallali des Hirsches	33000	„

Nun sind aber zu keiner Zeit Courbets Bilder zu auch nur annähernd gleichen Preisen bezahlt worden, mit einziger Ausnahme seiner „Rehböcke“, dem Meisterwerk Courbets, welches in der Auktion Lepel Cointet 35000 Franken brachte. Seine Rückkehr von der Berathung, ein herrliches Bild, ward 1881 mit 15000 Franken, die schöne Holländerin mit 8000 Franken, die ländlichen Freier mit 5700 Franken bezahlt. Bei einer Versteigerung im Jahre 1882 erzielte die Badende, ein sehr geschätztes Bild, nur mühsam 14000

Franken, der Bettler 8000 Franken, die Kämpfer 5800 Franken. Andere schwankten zwischen 3000 und 4000 Franken.

In der Auktion Monteaux wurde die Welle mit 1800 Franken bezahlt. Am 17. März 1884 erzielten auf der Auktion Dussot unter günstigen Umständen einige interessante Bilder von Courbet nachstehende Preise:

Isaura als Bacchantin . . .	2900	Franken.
Eine junge Frau	1950	"
Ansicht von Ornans	3000	"
Die Weiden	4500	"
Ein Seestück	2100	"
Die Rehböcke (im Schnee) . .	3800	"

Jenes herrliche Bild Courbets, was Jedermann bei Girardin bewundert, wurde mit 4400 Franken und im Februar 1885 eins der bedeutendsten Bilder dieses Meisters, Jäger im Schnee, von dem als Gemäldekenner bekannten Henri Rochefort mit 4510 Franken bezahlt.

Hätte dieser non plus ultra Hecht, ehe er zu so ungünstigen Bedingungen kaufte, nicht die ungefähre Meinung der Kammer einholen müssen? Wie kommt es nur, daß alles, was durch Vermittelung der Juden geschieht, immer zum Nachtheil des öffentlichen Schatzes ausfällt? Hätte man nachgedacht, so würde ein Bild wie der Hirschkampf, in Asphalt gemalt, was jetzt dem Blick nur noch eine unförmliche schwarze Masse darbietet, nicht für den Louvre erstanden worden sein.

Im ersten Augenblick sagte man, daß die von der Kammer ernannte Commission diesem schandbaren Ankauf ihre Genehmigung versagen würde und dennoch geschah dies nicht, sondern die Commission machte es, wie man es wünschte.

Seitdem sind die Sammler belehrt, und schlagen, anstatt selbst zu kaufen, so viel wie möglich los; die ganze Judenschaft scheint sich im Louvre niedergelassen zu haben.

So sehen wir Reinach als Zwischenhändler für das Museum drei angebliche Franz Hals zum Preise von 100000 Franken erstehen, die höchstens 1000 Thaler werth sind. Von diesen dreien war vielleicht das eine Bild, „das

Portrait von Berensteyn (Bernstein) ächt, aber das ist lange her, denn nachdem dies Bild längere Zeit verschwunden war, ist es, von einem Pfuscher retouchirt, wieder zum Vorschein gekommen. Das Berliner Museum, dem man diese Bilder in Harlem angeboten hatte, sandte einen Beauftragten dorthin, der beim Anblick derselben in ein lautes Gelächter ausgebrochen sein soll, was hier noch widerhallt. In solch' kleineren friedlichen Städten ist man mit wenigem zufrieden gestellt; so ist das Beginenkloster von Franz Hals, was überall ausgeboten wurde und was Niemand haben wollte, der Gegenstand unerschöpflicher Scherze geworden.[1])

Hiernächst folgt eine ergötzliche Geschichte über sechs Bilder, unter denen ein Unikum von Boticelli, die man dem Louvre zu angeblich uneigennützigen Preisen anbot. Ein Jude war Besitzer dieser unschätzbaren Meisterwerke, wollte sie aber dennoch verkaufen. Welcher Glücksfall! Es war gerade um jene Zeit, als Alphons von Rothschild bei der Akademie der schönen Künste candidirte. Welch' herrliche Gelegenheit sich eines Mäcens versichern zu können! Rothschild giebt ein paar Bankbillets von 1000 Franken, andere folgen, man hofft wenigstens 150000 Franken zusammenzubringen, man druckt eine Million Reklamen, ob solch' fürstlichen, ja königlichen Geschenks, oder eines Frankreich dargebotenen glänzenden Almosens und Turquet, immer der Erste bei solchen Gelegenheiten, bricht über die Güte des Barons in Thränen aus.

Kurz um, man schaffte die Bilder ins Louvre und fragte, (was bisher in gleichen Fällen geschah) die Kunstverständigen um ihr Urtheil, worauf diese die Zeichen ihres Mißfallens nicht verbargen. Die Jungfrau am Brunnen von Boticelli ist ein Bild ganz zweifelhaften Ursprungs; die angeblichen Crivellis und van der Goës ergaben sich als zwei von einem unfähigen Schüler Trouilleberts gefertigte Stücke und so wurden diese vorgeblichen Wunderwerke einfach für

---

[1]) Man lese hierüber den Courrier d'Art vom 27. Februar 1885 welcher dies erörtert und holländische Briefe abdruckt, aus welchen hervorgeht, daß diese Bilder ohne jeden Werth sind. Es kommen darin Einzelheiten von großer Ergötzlichkeit vor.

unwürdig einer öffentlichen Gallerie erklärt. Hat der Baron Alphons von Rothschild ernsthaft den Baron Boticelli für ächt gehalten, so ist er wahrlich ein elender Rekrut für die Akademie!

Seit Turquet und Proust geht es bei allem, was den Louvre betrifft, weder glatt noch reell zu. In Elsaß kann schon kein Bauer mehr eine Kuh verkaufen, bevor er nicht den Rath der benachbarten Juden eingeholt hat. Bei einem Budget von drei Milliarden kann der Staat nicht einmal auf das Gutachten sachverständiger Männer hin irgend ein Meisterwerk kaufen, sondern es muß zuvor sich ein Jude hineinmischen, um dabei zu handeln, zu tauschen oder zu betrügen.

Haben die Juden erst erreicht, wonach sie lange streben, daß einer der Ihrigen, den Jedermann kennt, an der Spitze des Louvre steht, der schon sicher dort sein würde, wenn Proust Minister der schönen Künste wäre, so würde sich innerhalb zwei Jahren ein großer Umzug im Museum vollziehen und an Stelle der Originale würde man Copien hinhängen. Alles würde dann ins hellste Licht gestellt und die ganze Presse, die katholischen Blätter in erster Reihe, würden erklären, daß dieser Direktor der größte unter allen früheren, gegenwärtigen und zukünftigen Direktoren sei.

Für die Juden sind solche Angelegenheiten wie jene Lotterie ein Geschäft, ja sogar ein brillantes Geschäft, da, wie Haëntjens mittheilt, das Loos, was man mit einem Franken verkauft, drei Sous werth ist.

Die Lotterie ist gleichzeitig ein vortreffliches Mittel Propaganda zu machen.

Die Procedur jenes Wahlkandidaten ist ja bekannt, der hinten am Cabriolet seines Mitbewerbers ein großes Plakat befestigt hatte, worauf er sich selber empfahl, so daß sein Concurrent unwissentlich sein Geschäftsreisender für die Wahl wurde. Ungefähr ebenso erging es den ehrlichen Christenseelen, welche die Gesellschaft der ornamentalen Künste gegründet hatten. Durch die Mitschuld der Regierung war es möglich, daß sich in Alles, was man vaterländisch nannte, der Schacher einmischen durfte, so ward diese Lotterie zu einer

Leibrentengesellschaft. Den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen zum Hohn wurden die Loose in verschwindend kleine Stückchen zertheilt,[1]) und so konnte man denn die nachstehende Anzeige in allen Zeitungen finden:

Außerordentliche Prämie!

Bis zu einem möglichen **Gewinn** von 300 000 Franken
außerdem noch mit dem Vortheile die
tiefe Verderbtheit der Priester kennen zu lernen.

Am **15. Januar** beginnt die erste **Ziehung** der **Lotterie der dekorativen Künste.**

Es wird hierbei ein Loos von **100000** Franken, eins von **25000** Franken und 60 andere gezogen, die gemünztes Silber gewinnen. Jedes Billet, was in dieser Ziehung gewinnt, ist an der folgenden allgemeinen Ziehung betheiligt, die **500000** Loose mit Gewinnen im Gesammtbetrage von **einer halben Million** enthält, nämlich ein Loos zu **200000** Franken, drei zu **100000** Franken, vier Loose zu **50000** Franken, 25000 zu **500** Franken, also kann ein Billet **600000** Franken gewinnen.

Die **antiklerikale Buchhandlung** bietet hierzu Folgendes an:

Jeder, welcher bei ihr in den nächsten Tagen ein Exemplar von den **Livres secrets des confesseurs** von Taxil kauft, erhält einen halben Gewinn-Antheil an 2 Billets der genannten Lotterie, also eine **Gratis-Prämie** von dem doppelten Werth zweier Billets. Im Fall eine der Nummern gezogen wird, theilt die Buchhandlung den Gewinn mit dem Käufer, ebenso wenn beide gezogen werden. Ein Billet kann **600000** Franken gewinnen, also hat der Käufer bei der antiklerikalen Buchhandlung einen Gewinn-Antheil von **300000** Franken zu hoffen.

Ein de Chaulves, Sabran, Chemievières, Burbedienne, Falize, Lefebure und Paul Dolliz, welche an der Sache der dekorativen Künste mit Hingabe sich betheiligt und dieselbe durch ihre Namen wesentlich unterstützt haben, müssen so dazu beitragen, unter die Massen Bücher zu verbreiten, welche, obwohl gegen die Moral dieser Handbücher für Beichtiger nichts zu sagen ist, nicht ohne Gefahr in die Hände junger Mädchen oder Kinder gegeben werden können.

---

[1]) Durch diese kleinen, zu 5 Centimen verkauften Zettel wurden aus einem Loose zum Preise von 1 Franken, was 3 Sous wahren Werth hatte, 5 Franken gemacht.

Dadurch werden solche Männer entmuthigt noch für eine gute Sache zu wirken, die durch derlei beklagenswerthe Auswüchse entweiht wird.

Ueberdies beginnt eine große Mittellosigkeit unter den Künstlern Platz zu greifen. Die Liebe zur Kunst hat unsere jetzige Aristokratie ebenso ruinirt, wie ehemals unsere großen Herren früherer Zeit die Kunst der Liebe. Die Versteigerer von Kunstgegenständen hängen ganz von den Sachverständigen ab, und die Mehrzahl dieser sind Juden, und es ist schon dahin gekommen, daß man sich im Umkreise des Hotel Drouot über ganz fictive Preise geeinigt hat. Alle Raritätenhändler der Welt schicken ihre zweifelhafte Waare nach Paris. Die Nachbildung und Nachahmung hat eine unerhörte Ausdehnung erhalten. Viele Personen aus der guten Gesellschaft, welche eine werthvolle Gallerie zu besitzen meinen, haben unächte Schnurrpfeiferein, Copien oder unächte Bronzen, wie ich dergleichen selbst in Werkstätten habe anfertigen sehen, die ich namhaft machen könnte.

Und dabei wagt Niemand die Betrogenen zu enttäuschen. Ist es nicht ein trostloses Schauspiel zu sehen, wie der arme Arier, der aus seinem Besitz vertrieben und seiner Habe beraubt wird, mit kindischer Freude eine alte Rüstung zweifelhaften Ursprungs oder eine alte Truhe sorgfältig reinigt, die ein schlauer Jude ihn mit Gold bezahlen ließ. Wenn auf diesem Kunstgebiet einmal ein Krach ausbricht, mit anderen Worten, wenn die durch Sachverständige conventionell hochgeschrobenen Werthe auf ihren wahren Werth herabgedrückt sein werden, wird sich ergeben, daß Sammlungen, die auf 5 bis 600000 Franken geschätzt werden, kaum 10000 Franken werth sind.[1])

Wer sich vor Schaden in dieser Beziehung bewahren will, lese das Werk von P. Eudel: le Truquage. Vom Vorweltlichen bis in die neueste Zeit, bis Draz und Charles

---

[1]) Im October 1884 ward der öffentliche Verkauf einer glänzenden Gemäldesammlung eines Amerikaners angekündigt. Als die Kisten ankamen und man sie geöffnet hatte, ergab sich zum nicht geringen Erstaunen, daß sämmtliche Bilder unächt, d. h. daß die Namen aller Maler gefälscht waren.

Jacques, finden die unglaublichsten Nachbildungen statt. Man fertigt falsche Statuetten von Tanagra, falsche Figürchen von Sèvres- oder sächsischem Porzellan, falsche Medaillen, falsche Autographen und falsche Bronzen.

In obigem Buche findet man hierüber Anekdoten vorzüglicher Art und wahrhaft geniale Streiche werden dort erzählt. Eine der reizendsten ist die von einem Juden Coblentz, der berüchtigt war, in der Nachbildung von Miniaturen und von grau in grau gemalten Bildern à la Sauvage (grisailles). Eines Tages schickt er einen Dritten zu einem großen Händler und verkauft ihm ein solches selbstgefertigtes Miniaturstück. Jener kauft es sofort. Bald darauf folgt ein zweiter Versuch, Jenem ein ähnliches zu verkaufen. Diesmal merkt der Käufer, daß er beide male betrogen sei. Der Jude schützt Unkenntniß vor. „Sehen Sie", spricht er zum Kaufmann, „ich will Ihnen ächte „Sauvages" zeigen" und öffnet einen damit gefüllten Schrank. Sie sind allerdings nicht mit Monogrammen versehen, aber sie sind als ächte sofort zu erkennen." Dennoch waren es alles Nachbildungen von Coblentz, der sich ins Fäustchen lachte.

Unserer heutigen Aristokratie fehlt nach dieser Richtung die Initiative. Ehedem ermuthigten die Vornehmsten zur Gründung künstlerischer Institute, wie z. B. der Steingutfabrik von Oiron, der Manufakturen in Rouen, der Schule Clerissy, wo die Herstellung künstlerischer Erzeugnisse auf verständige und uneigennützige Weise unterstützt ward. Eine sorgfältige Beachtung und gerechte Beurtheilung ward dem Töpfer so gut wie dem Maler oder dem Bildhauer Seitens des Adels zu Theil und man gab jenen, abgesehen von der materiellen Beihülfe, nützlichen Rath. Kein Vornehmer giebt einem Maler Auftrag zu einem Bilde, welches in irgend einer Art die Schwächen oder Mißbräuche der Zeit, Verletzung des Eigenthums und dergleichen zum Gegenstand hätte, um so das Andenken an solche Vorfälle der Nachwelt zu überliefern; dagegen wirft man die Bankbillets weg für eine durch eigens erdachte Kunstgriffe zu einem alten Bilde umgestaltete Sudelei (tableau culotté) oder für einen Credenztisch, den ein armer Arbeiter in Batignolles oder Malakoff vor unsern Augen aus-

geführt hat und der Graf X... zahlte dafür dem Juden M. 50 000 Franken, während er den Arbeiter, der den Tisch anfertigte und ihm dafür 6000 Franken abgefordert hätte, zur Thür hinausgeworfen haben würde. Was sind das für Dummköpfe.[1])

Einige dieser jüdischen Raritätenhändler ist man versucht, in gewissem Sinne anzustaunen, denn wenn die Frechheit des Betruges eine gewisse Höhe erreicht, grenzt sie ans Geniale und kündigt, man möchte sagen die geistige Ueberlegenheit einer Rasse über die andere an. Der Arier, welcher ganz un-

---

[1]) Germain Bapst hat unter dem Pseudonym Josse im Moniteur universel in einem in Briefform abgefaßten Artikel hierin A. Proust in geistvoller Weise eine Lehre ertheilt. Dieser hatte als Frontispice der Revue des arts décoratifes einen Spiegel gewählt, der angeblich aus der Renaissancezeit abstammend, der Louise von Vaudemont zugeschrieben ward, aber in der That ganz modern war. Niemals ist die Unwissenheit und zugleich die Wichtigthuerei dieser Schmarotzer und Zwischenträger, so wie die Bedrückungen, welchen unsere Arbeiter durch Jene unterworfen sind, in helleres Licht gesetzt und gezeigt worden, wie durch die Juden, welche die besten Erzeugnisse der Neuzeit für alte ausgeben, unsere Arbeiter ausgebeutet werden.

„Jener Spiegel des 16. Jahrhunderts, der niemals einer Königin von Frankreich angehört hat, ist das Werk eines tüchtigen, ehrenwerthen Ciseleurs Namens Legros, der ihn nach einer Zeichnung von Reiber, die in den ersten Jahrgängen der Art pour tous veröffentlicht ward, im Jahre 1863 ausgeführt hat. — Legros versuchte vergeblich Arbeit bei Goldarbeitern und Bronceuren zu erhalten; so fertigte er diesen Spiegel in seiner freien Zeit und mußte ihn einem Juden zu dem Preise von 1690 Franken verkaufen. (Diese Summe ist genau ermittelt). Legros ist ein zu ehrenhafter Charakter, als daß es möglich wäre ihn zu beschuldigen oder zu verdächtigen, bei irgend welch' jüdischem Schacher betheiligt gewesen zu sein. Er ging mit dem erworbenen Geld nach England, fand in Birmingham im Elkington'schen Hause Arbeit und kehrte von dort, wo so mancher französische Künstler beschäftigt worden ist, vor 3 Jahren etwa nach Frankreich zurück; zu jener Zeit ward er mir durch einen anderen französischen Künstler Namens Wills bekannt."

„Legros kennt die Wanderungen die sein Spiegel gemacht hat und ist deshalb nicht anmaßender geworden; er lächelt über die Einfalt der Liebhaber, die 100000 Franken für denselben zahlten, weil er nicht seinen Namen trug, während ihm kaum 2000 gezahlt wurden, wenn er sich nannte. Legros lebt nach wie vor einfach von seiner Hände Arbeit; bevor ich Obiges veröffentlichte, habe ich ihn, der bis dahin ein edelmüthiges Schweigen beobachtete, um seine Erlaubniß hierzu ersucht."

fähig ist, auch nur den Gedanken gewisser, auf die gemeinste Uebervortheilung abzielender jüdischer Mystifikationen zu fassen, würde unfähig sein, selbst mit einem Saphira zu konkurriren. Welche Summen von Ueberredungskunst, List und diplomatischer Schmiegsamkeit vereinigten diese Menschen bei jenem Kunstschwindel (trucqueur) denen es gelang, dem Berliner Museum, eine Sammlung gefälschter moabiter Töpferwaaren für 5 oder 600000 Franken aufzudrängen.[1])

Wer nun meint, daß Saphira sich daran habe genügen lassen, der irrt, denn er kennt nicht diese Menschengattung, deren Frechheit, sich selbst übertreffend, noch durch eine unergründliche Mißachtung gegen uns genährt wird. Saphira bietet dem British Museum mit edler Dreistigkeit für eine Million Pfund Sterling ein Exemplar des fünften Buchs Mosis in moabiter Schriftzügen an, ähnlich dem auf der Stele von Mesa befindlichen, die also ein Alter von 27 oder 28 Jahrhunderten haben.[2]) Fast wäre der Streich gelungen und das Geschäft abgeschlossen worden, hätte nicht der große französische Archäologe Clermont Ganneau noch den Engländern die Augen geöffnet und die Fälschung aufgedeckt. Aus Verzweiflung hier-

[1]) Auf diesen von einem Araber Namens Selim el Qâri fabricirten Gefäßen sieht man Männerchens, wie man sie von Pfefferkuchen auf den Jahrmärkten kauft. Der dazu verwendete Thon ist ganz derselbe, den die Töpfer in Jerusalem täglich gebrauchen. „Man bemerkt noch, so berichtet Clermont-Ganneau, auf der Oberfläche einer der kleinen Scheiben aus gebranntem Thon, die sich auf verschiedenen dieser Gefäße befinden und die man für Münzen hielt, deutlich die Eindrücke der Fäden von Leinwand, auf welcher die weiche Teichmasse gelegt ward, bevor man sie in jene kleinen runden Scheiben zertheilte.“

Man vergleiche die Fraudes archéologiques en Palestine, von Clermont-Ganneau, eines der interessantesten Bücher unserer Zeit.

[2]) Der Fälscher hatte sich ganz einfach einer jener großen rituellen Rollen aus der Synagoge bedient, welche in alten vor zwei bis drei Jahrhundert gebräuchlichen hebräischen Schriftzeichen einen biblischen Text enthielten. Nachdem er die inneren Ränder davon entfernt hatte, tränkte er schmale Lederstreifen mit flüssigem Asphalt und ähnlichen Stoffen. Dann beschrieb er diese Streifen mit Hilfe des Qalam mittelst jener Rohrfedern, deren man sich noch jetzt im Orient bedient, um Stellen aus dem Deuteronom abzuschreiben; während nun die englischen Gelehrten mit geschäftiger Sorgfalt diese zu entziffern suchten, wies ihnen Clermont-Ganneau die Fälschung nach.

über entleibte sich Saphira im Jahre 1884 zu Rotterdam, und jenes famose Exemplar des Deuteronom ward in London für 100 Franken verkauft.

Die Pferderennen sind noch bei weitem verderblicher für die Betreffenden, als die Liebhaberei für jene unechten Schnurrpfeifereien. Der Buchmacher (bookmaker), oder pickpocket, wie ihn ein witziger Kopf genannt hat, ist in der Regel ein englischer Jude. Der Besitzer einer der hauptsächlichsten Pferdeställe für diese Wettrennen ist gleichfalls ein Israelit, welcher in die Honduras-Affaire verwickelt, im Mai 1856 wegen Vertrauensbruchs zu zwei Jahr Gefängniß verurtheilt ward. Jedermann kennt diese Geschichte. In einem im Juni 1875 veröffentlichten Brief des Herzogs von Decazes ist die Thatsache überzeugend bewiesen. Nichtsdestoweniger ward dieser Eindringling, weil er ein Jude ist, geduldet und die Zeitschrift le Clairon nennt ihn von Zeit zu Zeit den sympatischen Viehzüchter X. Unsere Stutzer tragen, sobald eins der Pferde gesiegt hat, die Farben dieses Gauners, so etwa, wie ihre Vorfahren in den Tournieren die Farbe eines tapferen Ritters trugen, der sich durch seinen Muth hervorgethan hatte.

Man begreift kaum welche Ränke, unehrenhafte Kniffe und Gemeinheiten bei diesen Pferde-Wettrennen vorkommen. Immer ist der Arier, der Edelmann oder der rechtlich Denkende das Opfer, und manchmal begnügt man sich nicht damit, es auszuziehen, sondern man beschimpft es noch obenein. Man besticht den Jockey und mengt den Namen des Edelmanns in irgend eine unsaubere Geschichte, durch die sein Ruf beeinträchtigt oder wie man sagt diskreditirt wird.

Alle Zeitungen ohne Ausnahme bezeichnen gewisse Rennbahnen als Reit-, Spiel- und Spitzbubenhöllen, als wahre Räuberhöhlen. (forêts de Bondy).

Man wird hier bestohlen, beraubt und wie im Walde überfallen und niedergemacht, jedoch schlimmer als dort, wo Reisende des Nachts mit der Pistole oder dem Dolch in der Faust angefallen werden, da diese Auflaurer am Tage bei hellem Sonnenschein mit den Billets (tickets) in der Hand operiren. Nirgend anders wird der Diebstahl in so gemeiner Weise betrieben. Jedermann kennt dies und es ist unglaublich, daß diese nichtswürdigen Landstreicher, in denen sich jenes Banditenthum

wiederspiegelt, welches in den verrufensten Vierteln von London sich breit macht — wie es scheint, von der Polizei geduldet, von den Gensd'armen begünstigt und von der Stadtbehörde geschützt wird. Man fragt sich, wie es möglich ist, daß noch kein Gesetz und keine Gewalt mit diesen Freistätten für zugestutzte Pferde, tragfähige Jockeys und kartengeübten Buchmacher aufgeräumt hat, wo man den Wettenden die Börsen leert, anstatt diese Felder und Rasenplätze ihrer natürlichen Bestimmung zu überweisen, Klee oder Kartoffeln darauf zu bauen.

Hier ereignen sich unglaubliche Dinge. Das zum Siege auserkorene Pferd bleibt zurück; dann hört man von den Tribünen herab wie die Jockeys dem betreffenden Kameraden zurufen: „Beeile Dich!" indem sie selbst ihre Pferde zurückhalten.

Eines Tages fehlte nicht viel, daß der Jockey Andrews von seinen Konkurrenten niedergemacht worden wäre. Ein anderesmal, wo die Menge gegen einen zu augenscheinlichen Betrug protestirte, der sich beim Wettlauf zwischen der Blonde II und der Georgina ereignete, bemächtigten sich die Jockeys der betreffenden Personen, schleiften sie in ihren Umkleideraum und peitschten sie mit Gewalt fast halb todt.[1])

Ist es nicht wahrhaft traurig, zu sehen, daß der Träger des Namens de Castries, jenes Siegers bei Klosterkamp, dem scheußlichen Schauspiel zusieht, wie ein einzelner Franzose von 10 englischen Pferdeknechten mit der Reitpeitsche durchgeprügelt wird?

Dahin führt der Müßiggang, das Leben auf den Rennplätzen und der Geschmack für die dort heimischen niedrigen Zersteuungen.

Bei allen diesen Pferde-Preisbewerbungen gewinnt stets Israel.

Dieser dicke Jude Camondo, welcher einem abyssinischen Eunuchen-Häuptling gleicht, und der jenen morgenländischen Turcarat in Schatten gestellt hätte, dessen listige, erdfarbene Gestalt uns Carolus-Duran in seinen populären Refrains vorführt, siegt in seiner blauschwarzen, mit vier rothbraunen Pferden bespannten Postkutsche. Die konservativen Journale schildern uns seine Pferdeställe und wir erfahren durch die-

---

1) Pferderennen im Boulogner Gehölz am 5. October 1884.

selben, daß dessen Vorreiter, Arthur Boodrook, „ein Gehalt wie ein Gesandter" bezieht. Außer vier kupfernen Kronen führt er blaue, roth eingefaßte Decken, in deren Ecken Wappen eingestickt sind, mit der Inschrift: „Charitas et fides."

Hier ist Hirsch nicht zu vergessen. Er erhielt einen ersten Preis mit dem Doppelgepann Sanshine und Caesar; während Rob Roy und Bonmary Reugeld zahlten. Camondo hat 24 Pferde auf seinem Stall, davon 16 Wagen- und 8 Reitpferde. Hirsch hat deren 23, darunter einen Araber, Geschenk Se. Majestät des Kaisers von Oesterreich an diesen Freund des armen Grafen von Wimpffen. Wenn auch der Besitzer keineswegs tadellos ist, so ist es jedenfalls sein Pferdestall. Das Sattelzeug ist von merkwürdiger Schönheit. „Es ist dieser Stall ein mächtiger Raum, mit hoher Decke und einem Marmorkamin, der ein Meisterwerk genannt werden darf. Alles blitzt, wirft Reflexe und gewährt durch seine durchdachte Anordnung einen imposanten Anblick".

Jedes Gefühl für Anstand ist in den höheren Gesellschaftsklassen schon derartig abhanden gekommen, daß es Niemandem mehr einfällt, diesen durch die türkischen Bons erworbenen Reichthum, der viele Franzosen zu Grunde gerichtet hat, zu verachten. Diejenigen, die gegen diesen deutschen Juden am unterwürfigsten sind, würden einen armen Teufel, der aus ihren Waldungen ein Bündel Holz stahl, ins Gefängniß werfen lassen. Die Anderen würden vielleicht den Holzdieb nicht verfolgen, sind aber so schlaff und schwach, daß sie es gar nicht mehr in Verwunderung setzt, wenn ein auf so unehrenhafte Weise erworbenes Vermögen sich vor ihnen brüstet.

Der Leidenschaft für das Wettrennen folgt diejenige für die Klubs und die Regierung unterstützt soviel als thunlich diese Entsittlichung durch das Spiel. Ueberall findet man dieselbe republikanische Scheinheiligkeit, die Vorliebe für alles Aufrührerische, für alles, was den Erwerb solch unehrenhaften Gewinnes ermöglicht, den die Mitglieder der Linken heimlich zu theilen vermögen.

Paris ist seit der Republik ein ungeheures Spielhaus

geworden.[1]) Die Beiträge, oder wie man sie in jenen Klubs nennt: die Dame Josephine bilden einen den Spielern abgenommenen Löwenantheil. Ein Schriftsteller, der sich besonders hiermit eingehend beschäftigte, schätzt die Summe der von den Direktoren innerhalb 5 Jahren in den verschiedenen Klubs erhobenen Abgaben auf 60 Millionen.

In diesem Augenblick, schreibt er,[2]) giebt es über 100 solcher Häuser, in denen dem Spiel gehuldigt wird. Unter diesen sind mindestens 25, die unter ganz besonders ergiebigen Bedingungen arbeiten. Man schätzt nach einer angestellten Berechnung die in diesen 25 Klubs in den letzten fünf Jahren erhobenen Beiträge (cagnottes), auf die (wir wagen nicht zu sagen respektable) Summe von **60 bis 70 Mil-**

---

[1]) Im October 1884 gab sich eine so lebhafte Entrüstung kund, es wurden so zahlreiche Klagen laut, daß man sich entschloß, den Klub der freien Künste, welchen Devriès gegründet hatte, so wie einige dem ähnliche zu schließen, bald wurden sie aber unter anderen Namen wieder geöffnet. In einem Jahre belief sich der im Klub der liberalen Künste durch die Beiträge der Spieler (la cagnotte) erzielte Gewinn auf 1400000 Franken, was, wenn man ihn zu 10% der Bankeinsätze annimmt, eine Gesammthöhe von 14 Millionen ergiebt.

Selbstverständlich wurde der Klub der Freimaurer nicht angetastet. Ferner ließ man unter Anderen bestehen: den Central-Klub, den Hunting Klub, den Klub der vereinigten Künste, den Fechter-Klub, den Klub der Presse, den künstlerischen Seineklub, den Klub Washington und den französischen Klub.

Der tägliche Reinertrag der 9 Klubs ist 69800 Franken.

Der Fechterklub, den Camescasse nicht anrührte, wird stark von republikanischen Staatsmännern gestützt, die dort frühstücken und zu Mittag speisen. Der Präsident Namens Stephan Junka, irre ich nicht jüdischen Ursprungs, ist als Litterat dekorirt worden, was sowohl für die Schriftsteller als auch für die Militärs, die ihr Kreuz auf den Schlachtfeldern erwarben, nicht sehr schmeichelhaft war.

Laisant erzählt in seinem Blatte la République radicale, daß, als im Dezember 1884 ein Jude Namens Goldschmidt seinen Revolver auf zwei andere Spieler richtete, diese sofort dasselbe ihm gegenüber thaten. Das sind Zustände wie die der Haciendas in Mexiko oder in den Spielhöllen zu San-Francisko.

Fast täglich ereignen sich in diesem von der Polizei besonders geschütztem Klub unsagbare Dinge. Am Schlusse einer Sitzung des Verwaltungsrathes sagte ein Kellner zu einem der Anwesenden, der sich soeben an die Waschtoilette gestellt hatte:

Was ist denn das? noch nie ist soviel Seife gestohlen worden wie heute!

[2]) Figaro vom Februar 1884.

lionen, d. h. also, daß von den unglückseeligen Spielern, ohne die gewöhnlichen Verluste und die Diebstähle zu rechnen, denen sie ausgesetzt sind, ehe sie noch die Aussicht auf nur einen Centimen Gewinn haben, eine Abgabe von 60 Millionen erhoben wird.

Ist das nicht wahrhaft erschreckend? Und doch ist dies noch nicht alles, denn noch andere Lasten, denen der Spieler sich nicht entziehen kann, die alle zu seinem Ruin beitragen, werden ihm auferlegt. Wir meinen z. B. die Geschenke, welche der Bankhalter den Croupiers macht, sowie die Vortheile, welche der Vorschußkasse zu Gute kommen. Wir wollen beide kurz erläutern.

Legt der Bankhalter die Bank auf, so ist es Sitte, daß er, sobald er gewonnen, für den Croupier, der abgehoben hat, eine kleine Summe auf dem Tisch liegen läßt, dieses Trinkgeld ist nicht genau begrenzt; je nach der Größe des Gewinnes oder der Freigebigkeit des Bankhalters schwankt es zwischen 200 und 1500 Franken.

Was nun die Leih- und Vorschußkasse betrifft, so steht fest, daß der geleistete Vorschuß in doppelter Höhe zurückgezahlt werden muß, daß also ein dargeliehenes 1000-Frankenbillet 2000 Franken wieder einträgt.

Obgleich diese Ziffern gewiß hoch genannt werden dürfen, entsprechen sie doch lange nicht der Wirklichkeit, wie es uns der Matin in einem ausführlichen Bericht über jene Klubs mittheilt. [1])

In den größeren Spielhäusern bringen die Beiträge bestimmungsgemäß durchschnittlich täglich 6000 Franken ein, (wobei die den Croupiers zugewendeten Summen ausgeschlossen sind); in den kleineren Spielhäusern etwa 1000 Franken. Nehmen wir also den Durchschnittssatz von 2000 Franken pro Tag, so ergiebt dies für jedes Haus jährlich 730 000 Franken oder in fünf Jahren 3,650 000 Franken.

Nun ist aber in fünf Jahren die Zahl der Spielhäuser in Paris auf mindestens 24 gestiegen, wir gelangen hiernach zu der bedeutenden Beitragsziffer von 87,600 000 Franken.

Diesen Summen füge man nun noch jene für die Geldverleiher und für die Croupiers hinzu, sie erreichen im Durchschnitt jährlich für jeden derselben 100 000 Franken; nimmt man nun an, daß jedes Spielhaus etwa fünf solch ehrenwerther Personen besitzt, so macht das für jedes Haus jährlich 500 000 Franken, demnach für 34 Häuser auf fünf Jahre etwa noch 60 Millionen.

Dazu kommen schließlich noch etwa 100 000 Franken jährlich für kleinere Vergünstigungen an den Bankverwalter und seine Helfershelfer, macht für alle Häuser jährlich 2,400 000 oder für 5 Jahre 12 Millionen Franken.

---

[1]) Matin vom 21. October 1884.

Dies ergiebt als Resultat:

An Beiträgen	87,600 000	Franken
„ Geldverleiher und Croupiers . . .	60,000 000	„
„ die Verwalter und deren Personal .	12,600 000	„
In Summa	159,600 000	Franken.

Einhundertneunundfünfzig Millionen sechshunderttausend Franken verschlingen diese Blutsauger also seit fünf Jahren in Paris allein.

Wir müssen ausdrücklich hinzufügen, daß wir nicht im mindesten übertreiben, im Gegentheil höchst wahrscheinlich noch weit hinter der Wahrheit zurückbleiben.

Auf diese Summen muß man zweifelsohne die sehr bedeutenden Erhebungen in Anschlag bringen, welche an Polizeibeamte aller Grade, vom Präfekten bis zum untersten Beamten hinab aus diesen Spielhöllen abgeführt werden, ferner die Bestechungen an Minister und opportunistische Abgeordnete[1]). Endlich darf das nicht vergessen werden, was, ohne irgend Jemandem zu gute zu kommen, verschleudert wird und den erneuten Beweis liefert, wie unfruchtbar solches Geld arbeitet, das nicht einmal unsern traurigen Pariser Zuständen die Illusion von Leben und Bewegung einzuhauchen vermag.

Wenn die Regierung nicht uneingestandener Weise gewissen Triebfedern folgte, müßte sie dann nicht entweder streng und fest das Gesetz, welches Hazardspiele verbietet, in Kraft treten lassen oder das Gesetz von 1837 aufheben und das öffentliche Spiel gesetzlich gestatten? Dies letztere, wie z. B. in der Form der Lotterie, hat ja einige ausnahmsweise Vorzüge, es ist leichter zu überwachen und es kann eine Gewähr für eine ehrliche Handhabung geleistet werden, was in den Klubs ganz und gar fehlt.

Weshalb ergreift die Regierung nun nicht die Initiative?

---

[1]) Die jeden Tag in Folge von Verlusten in diesen Spielhäusern stattfindenden Selbstmorde, wie jüngst jener des Herrn von Riencourt, oder der des Herrn Wlasoff u. s. w. werden noch obenein als günstige Beweggründe zur weiteren Erhöhung von Abgaben angeführt und dabei die Entrüstung des Publikums vorgeschoben.

Unter diesen zahllosen Opfern, die der Nachsicht der Polizei gegen gewisse Spielhäuser zuzuschreiben sind, muß ein Herr Raby besonders hervorgehoben werden, der die Rettungsmedaille dafür erhielt, daß er zwei Personen vom Tode entrissen, und nun selber, nachdem er im Spielklub alles verloren hatte, sich im Juli 1885 entleibte.

Warum weist sie Hülfsquellen zurück, die unserem durch unsinnige Verschleuderungen erschöpftem Budget aufhelfen könnten?

Die Gründe, welche dem entgegenstehen, führten wir schon an. Die Minister oktroyiren den Abgeordneten, welche für dergleichen keine Augen zu haben scheinen, bald die Bewilligung zur Eröffnung solcher Klubs, bald Concessionen für Lieferungen für die Armee u. s. w.

Man erinnert sich noch, daß die Begründer des Cercle de la Concorde et du Parlement, welcher in der Rue de Rivoli Nr. 242 in verschwenderischester Weise eröffnet ward und nach 15 monatlichem Bestehen Bankerott machte, nachdem 800000 Franken dabei verloren waren, zuchtpolizeilich verfolgt worden sind.

Der Abgeordnete für das Departement de l'Indre, Alfred Leconte, schon früher bekannt dadurch, daß er in betrügerischer Absicht die Erlaubniß zur Ausführung einer Eisenbahn erschlich (gratta), hatte sich behufs der Ausbeutung dieses Klubs mit einem seiner Kollegen associirt und gestand vor Gericht zu, daß er dort freie Kost und Wohnung und außerdem den halben Antheil an 600 einem Herrn Trapet zuertheilten Gründungs-Aktien erhalten habe. In der That war, wie ein Brief Andrieux's auswies, diesem Leconte die Berechtigung hierzu ertheilt worden. Bei dieser Gelegenheit verlas ein Herr Luchet Briefe von Leconte, die jedem Anstandsgefühle Hohn sprachen.

Dieser ganze Prozeß liefert von Anfang bis zu Ende merkwürdige Beläge für die gegenwärtigen sittlichen Zustände. Senatoren und Abgeordnete veranstalteten ergiebige (plantureux) Mittagsmahlzeiten in offizieller Weise auf Kosten jener unglücklichen Aktionäre.[1])

[1]) Diese unter dem Schutz der Volksvertreter stehenden Klubs sind gewissermaaßen an die Stelle der früheren sogenannten amerikanischen Steinbrüche (im Osten von Paris) getreten. Andrieux erzählt in seinen „Erinnerungen" daß der erste Mensch, den ein in diesen Klub gesandter Polizei-Kommissar dort antraf, ein auf einer Bank eingeschlafener, bereits gerichtlich bestrafter Verbrecher gewesen sei. „Dieser obdachlose Mensch hatte hier in den Spielsälen eine Zufluchtsstätte gesucht und gefunden; Der Vorsitzende sei ein Abgeordneter gewesen."

Ganz Paris hatte lange Jahre hindurch den Anblick, einen früheren Minister des Inneren, einen Vice-Präsidenten der Kammer, ein öffentliches Jedermann zugängliches Spielhaus, den Cercle artistique de la Seine, familiär Cercle Lepêre genannt, verwalten zu sehen. In allen Gasthöfen, wo reiche Fremde einzukehren pflegen, in allen feineren Kaffeehäusern auf den Boulevards wurden Aufforderungen zur Theilnahme an Mittagsmahlzeiten oder am Spiel, mit dem Namen eines Vice-Präsidenten der französischen National-Versammlung unterzeichnet, vertheilt. Nie ist es den Abgeordneten der Linken beigekommen, daß die Würde der Landesvertretung durch das Zusammenwerfen so grundverschiedener Stellungen beeinträchtigt werden müsse, sie waren gegentheils der Meinung, daß Jener, den sie ja selbst zum Vice-Präsidenten gewählt, doch einer der Ehrenhafteren unter ihnen sein müsse. Selbst unter dem Direktorium ist meines Wissens dem Aehnliches nicht vorgekommen.[1])

Und nichts desto weniger müßte man die Regierung ermuthigen, ihre Getreuen lieber durch die Erlaubniß zum Spiel

---

[1]) Der Geschäftsführer dieses Klubs war ein Jude Namens Landau, ein durch geräuschvolle Abentheuer, wie man sie bei jener Rasse gewohnt ist, berüchtigter Mensch, der, nachdem er große Geldverluste so wie sonstige Gewissensbisse gehabt, über welche die Boulevard-Blätter des Langen und Breiten berichtet haben, sich selbst entleibte. An seine Stelle traten zwei andere Juden die Gebrüder Kahen, frühere Direktoren des Cercle de Paris in der Rue Lafitte.

Ein Abgeordneter der radikalen Partei, Vertreter des Departements Seine et Oise, ein General-Advokat Namens Vergoin, trat als Präsident an Lepère's Stelle. Er verfolgte hierbei, wie er ganz harmlos gestand, den Hauptzweck, sich gute geschäftliche Beziehungen zu verschaffen. Die erste derartige geschäftliche Beziehung galt einem Edelmann, der an diesem hochgeachteten Ort ihm vertraute, daß ihm die Croupiers vorgeschlagen hätten, eine Anzahl eigens zubereiteter sogenannter **Biscuits** zu übernehmen, mittelst deren er ganz sicher die Bank sprengen würde. Hieraus schloß Vergoin, daß die hier zu erwerbenden Beziehungen doch sehr gemischter Art sein dürften und nahm seine Entlassung. Man beachte wohl, daß eine seit dem Jahre 1870 nach und nach auf dem seither betretenen Wege stattgehabte Gewöhnung es allein erklärbar macht, daß ein alter Beamter, ein Volksvertreter, den Vorsitz bei einem Spielerklub übernimmt, ohne daß dies noch Jemand anstößig findet, sondern daß dies gegentheils als etwas ganz natürliches betrachtet wird.

zu belohnen, als durch die Ueberlassung von Lieferungen; denn durch solch ministerielle Willkür auf letzterem Gebiet wird selbst die Sicherheit Frankreichs gefährdet.

Die Diskussion vom 28. Februar 1884 über die den Industriellen zu Besançon bewilligten Lieferungen hat zur Genüge dargethan, was für Dinge auf dem Gebiet dieser Zuerkennungen vorgekommen sind.

George Perin legte in der Verhandlung in einer bei einem Republikaner seltenen vaterlandstreuen und scharfsichtigen Weise zur Verwunderung der ganzen Kammer klar dar, daß, da natürlich im Kriegsfalle die Grenzfestungen zuerst belagert zu werden pflegen, es richtiger sei, die Zeughäuser mehr ins Innere des Landes zu verlegen. Wenn daher die Zuschläge den Industriellen zu Besançon ertheilt werden, so habe dies seine Ursachen und diese seien bei einem Juden, Namens Veil-Picard, jenem famosen Veil-Picard zu suchen, dem wir überall in diesem Buch begegnen, wo es sich um Börsenspekulationen, um Gaunerstücke oder um geheime Anschläge in Geldangelegenheiten handelt.

Zwar erklärte der Unterstaatssekretär im Krigsministerium, Casimir Périer, er sei hieran unschuldig und der Minister des Inneren Waldeck-Rousseau behauptete kühn, er kenne Veil-Picard gar nicht, aber George Perin überführte ihn der Unwahrheit, indem er Briefe zeigte, die er durch seinen Privatsekretär Noël an den Juden hatte schreiben lassen.

Um von Zeit zu Zeit im Journal Paris „der treffliche und hochsinnige (beau et fier) junge Mann“ genannt zu werden, opferte er ruhig die Interessen des Landes.

Anderen Tages war es aber schlimmer. Ein furchtbarer Lärm entstand in der Mairie des 7. Arrondissements, wo sich die Fabrikanten und Kaufleute versammelt hatten, die auf jene an hundert Millionen betragenden Lieferungen sich einander unterbieten wollten.

Casimir Périer hatte es aus persönlichen Gründen jedoch so einzurichten verstanden, daß jedes Gebot verhindert

ward dadurch, daß er plötzlich auf alle Angebote eine Abgabe von 3 F. 25 C. für jede 100 Franken legte.[1])

Obgleich also wie gesagt die Aergernisse in den Klubs und Spielhäusern mir von viel weniger Bedeutung zu sein scheinen als Vorgänge wie der eben berührte, so verdient doch ein Vorfall im Cercle de la rue Royale hier Erwähnung. Aus diesem Klub, dessen Atmosphäre, wie sich ein Boulevard-Journal ausdrückte, „Vornehmheit und Ruhm erfüllten", schienen sich indeß minder liebliche Düfte verbreiten zu wollen. Alle darüber umgehenden Gerüchte ließen mich, offen gestanden, kalt, und ich bin weit entfernt, deshalb wie einer meiner Collegen auszurufen: „Gäbe es auch nur einen Schuldigen dort, es wäre verwerflich; wären es aber mehrere, so müßte man an der Menschheit verzweifeln." Man würde bald inne werden, denke ich, daß der Jockey-Klub in das Gebiet von Hellas gehört, so daß man deshalb also nicht gleich an der Menschheit zu verzweifeln braucht.

Wenn unser verehrter Mitarbeiter etwas nachgedacht hätte, würde er begriffen haben, daß gegentheils das gleiche Schicksal unvermeidlich ist. Wer ein unordentliches, dem Müssiggang geweihtes Leben führt, während das Vaterland sich verblutet, verräth eine niedrige Gesinnung und verfällt, sobald ihm die äußeren Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaften fehlen, auf die bedauernswerthesten Auskunftsmittel. Wer den Gottesdienst besucht oder um das Heil des Vaterlandes besorgt ist, kommt nicht auf den Einfall mit gefälschten Karten zu spielen.

Traurig ist's, daß durch einzelne Müssiggänger die ganze Aristokratie in so schlechten Ruf gerathen konnte, so daß die Arbeiter jedes betrügerische Spiel sprichwörtlich mit dem Worte bezeichnen: „in den kleinen Klub in die rue Royale gehen."

---

[1]) Man vergleiche Figaro vom 2. März 1884. Ferner im Gaulois vom 25. Februar 1884 den unter der Ueberschrift le Pot de vin Arrazat erschienenen ausführlichen Bericht, auf welchen hin in nur sehr unzulänglicher Weise von den Kaufleuten zu Lodève die fabelhafte Geschichte von den Bollandisten, so wie die Affaire Arena-Peraldi widerlegt worden ist.

Und wie kann es anders sein, da diese Klubs durch die Sucht unserer Vornehmen, alle Juden der Welt mit offenen Armen dort aufzunehmen, sich selbst entehren.

Jener von aller Welt gekannte Mensch, der mit Zuckerplätzchen in einer Passage handelte, oder ein aus Klein-Rußland übersiedelter Schankwirth, sowie ein alter preußischer Bedienter, alle drei sind, seit sie einiges Geld an der Börse gewonnen haben, überall wohl gelitten. Findet dann irgend wo ein Aergerniß statt, so wagt Niemand sich an die Betheiligten zu halten, sie um ihre Herkunft oder um die Umstände zu befragen, durch welche sie zu Reichthum gelangten, sondern man fällt ohne weiteres über irgend einen Spieler her, wenn es nur ein Franzose ist und das finde ich schändlich.

Den Klubs und den Wettrennen fallen die Männer zum Opfer, die Frauen werden durch den Putz zu Grunde gerichtet.

Fast alle größeren Damenschneider und Schneiderinnen sind jüdischen Herkommens. Der Jude Dreyfuß ist Vorsteher ihrer Syndikatskammer. Jene Schneider und Schneiderinnen entwickeln eine wahrhaft entzückende, schöpferische Thätigkeit. Felix Leistungen sind reizend, Kahn, der Nachfolger von Frau Lafferière, ist auch nicht übel, aber Sarah Mayer, welche die beiden Roben „erfand“, in denen Fräulein Legault in dem Stück *die Könige in der Verbannung* auftrat, hat eine glückliche Phantasie; ihr verdankt, wie der Figaro sagt, Fräulein Legault ihre Erfolge in ihren jüngsten Schöpfungen, in den Stücken „die Närrischen“ und „der Vorwand“. In Staatskleidern wird indeß Frau Rodriguez von Niemand übertroffen. Sie näht sie nicht, wie Andere in früheren barbarischen Zeiten, sondern sie „verlegt“ sie, wie sich meine frühere liebenswürdige Mitarbeiterin Etincelle ausdrückte, die mir oft die überraschendsten Mittheilungen aus diesem Gebiete machte, als ich noch mit ihr bei einem eleganten Journal thätig war dum Athenae florerent.

Der Jude hat sich nicht enthalten können, hier auch seinen Senf dazu zu geben. Die Juweliere nöthigten den Leuten kleine Schweine auf und die Damen wurden mit

jenen Sätteln an der hintern Façade aufgeputzt, die sie jenem Thier nicht unähnlich machen, welches „das Schiff der Wüste“ genannt wird; noch zutreffender wäre hierfür die Bezeichnung „Polichinell“! Die Taschen werden auf dem Rücken angebracht, was der zierlichsten Frau, wenn sie ihr Taschentuch hervorholen will, das ungeschickte Ansehen eines Truthahns giebt, der hinten auskratzt. Unsere Pariserinnen sind aber für diese Ironie blind. Das Gefühl für wirkliche Eleganz, d. h. für eine solche, die Geschmack mit Maaßhalten und Geist verbindet, ist der Französin abhanden gekommen und sie hat sich den Moden der Wiener Confectionösen unterworfen.

Ich möchte wohl diese heutigen Moden so schildern können wie sie uns Goncourt aus der Zeit des Direktoriums vorgeführt hat, aber ich komme dabei in Verlegenheit, denn ich verliere mich selbst im Spiegelnden, Funkelnden und Blendenden. Da giebt es Brokat, Surah, Crêpe de Chine, Lyoner Moiré, rohe Seide, gepreßten Sammet, Plüsch und entzückenden Atlas. An Farben finden wir nußbraun, Lava, neutral, mastic, haselnuß, nymphe émue, mäuschengrau, milchambra, eisenschwarz, stahlgrau, linnengrau, punschfarbig, titianroth. Was haben Sie lieber: Unterröcke à la Buffon, Mönchskutten à la Torquemada, Leibchen à la Lamballe, oder Jäckchen à la Milady mit Silberknöpfen? Die Straßen-Toilette hat die Tendenz von 1830, die häusliche bleibt à la renaissance, die für den Gottesdienst „merveilleuse“. Für die Soirée gilt Louis XV. noble, für die gewählte Stadt-Toilete Louis XV. bourgeois, auch ist ungarisch Grün beliebt. Für kleine Diners würde ich vorschlagen: sammetnen Ueberwurf, entweder mit zwei herzförmig ausgeschnittenen oder à la quakerasse geschlossenen Schleppen.

Die Robe à la Lawrence macht Furore, aber auch das Kostüm Dubarry hat seine Anhänger. Einige ziehen das kleine Damenbrett-Kostüm à la Devonshire vor, selbstverständlich wenn es durch eine vigogne pluchease (peruanisches Sammetschaf) vervollständigt wird.

Doch ich merke schon, Sie wünschen etwas von Rosenroben zu hören — ein entzückender Traum, rufen da die Schwärme-

rinnen aus! Ein Unterrock von Atlas oder von Moiré und darüber ein Schlepprock von weißem oder lichtblauem Atlas, seitlich offen und an der Kante des Unterrocks ganz mit Rosen, gleichsam mit einem Frühlingsgebüsch, besetzt. Ebenso ist die Robe und die Schleppe von Rosen beschattet und wie die aufgeschlagenen Ränder der Robe und das mit Spitzen besetzte ausgeschnittene Leibchen mit einer Rosenguirlande eingefaßt.

Die Vorbereitungen zur Toilette erfüllen unsere christlichen Frauen selbst an Tagen, die andere Gedanken in ihnen erwecken sollten. Violet ist die Lieblingsfarbe für den grünen Donnerstag. Am Unterrock Rüschen von zerstücktem Taft unter einer Tunique von weicher Wolle mit erhabenen Falten; besetzt mit einer gleichfalls wollenen Guipire von Veilchen. Auf dem Hut Spitzen mit Fliederzweigen verziert. Am Charfreitag ist das Trauerkostüm vorgeschrieben. Augenblicklich herrscht die Robe à la „tailleur“ von schwarzer Serge, mit einer schwarzen Wollenborte besetzt vor. Keine Steine. Schwarzer Hut von sehr einfacher Façon mit großem Kreppschleier.

Für die Kopfbedeckung wird uns die Wahl durch die Fülle des Gebotenen erschwert; hier der mächtige Gainsborough mit der breiten lichtschirmartig geneigten Auréole, dort ein Ketty-Bell, der sich unter seidenweichen Falten kühn seitwärts hebt; sodann der mit schwarzem oder dunklem Sammet garnirte Sylvia-Hut; dort der mit goldfarbigen Federn geschmückte Hut à la Béarnais, hier das Mignon-Hütchen mit Federbusch à la Duchesse, endlich der Diana-de-Poitiers-Hut mit Sammetbinde und einem Perlengeflecht. Wir dürfen schließlich nicht unerwähnt lassen, den Yokohama, den Lesdiquières und den Riccobini-Hut, von grünem doublirten Sammet, mit vielfarbigen Federn, ferner den Hut à la Récamier, über dem Scheitel sitzend, mit kurz herabfallendem getheilten Schleier und den Khrumir von starkem Stroh mit Blumen und orientalischen Stoffen verziert.

Doch wozu all diesen verderblichen Flitterstaat, da es weder einen Hof noch eine dem entsprechende Gesellschaft giebt? Könnte man sich da nicht lieber in fest geschlossenem Kleide in

die frische Luft begeben, um von Zeit zu Zeit bei jenen Leuten zu speisen, deren Vorfahren in der Judengasse in Frankfurt wohnten und die dann in einem ähnlichen Aufzuge ihre Besucher empfangen würden?

Doch unsere Weltdamen begreifen das nicht. Diese Auswüchse der Civilisation sind mit der Verwilderung nahe verwandt. Wie sich die Wilde auf den Fidschi-Inseln, schwer von ihrem Muschelschmuck trennen würde, so würde die elegante Pariserin lieber auf ihre Familie, auf ihr Vaterland, ja auf Gott verzichten, als eine Toilette entbehren, die nicht von den jüdischen Modeblättern empfohlen und von deren Erfinderinnen angefertigt wäre.

Kürzlich veröffentlichte ein hiesiges Blatt das sogenannte „Budget einer anständigen Dame" unserer Zeit und dies auf eine mäßige Börse berechnete Dokument darf man als der Wahrheit entsprechend betrachten.

Jene Zeitung sagt: Es ist selbstverständlich, daß hier nur von einer solchen Frau die Rede ist, welche eine sogenannte vollständige Ausstattung (trousseau) besitzt, also außer Spitzen, Schmuck und eigentlicher Garderobe alles was dazu nöthig und vieles was dazu unnöthig ist. Dieses Budget begreift nur das, was zum Unterhalt dieses Flitter- und Puppenstaat-Capitals (capital de franfreluches et de fanfioles) nöthig ist.

Es zerlegt sich in folgende Bestandtheile:

Für die Schneiderin	12 000 Franken
„ „ Modistin	3 000 „
„ „ Wäscherin	4 000 „
„ den Schuhmacher	1 500 „
„ Handschuhe, Strümpfe, Bänder, Schleifen, Cravatten, Netze, Nippsachen und Krepp .	6 000 „
„ Spitzen für den Hausgebrauch	3 000 „
„ Parfümerien, Friseurin und Blumen . . .	4 500 „
„ Sonnen- und Regenschirme	500 „
In Summa	34 500 Franken.

Zu dieser Summe muß man

Für Wäsche	600 Franken
„ Färben seidener Strümpfe u. s. w.	300 „
„ Reinigen und Ausbessern . . .	200 „

monatlich rechnen, macht jährlich. . . . . 13 200 Franken

Also mit obigem zusammen 47 700 Franken.

Solchen Verschwendungen gegenüber möchte man mit dem großen katholischen Kanzelredner ausrufen: „Du Elende,

fühlst Du denn nicht, daß Dein unsinniger Luxus Hunderten von armen Waisen Thränen erpreßt, weil die göttliche Vorsehung sie auf das, was Du vergeudest, angewiesen hat?"

Wieviel Gutes könnten diese Frauen thun, wenn sie sich entschließen würden, jährlich nur die Hälfte dessen zu sparen, was an Unnöthigem und Ueberflüssigem vergeudet wird und das schon am nächsten Tage zerzaust und zerknittert der Kammerjungfer anheim fällt. [1]) Daran denken sie jedoch keinen Augenblick. Der Gedanke, daß sie Anderen etwas entziehen oder daß sie ein persönliches Opfer bringen sollten, kommt ihnen nicht in den Sinn; unter diesem Gesichtspunkt hat keine von ihnen auch nur die Hälfte des sittlichen Werthes einer Louise Michel. Diese arme Verirrte stand nackten Fußes auf der Treppe des Schiffes, das sie nach Neukaledonien führte, weil sie ihre Strümpfe einer alten Frau geschenkt hatte. Von dem Gelde, was ihr die Conferenzen in Belgien, wo ihr die Bänke an den Kopf geworfen worden waren, eingebracht hatte, vermachte sie ein Drittel den politischen Gefangenen, ein Drittel ihrer Mutter und behielt nur den Rest für sich.

Und wenn diesen Frauen, die man Sonntags in der Madelaine oder in St. Clotilde knieen sehen kann, unser Herr Christus mit seinen blutigen Malen selbst erschiene und sie auffordern würde, zum Besten der Armen auf die Kostüme von Watteau, auf eine Opernloge oder auf irgend welches kostbare Vergnügen zu verzichten, vielleicht nicht eine von Hunderten würde antworten: „Ich bin dazu bereit."

---

[1]) Selbst in diesen Nippsachen zeigt sich die Unfruchtbarkeit und das zerstörende Element unserer jüdischen Civilisation, welche unaufhörlich edles Gut in Lumpen umwandelt; in Papierlumpen, wenn es sich um Geldspekulationen und in Seidenlumpen, wenn es sich um die Toilette handelt. Die alte Zeit war selbst in diesen letzteren an und für sich werthlosen Dingen konservativ, sie schuf nur Dauerhaftes. Die Roben der großen Damen aus der Zeit Ludwig XIV., die silbergestickten Brautkleider der Bresterinnen haben, wenn man hier und da noch eins entdeckt, denselben reellen Werth wie früher. Die Robe einer heutigen berühmten Schneiderin wandert oft augenblicklich nach dem Gebrauch ins Leihhaus, oder wird, sobald die Dame sie ausgezogen hat, von der Dienerin genommen und existirt schon nach einem Jahre nicht mehr.

Bei keiner von ihnen auch nur ein Schimmer jener guten Regungen des Herzens, die ehedem manche andere Schwäche ausglichen. Niemals würde es einer von ihnen einfallen, auch nur eine Frage an jene jungen Mädchen zu richten, welche die für diese Damen bestimmten Kostüme für wenige Minuten anprobiren müssen, keine denkt daran, mit den kleinen, mitunter sehr interessanten Arbeiterinnen, welche die Roben, die Korsets, den Aufputz, die Aermel für sie herstellen, auch nur einige Worte zu wechseln und sie zu fragen, was sie verdienen und wie sie leben. [1])

[1]) Einzig und allein die katholischen Klubs haben sich in der Contrôle hebdomadaire mit dieser Frage beschäftigt, welche alles berührt, was sich Bemerkenswerthes auf diesem Gebiet begiebt. In der Nummer vom 8. Juli 1885 hat diese Wochenschrift einen an den Matin gerichteten Brief wiedergegeben. „Ich kenne", sagt der Verfasser dieses Briefes, „eine Schneiderin in der Rue de Rivoli, bei welcher in einem, durch ein einziges Fenster erhelltem und gelüftetem Zimmer 40 Frauen und Mädchen bei der Arbeit sitzen. Selbst die gesundesten und bestgenährten Personen würden in solcher Atmosphäre bald krank werden. Um wieviel schneller verkümmern, ja sterben an Entkräftung solche im Ganzen ziemlich dürftig ernährten jungen Mädchen, die genöthigt sind, ihr schmales Frühstück hier zur Stelle mitzubringen und ihr Mittagbrod in einer Garküche zu verzehren.

Dazu kommt noch, (was besondere Beachtung verdient), daß man diese junge Mädchen bis Abends 9, 10 Uhr, ja oft bis Mitternacht arbeiten läßt. Dann wird aus jenem Frühstück oft die Mittagsmahlzeit, bestehend aus einem Stück Brod, und erst spät Abends nach der Heimkehr können sie warm essen. Da sie nun fast stets sehr weit ab wohnen, so speisen sie oft erst um 11 Uhr Abends oder gar erst nach Mitternacht: todtmüde, schlafen und verdauen sie nicht genügend, und in wenigen Jahren, mitunter schon nach einigen Monaten ist ihre Gesundheit dahin".

Der Verfasser schließt mit den Worten:

„Wenn sich unsere socialistischen Rathgeber ein wenig mit dieser Frage beschäftigten, anstatt Straßen umzutaufen und Politik zu treiben, so wäre es vielleicht möglich, auf diesem Gebiet eine ähnliche Organisation für die wirklichen Arbeitsräume zu erzielen, wie in England".

Der Redakteur der Contrôle hätte nur noch hinzufügen sollen: „Wenn unsere großen Damen, anstatt ihre christlichen Wohltätigkeits-Ergüsse lärmend anzukündigen, um Gelegenheit zu haben, in Japanesischem Costüm öffentlich zu erscheinen, ein wahrhaft christliches Herz besäßen, so würden bald dergleichen Mißbräuche verschwinden; sie könnten sich daran genügen lassen, ein Comité zu ernennen, dessen Aufgabe es wäre dergleichen Behälter für Arbeiterinnen zu verbieten, wo meistens durch Juden, menschliche Wesen ausgebeutet werden".

Ebensowenig zeigt sich eine Spur von Mitgefühl für die armen Verkäuferinnen in großen Läden, welche bei großen Verkäufen zehn bis zwölf Stunden ununterbrochen stehen müssen, und ohne Gnade in eine Strafe verfallen, sobald sie sich nach den Mahlzeiten auch nur einen Augenblick hinsetzen. Keine Rücksicht wird selbst auf die Perioden des weiblichen Lebens genommen, wo sie, bleich und schwindelig sich oft an den Möbeln halten müssen, um nicht zu fallen. Unsern christlichen Damen liegt der Gedanke fern, der, wie Dickens uns erzählt, ein protestantisches Herz ausrufen ließ: „Wenn mir das so ginge!“ es fällt ihnen nicht ein, das zu thun, was die amerikanischen Damen eines Tages beschlossen, welche nämlich den Besitzern der großen Läden sagten: „Wir wünschen, daß unsere Schwestern, die in Ihrem Dienst stehen, auch das Recht haben, sich setzen zu dürfen.“

Die Leidenschaft für die Toilette beschränkt sich nicht mehr auf die verhältnißmäßig unschuldige und reizende Koketterie, welche die Evatochter aller Jahrhunderte bekundet, sondere es ist durchaus eine Art fixer Idee, ein sie beherrschendes Laster geworden, finster wie das des Baron Hulot. Alle die diesem Mode-Götzen dienen, sind die Opfer eines gemischten Gefühls von Hochachtung und Furcht. Sie fassen die Sache ernst auf. So erinnere ich mich der Ausstellung einer fürstlichen Ausstattung. Die Bevorzugten saßen auf einer Erhöhung auf thronartigen Armsesseln und Worth rief mit feierlichem Tone, indem er seinen Metermaßstab wie der Taschenspieler seinen Zauberstab schwang: „Vorwärts! Die Schlafröcke antreten!“

Alles geschah gemessen und in ernstester Art. Frauen von Verstand unterzogen sich 4 bis 5stündigen Sitzungen, wie zur Vorfeier eines Weltereignisses, oder Eröffnung eines neuen Theaters, um — die Wirkung der blauen, rosa oder weißen Farben der Roben, durch Lampen-, Gas- und elektrisches Licht zu prüfen.

Und dabei leitet sie nicht einmal der Wunsch, daß christliche Frauen das Geld verdienen möchten, was sie ausgeben. Hätte nicht eine Vereinigung jener Damen, die, außerhalb gewisser anrüchiger Kreise, in der feinen Welt eine geachtete

Stellung einnehmen, eine Werkstatt für junge, arbeitsame Mädchen, die des Lebens Härte in so hohem Maße erfahren müssen, einrichten können, um dort ihre einfachen Kleidungen anfertigen zu lassen? In Paris folgt man schnell dem gegebenen Beispiel, sehr bald hätte dergleichen Nachahmung gefunden und es wäre allgemeine Sitte geworden, einfachere Toiletten sich in solchen durch weibliche Vereine errichteten Ateliers anfertigen zu lassen.

Aber weit entfernt, dergleichen zu unternehmen, halten diese Weltdamen sich jenen sie bekleidenden Personen gegenüber gleichsam für besonders verpflichtet, so daß der Geburtstag einer solchen Schneiderin ein Ereigniß ist. Ihre Kunden schicken ihr Visitenkarten, Bouquets und Geschenke und ihr Haus ist den ganzen Tag belagert. Es ist dies ein so eigenartiges Bild, daß es nächstens einmal von einer geschickten pariser Feder geschildert werden wird.

Und wie alle von irgend einer Leidenschaft Erfaßten, so ertragen jene Frauen auch alles, wenn sie nur ihrer Leidenschaft zur Putzsucht fröhnen können und sind förmlich die Sklavinnen ihrer Lieferanten, vergleichbar jenen Kindern, die weinend an den Thüren stehen bleiben, wo man sie gezüchtigt hat. Man hat keine Vorstellung davon, wie diese besten Kundinnen bei der geringsten von ihnen gemachten Ausstellung behandelt werden. Worth, der durch Verschwendung vieler solcher vom Putzteufel Besessenen reich geworden ist, ließ ein Verzeichniß drucken, auf dem die berühmtesten französischen Namen theils mit einem A., theils mit einem B. bezeichnet waren. Das A. bedeutete Betrüger, das B. schlechte Schuldner, wohl durch Ueberschreitung der vorhandenen Mittel. Diese in den Händen der Arbeiterinnen befindliche Liste wurde sehr bald in die Vorzimmer der Vornehmen verschleppt und in den Redaktionsbureaus vertheilt.[1]) In jedem anderen Lande würde ein Fremder für eine solche Unverschämtheit ausgewiesen werden und keine anständige Frau würde sein

[1]) Der „Télégraphe“ vom 30. Juni 1885 hat einen Theil dieser Liste veröffentlicht.

Haus wieder betreten. Worth verlor deshalb keine seiner Kundinnen.

Was von diesen Modisten und Modistinnen gesagt ist, bezieht sich auf alle Luxusausgaben. Die bekanntesten Pferdehändler und Modisten sind aber Juden. Pater Ludowic hat sehr richtig erkannt, welch' mächtigen Hebel die Konsumenten in Händen haben. Durch eine zweckmäßige Organisation könnten die Christen in ihrem eigensten Interesse durch das aus ihren Taschen fließende Geld die Arbeit des Gleichgesinnten unterstützen, wenn sie sich nur an Solche mit Aufträgen wendeten, welche die gemeinsamen Rechte wahren, statt sie anzugreifen.

Nichts wäre leichter auszuführen und der Erfolg würde namentlich in solchen Stadttheilen, wo die Konservativen viele Menschen in ihrer Nähe beschäftigen, ein augenscheinlicher sein und bald würde sich ein Anschluß Gleichgesinnter bilden. Aber gerade die sogenannten Konservativen haben hieran am allerwenigsten gedacht, nicht etwa, weil sie in dieser Beziehung eine übertriebene liberale Anschauung besitzen, sondern aus Gleichgültigkeit und aus Mangel an Nachdenken (ignavie), sie sind selbst zu einem so leichten Entschluß nicht fähig, den ein geringes Nachdenken über die Lage der Dinge doch herbeiführen sollte.

Aber die Christen, ohne Mitgefühl für ihre Glaubensgenossen, scheinen gegentheils denen ihre besondere Gunst zuzuwenden, welche Christum in den Koth treten. Jedermann kennt den Namen jenes Industriellen, von dem Pater Ludowic in seinem Buche: Association chrétienne des honnêtes gens sur le terrain des affaires spricht. Aus christlicher Liebe in erster Linie, dann aber auch, weil er voraussah, daß sonst das ganze Faubourg St. Germain sich sofort an den Betreffenden wenden würde, hat er wohlweislich dessen Namen verschwiegen. Diesen Kapuziner kennt das heutige Paris sehr genau!

Jener Industrielle, von dem ich sprach — so berichtet Pater Ludowic — hat sich unterstanden, folgendes drucken zu lassen:

„Die katholische Kirche hat während der 8 bis 10 Jahrhunderte ihrer weltlichen Macht die größten Verbrechen, Narrheiten und Misse-

thaten, welche durch Verblendete oder Schurken zum Vortheile der Kirche begangen wurden, heilig gesprochen.

In der langen Liste dieser Heiligen bilden die ehrlichen Leute die Ausnahme.

Die geistlichen Gewalthaber und Politiker herrschen im Namen jenes falschen Gottes, jenes Götzen mit großem Barte, über die niedrigen Massen.

Ein starker Band von 536 8°-Seiten ist mit ähnlichen Lästerungen gegen Gott, gegen Jesum Christum, gegen die Jungfrau Maria und die Heiligen angefüllt. Er ist voller scheußlicher Verläumdungen gegen die Kirche, gegen die weltliche und sonstige Geistlichkeit und gegen die Christen. So z. B. sagt er, Cretin käme von chrétien, und in der That könnten auch nur Cretins Christen sein. Die gehässigsten Aufreizungen werden an die republikanische Regierung gerichtet, um sie zu Maßregeln für Verfolgung der katholischen Kirche aufzufordern.

Und dieser Industrielle hat nirgends treuere und für seine Interessen ergebenere Anhänger gefunden, als in den Kreisen gewisser sehr angesehener Katholiken, Führer der Royalisten, und werkthätiger Männer.

Große, sehr fromme Damen empfahlen und empfehlen noch fortwährend diesen Gottlosen.

Jeden Morgen kommuniciren jene Damen und nachdem sie beim Abendmahl gelobt, dem Christengotte zu dienen, lassen sie jenen gehässigen Atheisten in ihre Häuser kommen, überhäufen ihn mit Ehren und geben ihm schwer bezahlte Aufträge.

Dahin führt die Unwissenheit, die allein solche Ungeheuerlichkeiten erklärlich macht. Wenn ich einige dieser Katholikinnen fragte, was denn dieser Industrielle mit ihrem Gelde mache, lautete die Antwort: „Das wissen wir nicht!“

Nun gut! Ihr wußtet es nicht, aber hattet Ihr ein Recht dazu, es nicht zu wissen? Und da sich das Gleiche täglich und in allen Städten Frankreichs wiederholt, haben wir da das Recht, vom moralischen und religiösen Gesichtspunkte aus noch länger solche Unwissenheit über Menschen zu dulden, die sich mit unserm Gelde bereichern?“ [1])

---

[1]) Man vergleiche den Cri du peuple vom 4. Juli 1885, welcher einige Aufschlüsse über die Ausbeutung unserer armen Arbeiter durch jenen Kirchenverächter giebt, welcher in der Aristokratie einen ehemaligen Chef-Redakteur der Union zu seinen Beschützern zählt. Wir erhalten hier einen klaren Einblick mehr in das Treiben jener maurerischen Sekte, die es sich in diabolischer Hartnäckigkeit zur Aufgabe gemacht hat, dem Proletarier sein tägliches Brot materiell und moralisch zu entziehen. Zwei Arbeiter hatten zu niedrigem Preise einen großen antiken Kamin ausgeführt, konnten jedoch hierbei nicht bestehen und baten deshalb sie für die über ihre Erwartung dazu verwendete Arbeitszeit zu entschädigen. — Fällt mir nicht ein, entgegnete ihnen jener Hiramsrächer, bezahlt mir die Materialien, dann könnt ihr den Kamin behalten und ihn selber verkaufen.

Nur die Unwissenheit macht es begreiflich, wie Pater Ludowic sehr richtig sagt, daß Christen, anstatt sich für ihresgleichen zu interessiren, noch ihre ärgsten Feinde zu bereichern suchen. Hat aber nicht unsere Geistlichkeit viel Schuld an dieser Unwissenheit?

Früher hat die Kirche die Menschen auf ihrem Lebenswege geleitet, um sie zu belehren und ihnen den richtigen Pfad zu weisen. Durch die Kanzelberedsamkeit des Mittelalters suchte man die Sitten, selbst bis auf die äußeren Dinge, wie z. B. die Kleidung, stets zu verbessern. Der heilige Bernhard und Andere waren über die unscheinbarsten Einzelheiten im XII. Jahrhundert besser unterrichtet, als ein heutiger Berichterstatter über das, was auf den Boulevards vorgeht.

Pater von Limoges hat zahlreiche Reden über den Kopfputz gehalten. Stephan von Bourbon war ein Sachkenner der Roben des XIII. Jahrhunderts. Ein Maillard, Cleré und Menot haben im Sinne Bourdaloue's gesprochen, und nichts ist für die Kenntniß der Zeit Ludwig XVI. am Hofe und in der Stadt geeigneter, als was wir in La Bruyère und Molière lesen.

Heut zu Tage verfolgen unsere Prediger eine den Schriftstellern entgegengesetzte Richtung; während letztere sich eine aufrichtigere und den Menschen und Dingen näher tretende Beurtheilung angelegen sein lassen, vermeiden jene möglichst die Tagesfragen und die lebendige Wirklichkeit, indem sie sich auf die Vertheidigung von Glaubenssätzen beschränken, die ihnen kein Kirchenbesucher streitig macht. Wer sie hört, glaubt, sie predigen vor Menschen, die vor 300 Jahren gelebt haben. Nur einmal habe ich gehört, daß in beredter Weise an die Pflichten der vom Glück Begünstigten erinnert und das unverständige Uebermaß des Luxus scharf getadelt ward und das war in dem armen Stadttheil Mouffetard.

Die armen Leute, welche auf ihren Lohn sehnlichst warteten und denen dieser Mensch statt dessen zumuthete 1000 Franken auszugeben, waren sprachlos bei solchem Vorgange.

Jener Freimaurer hat sie über die Gebühr durch sein letztes Werk bezahlt, betitelt: La Franc-maçonnérie le principe républicain et les sept Lumières maçonniques.

Die Pfarrer der reichen Kirchspiele vermeiden es, von den Klubs, den Wettrennen und den Auswüchsen der Toiletten zu sprechen. Der Mehrzahl nach Leute von feinen Sitten, und durchgängig von musterhafter Lebensführung, werden sie in den reichen Häusern mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen, die christliche Liebe zwingt sie daher auch ihrerseits zu gleichen Rücksichten der Höflichkeit, die man ihnen gegenüber beobachtet.

Das merkwürdigste aber ist, daß man mitten in dieser verschwendungssüchtigen Welt nichts von jener Munterkeit, jener frohen Sorglosigkeit wegen des kommenden Tages, nichts von jenem geistigen Skeptizismus bemerkt, der davon zeugt, daß man zu gewisser Zeit ganz im Vergnügen aufgehe mit dem Wahlspruch: „Nach uns die Sündfluth!“ Im Gegentheil, die thörichtsten, durch nichts zu rechtfertigenden Verschwendungen gehen hier Hand in Hand mit religiösen Empfindungen mit tiefen Seufzern über Verfolgungen, und mit Klagen über jene Kinder, die man Gott entfremdet.

Diese Gegensätze sind es namentlich, welche die Juden am meisten in Erstaunen setzen, was ja auch bei ihrer eng begrenzten, dabei klaren und bestimmten Geistesrichtung nicht zu verwundern ist. Ich erinnere mich zufällig einmal von der Unterhaltung einer in Werken öffentlicher Wohlthätigkeit sehr bekannten Dame gehört zu haben, welche sie gelegentlich des Anprobirens einer Robe mit ihrer Schneiderin geführt hatte. Es war ein reiner Charivari (abracadabra). Die gute Frau brachte tiefe Seufzer über die Atheisten mit den seichtesten Toilettenbemerkungen in einem Athemzuge über ihre Lippen.

— „Welche Zeit! Was für ein Geschlecht sehen wir heranwachsen, meine liebe Frau X. . .! Also jetzt werden die Schleppen abgehakt?“

— „Niemand trägt sie jetzt anders!“

— „Wie dauern mich diese armen Kinderseelen.“

— „Nicht wahr, mit einem Anflug von Rosen, das muß sich hübsch machen!“ . . .

— „Sehr wohl, gnädige Frau Gräfin, sehr wohl.“

— „Die Unglücklichen! Sie nehmen ihnen selbst das Kruzifix.“ . .

„Aber enge Schöße, bitte und keinen Besatz!“

Und indem sie beim Fortgehen Thränen über das Unglück unserer Zeit vergoß, besann sie sich noch auf der Schwelle und sagte:

„Mir fällt noch ein, nehmen Sie doch Besatz zu den Schößen!“

Die Schneiderin wollte vor Lachen bersten und als sie die Thür geschlossen hatte, platzte sie laut heraus.

„Mit dem, was Die in einem Jahr verschwendete, rief sie, könnte sie alle Kinderseelen ihres ganzen Stadtviertels retten!“

Diese ganze Welt besteht aus Christen der Art wie sie Tertullian schildert: Plerosque in ventum et si placuerit christianos, was Bossuet mit den Worten wiedergab: Chrétiens en l'air et fidèles si vous-voulez. (Aeußerlich Christen und Gläubige, wenn man's nicht genau nimmt).

Es ist unglaublich, wie viel Trübes dieser äußerliche, unsinnige, geradezu dumme Luxus innerlich verbirgt. Flaubert sagte mir einmal, wir Schriftsteller wären die einzig richtigen Aerzte für gewisse sittliche Gebrechen, denn nur wir hätten sie studirt. Man kann sich kaum vorstellen, was ein Pariser alles begreift und versteht, ohne es gelernt zu haben, denn unversehens schaut man in das Innere mancher scheinbar glänzenden Existenzen. Ueberdies giebt es in Paris 5 bis 6 Geldverleiherinnen, mit denen man nur ein einstündiges Gespräch zu führen braucht, um jene Gesellschaft und ihre Geheimnisse genauer kennen zu lernen. Dorthin kommen Herren und Damen, schreiben Briefe voll unerhörter Unterwürfigkeit, in denen jene Wucherin „liebe Freundin“ angeredet wird, und die schmeichelhaftesten Worte gegen sie gebraucht werden.

Einige solcher Damen aus der vornehmen Welt miethen wohl eine kleine Wohnung, lassen in aller Stille einige alte Möbel und die Familienbilder aus ihrem Schlosse dorthin bringen und versuchen dann selbst, diese loszuschlagen. Mutter und Tochter sind bei solchem Handel mitunter im Einverständniß, während häufig der vernünftigere Mann, fern vom

high life, mit einer alternden Köchin und einigen Oxhoften Wein auf dem Schlosse geblieben ist. Allein man läßt ihn kommen und bemüht sich, ihn zum Verkauf des Gutes zu bewegen; er trifft auch in Begleitung der alten Magd als treuem Beistand ein, widersteht aber als kluger Mann glücklich dieser Versuchung, und obgleich man ihn wie einen Menschen ohne jedes Gefühl behandelt, sagt er dann wohl, ehe er wieder abreist: „Nicht zu laut, meine Liebe, Sie werden dereinst noch zufrieden sein, bei Ihrer Rückkehr alles wieder vorzufinden."

Ich kenne eine Familie von altem Adel, welche jeden Morgen von der benachbarten Milchhändlerin eine wenig appetitliche, schwarze, nach Fett riechende Bouillon holen ließ. Nach einer gewissen Zeit schuldete sie derselben 500 Franken.

Die Frau dieses Hauses, die einen in unserer Revolutionsgeschichte berühmten, von Dichtern besungenen, durch Heldenmuth und Pietät unsterblichen Namen trug, schuldete der Schneiderin 10000 Franken, später sah man sie wie jenen watschelnden großen Vogel durch Paris stolziren, und bei allen Wechselfällen wuchs eine schöne, elegante schlanke Tochter heran. In ihrer Gutmüthigkeit hatten diese Leute noch obenein einen vertriebenen Mönch bei sich aufgenommen und es gab keinen größeren Contrast als den zwischen diesem Hauskaplan, welcher das aus der Garküche entnommene karge Mittagsmahl segnete und einer alten, unbezahlten Dienstmagd, welche dann gleich hinterher einige Strophen nach der Melodie irgend eines café chantant dazu summte.

Um den kurzen Genuß einer trügerischen Freude zu haben, während dessen ihnen das Leben rosenroth erscheint, greifen selbst manche solcher Frauen zum Morphium, wodurch natürlich die krasse Wirklichkeit in desto düsterem Lichte nur zu bald wiederkehrt. —

Oftmals gehen sie ganz unter. So jene liebenswürdige, reizende Arierin mit der jungfräulich stolzen Büste, die Niemand, um den rein sich entfaltenden zauberischen Hauch nicht zu trüben, selbst nicht durch einen Blick beleidigen mochte; wir finden sie später wieder, wie sie sich einem jener ekel-

haften, räudigen, übelriechenden Kosmopoliten verkauft hatte, wie man sie in den Höfen von Tunis oder Alexandrien finden kann, wo sie Orangen feil bieten; oder wie jener Karfunkel, der, früher Kellner in irgend einer russischen Dorfschenke, später 40facher Millionär ward und seine Frau dort zurückließ, während er hier ein üppiges Leben führte.

Kurzum alles führt stets auf den Juden zurück. Weiterhin werden wir ihm begegnen, wie er das Elend und die Armuth des Volkes durch Aufkauf der Pfandzettel mittelst seiner Agenten ausbeutet; er ist Capitalgeber und Darleiher der Wucherer, welche die Vornehmen in Händen haben. Er kennt ganz genau die Lebensdauer der armen Creaturen, welche nur athmen, um die großen israelitischen Kapitalien vergrößern zu helfen, sobald ihr Athem stocken will, ist er zur Stelle und wird noch willkommen geheißen.

Das beunruhigendste ist indeß das Sinken der französischen Frauen. Man hat die Beobachtung gemacht, daß in Zeiten des Verfalls eines Volkes, wenn der Mann sinkt, in der Regel die Frau sich erhebt. In unserem Lande ist davon leider nichts bemerkbar. Man hätte nach dem letzten Kriege hoffen sollen, daß größere Kreise von Französinnen, durch ihren Einfluß als Frauen, Schwestern oder Freundinnen sich bemühen würden, die Liebe zum Vaterland zu wecken und das Verlangen nach edlen Handlungen in dieser Richtung durch ihre Schönheit, ihr Lächeln und ihre Reize anzufachen. Welch' ein hoher Beruf für die Frauen gerade in dem Lande, in welchem sie von altersher eine so bedeutende Rolle gespielt haben! Die Herzogin von Chevreuse scheint kurze Zeit hindurch diesen edlen Eifer gehabt zu haben, indem sie versuchte alle Frauen zu dem Cultus einer Jeanne d'Arc, jener reinen Heldenjungfrau, jenes Symbols der nationalen Wiedererhebung, zu vereinigen; deshalb haben sich auch die Freimaurer und die Juden gegen diese Dame, deren Bemühungen übrigens wenig Anklang gefunden hatten, so wüthend ereifert.

Prudhon sagt: entweder Buhlerin oder züchtige Hausfrau, ein drittes giebt es für die Frau nicht. In unsern französischen höheren Gesellschaftsklassen heißt es leider: entweder barmherzige Schwester oder Liebhaberin (cocodette). Manches

reiche schöne Mädchen, die alles in sich vereint, um beglücken zu können, giebt alles hin, um sich dem göttlichen Bräutigam antrauen zu lassen und ein Leben voller Entsagung und Hingabe für den Nächsten zu führen; unter den Vielen dagegen die der Welt angehören, findet man nur noch selten und ausnahmsweise jene charakterfesten und liebenswürdigen, jene muthigen und einsichtsvollen Frauen, deren verführerisches Bild wir kurz vorher vorgeführt haben, jene Frauen, die von dem Bewußtsein ihrer weiblichen Würde, von dem socialen Pflichtgefühl erfüllt sind, welches die vom Glück begünstigten befähigt, Anderen mitzutheilen, und die denen, welche sie lieben, den Abscheu vor allem, was schlecht oder erniedrigend ist, einflößen.

Ueberdies giebt es heut zu Tage kaum noch gesellschaftliche Sammelpunkte, welche irgend einen bemerkenswerthen Einfluß nach dieser Richtung hin ausüben. Die gesellschaftlichen Vereinigungen früherer Zeit, wo man hauptsächlich eine Freude empfand einander zu begegnen, sich zu unterhalten und seine Meinungen auszutauschen, haben, seit die Bankiers an der Spitze aller dieser geselligen Zustände stehen, theatralischen Festlichkeiten oder Bällen und Soiréen das Feld räumen müssen, deren übermäßiger Luxus selbst den reichsten Familien nicht genehm ist, weil sie mit dem israelitischen Prunk nicht Schritt halten können oder mögen.

Die geistvollen Lästerungen und die feinen Anspielungen früherer Zeit haben einem gröberen Kaliber weichen müssen, von dem man fürchten muß, daß es leicht in die Unterhaltungsweise der Boulevard-Journale umschlägt. Durch Fremde und Juden haben sich in die Gewohnheiten der besseren Kreise unfeine Späße und ungehobelte Scherze eingebürgert. Die Gräfin v. Z. blieb z. B. bei einem Diner, als sich die Damen in discreter Weise zurückzogen, ruhig sitzen, mit der Bemerkung, sie sei über die Schwächen der menschlichen Natur erhaben . . .

Dergleichen zeugt selbstverständlich von keinem guten Geschmack. Geschichten solcher Art, wie Berichte von Ehebrüchen, Scheidungen, Vergleichen zwischen dem Gatten und dem Anbeter der Frau haben kein anderes Interesse, als das

des öffentlichen Aergernisses und gehören daher nicht in den Rahmen dieses Buches, das eine sociale Studie ist.

Die Weltdame hat nicht einmal die nöthige Selbstachtung vor ihrer eigenen Schönheit; sie besitzt nicht jenen natürlichen Widerwillen gegen alles, was entstellt oder verunstaltet, oder was gegen die Gesetze jener feineren Sitte verstößt, die sich in der ächten Kunst kundgiebt. Sie liebt im Gegentheil das fremdartige, wunderliche, niedrige, was sich dem thierischen nähert.

Im Mai 1885 sah Paris einen von der Fürstin von Sagan veranstalteten Thierball! Das gab selbst der Regierung Veranlassung sich gegen solche Verirrung unserer Französinnen zu erklären, man hatte hierdurch die edle und sagenhafte Schutzpatronin von Paris, die edle Genovefa entheiligt, deren Namen als der einer Hirtin, wie die Frische der Morgenröthe über den Anfängen unserer Geschichte schwebt. Selbst wo lebendiger Glaube fehlt, müßte die einfachste Rücksichtsnahme, die wechselseitige Haltung weiblicher Seelen, jenen vornehmen Damen, die bei jeder Gelegenheit „unvergleichlich gute Christinnen" genannt werden, verbieten, eine solche Zeit zu wählen, um sich als Thiere zu verkleiden. Man stritt sich um die Einlaßkarten, auf denen zu lesen war: „Ein Thier 1 Franken, ein Thier nebst seiner Dame 2 Franken."

Es handelte sich hier nicht um Fremde; der ganze französische Adelsstammbaum, der alte Adel, war bei diesem namenlosen Feste einer Selbstentwürdigung gegenwärtig das, wie der Univers sehr zutreffend sagte, allgemeines Aergerniß erregte.

Der Gaulois veröffentlichte zuerst die Namen der Theilnehmer am Gastmahl . . .

Sodann führte er die Namen der bei dieser Saturnalie activ sich Belustigenden auf.

Voran stolzirten Hähne durch den Saal, unter ihren Kämmen erkennen wir die Vicomtes von Chabrol, Dampierre und Andere.

Auch an Enten fehlte es nicht. Ein langer Schnabel ziert die Häupter der Grafen von Béthune, Platter und Anderer. Einer derselben hatte den witzigen Einfall, der Fürstin ein Journal, betitelt Le Canard, zu überweisen, das eigens für dies Fest erfunden und glücklicherweise auch mit demselben zu Grabe getragen ist. Der Graf von Espeuille

hatte seinen Kopf mit dem Haupte einer Nachteule verziert. Graf Foret de Divonne erschien als Reiher, Graf François als Truthahn. Vicomte de Leusse als Elster, Vicomte von Andlau als Eule.

Der Herzog von Grammont Arm in Arm mit Herrn von Gramedo als Pierrots, mit Thierköpfen.

Zwei Brüder, die Grafen von Gontaut, stellten zusammen eine Giraffe dar.

Ein Herr von Germiny erregte die ungeheuerste Heiterkeit durch seine Grimassen als Affe. Muß man nicht verrückt sein, um sich als Affe zu verkleiden, wenn man einen Namen trägt, der ehemals eine so traurige Berühmtheit hatte?

Die Träger der berühmtesten französischen Adelsnamen verkleidet als Mäuse, bengalische Tiger, Löwen, Hähne und Fischottern!

Adelige Damen als Fledermäuse, weiße Katzen, weiße Mäuse, Kardinäle, Kanarienvögel, Kolibri's und Hühner!

Die Herzogin von Broglie als Truthahn, Graf von Gontaut-Biron als Pudel, die Marquise von der Ferronays als Schwalbe. Andere Damen als Seemöven, als Paradiesvögel und als Wasserjungfern . . .

Die ganze Judenschaft war natürlich da und brach in schallendes Gelächter über diese sich selbst entwürdigende Aristokratie aus.

Die Baronin Gustav von Rothschild als Fledermaus.

Frau von Lambert-Rothschild als Panther in blauen mit Gold- und anderen feinen Perlen besetzten Leibchen nebst Schleppe von gesticktem Sammet, das Pantherfell nachahmend; das Hintertheil mit dem Rock bedeckt und als Lambrequin à la Louis XIII. auslaufend. Am Pantherkopf, die Mähne mit sichelförmigem Diamantschmuck verziert.

Frau Michel Ephrussi als Hahn in broncefarbenen Tüll, ganz in Falten gelegt und mit Tüllschärpen von gleicher Farbe bekleidet. Auf der Mitte des Rückens des schwarzsammetenen Rockes, zwei große schwarze Flügel, die sich an das mit broncefarbenen Federn umgebene Leibchen, welches den Vogelleib darstellte, anschließen.

Es wäre schade, die Beschreibung des Bienen-Ballets fortzulassen:

Es ist eben Mitternacht vorüber — die Stunde der Geister, der Verbrecher und auch der Wunder.

Ein Trommelwirbel läßt die Zuschauer ahnen, was sich vorbereitet. Man drängt sich vor und steigt, um besser sehen zu können, auf die Stühle. Da ruft Jemand: Es fehlen Leitern! Ein Königreich für eine Leiter!

Und in der That, das Ballet beginnt:

Am äußersten Ende des Festsaales sieht man einen riesigen Bienen-

korb, hoffentlich ist er nicht leer! Nein, glücklicherweise ist er von reizenden Bienen bewohnt.

Der Bienenschwarm erscheint auch sehr bald: Die Brustschilder von kastanienbraunem Satin mit gelben Streifen, der Rock von Tüll mit Goldplättchen belegt, die kastanienbraunen Flügel in Goldgaze gesäumt; die Kopfbedeckung goldfarbig mit Fühlhörnern. Die Namen der Bienen sind: Die Gräfin François de Gontaut, die Herzogin von Gramont, die Gräfin Aimery de la Rochefoucould u. s. w. u. s. w. Sie sind zu entzückend, um sie davon fliegen zu lassen. Die männlichen Bienen, als der Marquis d'Amilly, der Graf von Beaumont, der Graf von Jarnac u. s. w. u. s. w. widersetzen sich dem also.

Sie sind sehr hübsch bekleidet. Hose von kastanienbraunem Satin, das Wamms in zweifach nüancirtem kastanienbraun, Ringe bildend.

Die männlichen Bienen, welche mit Beginn des Tages erwachen, umschwärmen den Bienenkorb, in welchen sie Kennerblicke auf die darin verborgenen Meisterwerke werfen. Die Bienen von den rosenrothen Fingern der Morgenröthe geweckt, nähern sich den galanten männlichen Bienen und nach geschehener Bewerbung mischen sich männliche und weibliche Bienen durcheinander.

Die Königin (Gräfin von Gontaut) wählt sich als König den Grafen von Beaumont, der nun diese tanzende Bienenkönigin in Mitten der tanzenden Gruppen entführt.

Dies geschah von Christinnen im Mai 1885, um die Kirche der heiligen Genovefa durch solches Fest zu entheiligen.[1]

---

[1]) Beim Abschiedsbankett des katholischen Arbeiter-Klubs lieferte jene traurige Verirrung dem Grafen von Mun Stoff zu einer seiner besten oratorischen Leistungen. Der Redner ward dabei durch minutenlang andauernden Beifall unterbrochen.

Hohngelächter und verächtliche Bemerkungen fielen wie dichter Hagel auf jene geistige Verirrung, durch die dem Publikum ein Schauspiel einfältiger und schmählicher Art geboten worden war. Als Probe lassen wir die Wiedergabe eines Artikels aus dem Journal le Pèlerin folgen, welcher die auf jenem Ball stattgehabten Unterhaltungen als Text zu einem Bild persiflirend wiedergab.

Die Herzogin von Beauséant stellt dem Baron des Argousses die Marquise von Cassenoisette vor.

Der Baron:

Merkwürdig, Frau Marquise, ich dächte ich hätte schon die Ehre gehabt, sie früher zu begrüßen?

Ja gewiß, Herr Baron, auf dem Ball der Fürstin von Sagan. Ich war dort als Wanze erschienen.

Ah! Sie waren jene reizende Wanze?

Und Sie kennen mich nicht sofort wieder, Sie Undankbarer?

Ich bitte tausendmal um Verzeihung.

Sie waren wohl das Ferkel?

Und dies alles ist nicht etwa eine Anspielung auf allgemein bekannte Vorgänge, ein Rückblick auf mehr oder minder anzügliche Geschichten, die in aller Munde sind; nein, es ist nur die Wiedergabe dessen, was ein der Sache geneigtes Journal, als ein wahrhaft menschliches Zeichen der Zeit bezeichnete.

Es mußte ja über alles das in Arthur Meyers Zeitschrift Bericht erstattet werden!

Dieser Mayer ist der wahre Beherrscher unserer pariser feinen Welt, der Gebieter Aller, die sich zu den Eleganten zählen, der Veranstalter aller ihrer Feste. Nie hat die Judenschaft eine so typische Gestalt wie diese gezeitigt. Meyer ist der Sohn eines Kleiderhändlers und trat in Paris vor zwanzig Jahren als Sekretär von Blanche von Antigny auf. Er verband mit dieser gerade für ihn nicht sehr auskömmlichen Stellung die eines Reporters; als solcher hängte er sich jedem an die Ferse, um nur etwas zu erhaschen. Wo nur das Geringste sich ereignete, fahndete er auf Namen und schrieb, sobald er einen solchen ergatterte, ihn in fieberhafter Eile auf seine Handmanchette. Er unterzeichnete sich mit dem Pseudonym Johann von Paris. Im Jahre 1869, wenn ich nicht irre, hat ihn Carl des Perrières, welcher sich mit Schriftstellernamen Curtius der gelbe Zwerg nannte, in seinem unter dem Titel: Paris qui joue et Paris qui triche erschienenen interessanten Buche, „im Wachsfigurenkabinet“ geschildert.

Diese Schilderung ist reizend und es erinnert ihr lebendiger und durchtriebener Humor an eine Heinrich Heine'sche Ballade.

Wer kauft Kleider! Alte Kleider, alte Tressen, alte Hüte! Wer kauft?

Das war der Wahlspruch der Meyer'schen Familie, und sie ist ihm stets treu geblieben. Als Meyer in seinem 15. Jahre seiner Lehrjahre als Brillenhändler überdrüssig ward, brach er als Johann von Paris 100 Lanzen, um nach Paris zu kommen.

Getroffen,
Und Ihre Schwester?
Das war die Cloakenratte!
Reizend, reizend!

Paris ist der richtige Mittelpunkt für eine so unternehmungslustige Natur wie diejenige unseres Johann.

Zuvörderst fing er hier allerlei an, zuerst verkaufte er auch hier wie in Havre Brillen, jedoch ohne großen Erfolg; um sich jedoch in seiner Würde nichts zu vergeben, warf er sich auf die Künste. Von Stund' ab war das Geschäft des Handels mit Contremarken furchtbar gefährdet.

Johann von Paris begriff sehr schnell, daß man von der Eitelkeit der Einen und der Gefallsucht der Anderen Vortheil ziehen könne. Das erste Jahr verlief indeß trübe genug. Er machte deshalb einen Ausflug nach Trouville-sur-Mer und zeigte dort, daß er mit dem Treffkönig noch viel besser umzugehen verstand als die Durandal.

Bald ward er jedoch dort aus dem Casino gewiesen, verstand es aber demungeachtet sich an eine Persönlichkeit aus der eleganten litterarischen Welt heranzumachen. In Folge dessen trat er in Beziehung zur vornehmen Gesellschaft, wenn auch nicht zu der ächten, so doch zu derjenigen der jüngeren Leute und der Journalisten und, Dank seinem Begleiter, wurde ihm das Bürgerrecht unter Jenen, die bei Bignon frühstücken und im Maison d'or Nummer 6 zu Mittag speisen. Was war das aber für ein Bürgerrecht, hier als lächerlicher Hasenfuß unter jenen jungen Leuten so nebenher zu laufen bei den Soupers und jenen Damen, wo ihm von ersteren ein paar Brodkrumen, von letzteren höchstens einige graue Haare zu Theil wurden.

Das war Meyers erstes Debut. Nach dem Kriege ward er jedoch durch die großen jüdischen Erfolge schnell mit emporgeschoben. Heut lebt er von der Kuppelei, dem Börsengeschäft und vom Schacher; er besitzt eine Halbchaise, einen Palast und ein Journal. Er erregt keinen Neid, nicht einmal Verachtung, einzig ein unermeßliches Erstaunen. Nachdem er wahrgenommen hat, daß gewisse Vornehme eine Blasirtheit, die beiläufig von keinem guten Geschmack zeugt, annehmen, ahmt er dies jedoch in sehr lächerlicher Weise nach; er rührt sich nicht und dreht den Kopf niemals nach der Seite, so daß ihm sein fahles Antlitz, sein harter kahler Schädel und sein glänzender Bart das Aussehen verleihen, als ob eine semitische Mumie mit Hülfe einer unsichtbaren Federkraft bei hellem Tage in Paris umginge.

Dies phantastische Wesen, das zu einem Schurken zu wenig schurkenhaft ausschaut, verblüfft so zu sagen die Leute durch seine mit einer eigenthümlichen Kaltblütigkeit vorgebrachten Späße.

Als Napoleon in Chislehurst beigesetzt wurde, wollte

Meyer durchaus neben den kaiserlichen Familienmitgliedern einhergehen und als der Graf Chambord starb, legte er Trauer an und erklärte deshalb dem Fest von Ischia fern bleiben zu müssen. Alles geschieht, wie gesagt, gemessen, ruhig und ohne Lächeln.

So spielt er in der That eine gewisse Rolle in der eleganten Gesellschaft und von ihm rühren die von unserm Adel nachgeahmten, mit nichtssagenden Geberden begleiteten Ausrufe: „Großartig! (pschutt) Scheußlich! (v'lan) her. Bei der Hundeausstellung mußten ihm, sobald er eintraf, die Vorreiter der Herzogin von Uzès besondere Ehren erweisen, [1]) (sonner les honneurs), was doch höchstens erklärlich bei einer Fischzüchtungsausstellung wäre. Dieser von der Litteratur angehauchte Tom Lewis mischt sich in alles, er ist Schützling, verrichtet Gesandtendienste und betheiligt sich bei den Wettrennen.

Er spielte den Vermittler in dem Proceß der Sarah Bernhard wider den Juden Koning, übernahm von Meissonier das Bild von Frau Mackay und überbrachte dem Maler das Honorar dafür.

Was die Unterhandlungen durch einen solchen Vermittler besagen wollen, wird man leicht begreifen. Frau Mackay stellte das Meissonier'sche Bild an jenen geheimen Ort, wohin Saint Simon das von Dubois placirt hatte. Meissonier hat sich durch diese Gewinnsucht selbst geschädigt, indem er 70000 Franken für ein Bild verlangte, das er in wenigen Sitzungen gefertigt hatte. Als eben alles ausgeglichen werden sollte, erschien der Jude Wolff auf der Bildfläche und da er seinen Gevatter Meyer compromittirt sah, sprach er einige jener nur ihm geläufigen Worte: Wenn ich — so sagte jener strengernste Mann — bei einer solchen Verhandlung auch nur einen Augenblick zögern könnte, müßte ich für immer darauf verzichten, meine Stimme in künstlerischen Frage zu erheben und würde meinen eigenen Fall dadurch bekunden.

— So ist denn also Paris eine Räuberhöhle geworden? hört man wohl Fremde fragen.

---

[1]) Gaulois vom 31. Mai 1884.

— Durchaus nicht! Noch giebt es ehrliche Menschen hier.

Wenn Frau Mackay, die, wie man sagt, eine vorzügliche Dame ist, anstatt sich in einer Schaar von Intriguanten zu bewegen, welche wie die Lohnbedienten und die Beutelschneider die Reisenden auf den Bahnhöfen abfassen, oder, mit anderen Worten, wenn sie sich nicht mit Juden umgeben hätte, sondern mit ehrenhaften Parisern, so würde sie erfahren haben, daß auch mit Kunstwerken eine künstliche Hausse, wie bei den Geldgeschäften, in Scene gesetzt wird; sie hätte dann in Paris 300 Maler von größerem Talent als demjenigen von Meissonier gefunden und hätte so mit einem Künstler zu thun gehabt, der sich wie ein wohlerzogener Mann gegen sie benommen und ihren Namen nicht in ehrenrühriger Weise in die Zeitungen gebracht hätte.

Hat Meyer keine Geschäfte in der Stadt, so veranstaltet er Feste mit Herzoginnen. Bei Gelegenheit des Festes für die Elsaß-Lothringer sollte er den Ball mit der Gräfin Aimery de la Rochefoucauld eröffnen. Im letzten Augenblick schämte sich jedoch die arme Gräfin am Arm dieses kleinen Gauners durch den Saal zu gehen. War ohnehin diese öffentliche Schaustellung nicht schon traurig genug?[1]) Ich meinerseits gestehe es ganz ehrlich, daß mich diese Selbsterniedrigung unseres Adels stets wehmüthig berührt. Ist es nicht betrübend, einen so reizenden Namen, wie den jener Aimery, den ein mittelalterlicher Zauber umgiebt und den Victor Hugo's Talent im Aymerillo verewigt hat, oder einen so großen, an heldenmüthige Jahrhunderte, an gewonnene Schlachten und

[1]) Uebrigens ist die Liebe zu den Juden in dieser Familie sehr vorherrschend. Eine Verwandte der Gräfin Aimery — wenn nicht sie selbst — wäre einst fast dieser Neigung zum Opfer gefallen. Sie befanden sich in ihrer Villa am Genfer See, als man ihr den Besuch der Baronin von Rothschild anzeigte, welche, von Peregny kommend, auf ihrem Dampfer anlangte. Von der Ehre eines solchen Besuchs überwältigt, stürmte die Gräfin in ein kleines Boot, welches sie dem Dampfer entgegenführen soll; aber als sie die nach dem Versailler Hofton üblichen drei Reverenzen macht, schwankt sie und stürzt rücklings in's Wasser und die Juden erlaubten sich ob dieses Schauspiels einige sehr zweifelhafte Scherze.

an die „Maximes“ erinnernden Namen, wie La Rochefoucauld in der befleckenden Vermischung mit diesem früheren Sekretär von Blanche d'Antiyny zu sehen? Ich neige mich der Anschauung Veuillot's zu und finde, „daß mich diese Menschen persönlich verrathen, mir etwas rauben,“ indem sie über Namen verfügen, über welche zu verfügen sie kein Recht haben.

Doch täusche man sich durchaus nicht, Meyer ist die einzige litterarische Persönlichkeit, welche von jener feinen Welt geduldet wird.[1])

Nächst den Büchern hassen sie am meisten die Schriftsteller.

Sie halten dieselben für wissenschaftlich nicht gebildet, im übrigen für gut unterrichtete, geschäftige, intriguirende und aufreizende Menschen. Sie empfangen Rothschild und Meyer, laden aber niemals einen d'Hervilly ein, dessen Stücke bei ihnen gespielt werden. . . .

---

[1]) Indeß giebt es Ausnahmen, welche sich stets zu Gunsten der Israeliten auffspielen. Der Jude versteht zu schmeicheln, sich einzudrängen, zu hätscheln, schläfert so den Adeligen ein, wiegt ihn gleichsam sanft ein. Der Franzose, welcher ihm die Wahrheit nicht verbirgt, enttäuscht und beunruhigt ihn und macht, daß er sich dagegen auflehnt.

Der Herzog von Chaulnes, dessen Mutter von der jüdischen Presse mit Schmähungen überschüttet wurde, ward der ergebene Beschützer von Eugen Müntz, dessen wir früher hier bereits gedachten; er unterstützte ihn bei seinen Arbeiten, und traf vor seinem Tode mit einer rührenden Voraussicht die nöthigen Vorkehrungen, um das Erscheinen von dessen Werk La Renaissance en Italie et en France à l'époque de Charles VIII. zu sichern.

Müntz hat ihm übrigens ein ehrendes Andenken gewidmet und man liest mit Vergnügen in dem Vorwort die Schilderung jenes wohlwollenden großen Herrn, welcher lernbegierig und bei lebhaftestem Interesse für alles Schöne in der Kunst ihn oftmals, nachdem er bei Coulmiers schwer verwundet worden war, an Krücken gehend besuchte. Nachdem er seine Rechtsstudien in Poitiers beendet und die Arbeiterfragen studirt hatte, ververöffentlichte er selbst eine tüchtige Arbeit über Bildhauerwerke, die unter dem Titel Saints de Solesmes bekannt ist.

In ähnlicher Art waren die Montesquiou dem berühmten Arzt Worms behülflich, aber leider muß es hier wiederholt werden, daß Aehnliches für Christen Seitens keines jener großen Herren geschah, weil Jene nicht wie die Juden es verstehen, sie zu umstricken und sie nicht zu nehmen wissen.

Will man erfahren, wie verschieden das Loos eines christlichen Journalisten von dem eines jüdischen ist, so muß man sich die Menschen näher ansehen, von denen Meyer umgeben ist. Geht man zum Gaulois, so findet man dort neben diesem farblosen Meyer einen jungen Kavalier, einen Edelmann aus dem Béarn, der Heinrich IV. nicht unähnlich sieht. Nicht nur tapfer auf der Mensur, sondern auch sonst im Leben, hat er dies gelegentlich der Kundgebungen auf dem Vendôme-Platz bewiesen. Pène ist, obschon er materiell viel leistet, stets ein Schriftsteller von ächtem Schrot und Korn geblieben; unter den Tausenden der Artikel, die er entworfen, ist nicht ein einziger, der nicht einen Zug entdecken ließe, der den Schriftsteller von Geist verriethe, welcher die Feder zu führen versteht. Aber was hat ihm das genützt?

Er verschwindet hinter jenem kleinen Beschnittenen, den er in die Welt einführte, und hat es nicht zu einer journalistischen Selbständigkeit bringen können.

Da haben wir ferner Cornély. Man hat ihn, ich glaube mit Unrecht, „einen verdorbenen Chorknaben" genannt; ich glaube nur, daß er bei seinem ersten Erfolge von jenem ungesunden Schwindel, von jener pestartigen Atmosphäre beeinflußt worden ist, welche sich von den Boulevards aus verbreitete und welche namentlich verderblich für diejenigen ist, die in der Provinz gelebt haben. Ich habe ihn, arm und jeder Sympathie würdig, als einen liebenswürdigen jungen Familienvater gekannt, der in einem trauten Heim die Seinigen mit seiner Hände Arbeit ernährte. Ich kann darüber ganz unpartheiisch urtheilen, da ich weder zu einem Tadel noch zu einem Lobe anderweitig ihm gegenüber je Veranlassung gehabt habe. Er hat sicher gewußt, daß es mir Vergnügen gemacht hätte, meine Ansichten ihm gegenüber zu vertheidigen, aber er hat mir hierzu nie Gelegenheit gegeben; nach meiner Meinung hat er sich seiner Zeit zu enge Grenzen gesteckt und sich bei seiner Arbeit ein wenig zu viel im Pariser Klatsch bewegt.

Demungeachtet ist es ihm gelungen, ein viel gelesenes Blatt zu schaffen, das als Vortrab der konservativen Parthei bedeutende Dienste geleistet hat. Nachdem der Clairon durch seinen Anschluß an den Grafen von Paris auf einen Schlag

2000 Abonnenten verlor, zählte es deren noch immer 5375 und ward, kurz bevor er einging, täglich in 11000 Exemplaren gedruckt.

Die kleinste Unterstützung hätte genügt, um ihn wieder flott zu machen und Cornély wendete sich deshalb an den Grafen von Paris, der den jungen Schriftsteller, welcher seine Sache mit Muth und Eifer und Erfolg verfochten hatte, nicht einmal vorließ.

Ist dieser Mangel an Entschlossenheit, Hülfsbereitschaft und gutem Willen nicht betrübend bei Leuten, die mehr als hundert Millionen besitzen?

Ich enthalte mich des Urtheils darüber, ob die Prinzen von Orleans wohl oder übel berathen waren, als sie nach dem Kriege ihre confiscirten Güter wieder verlangten; jedenfalls ist es mir lieber, das Geld in ihren Händen zu wissen, als daß es von den Republikanern verschleudert werde. Andererseits haben diese Güter sicherlich nicht den persönlichen Character derjenigen, welche von Jemand, der durch irgend welchen Erwerb reich geworden ist, vererbt werden; vielmehr sind es Apanagegüter, welche vordem der Familie eines Fürsten gegeben wurden, damit ein fürstlicher Hofhalt und ein der fürstlichen Würde angemessener Aufwand dadurch ermöglicht werde. Demnach hätten die Prinzen von Orléans gewissenhafterweise nicht das Recht dies Vermögen als ein privates zu betrachten, sondern die moralische Verpflichtung, es im Dienste des Vaterlandes zur monarchischen Propaganda zu verwenden.

Wahrscheinlich hat es Niemand unternommen, dem Grafen von Paris, der nicht nur ein ehrlicher Mann, sondern auch ein guter Christ ist, zu sagen, daß die ausschließliche Liebe zum Kapital eine Kapital-Sünde ist. Wir sehen eben leider, daß, wenigstens für einen gewissen Theil des Publikums, dasjenige öffentliche Organ, welches die religiösen Interessen in Frankreich wahren soll, sich in den Händen des Juden Meyer befindet.[1])

[1]) In Ungarn werden übrigens gleichfalls einige specifisch katholische Journale, z. B. die religiöse Wochenschrift und der Catholicus Galud von Juden redigiert.

Der gewissenhafte, für seine Aufgabe begeisterte Journalist ist demselben Hasse ausgesetzt wie jeder andere Schriftsteller. Die ganzen Preßverhältnisse sind seit einigen Jahren vollständig umgewandelt; um dieselben zu verstehen, muß man zuvörderst das Zeitschriftenthum und die Zeitschriftenschreiber von einander, mit andern Worten, die Thätigkeit selbst von dem Macher scheiden.

Der christliche französische Journalist ist ohne Rücksicht auf seine politische Meinung durchaus rechtschaffen und uneigennützig. Er verfügt über ansehnliche Mittel bezüglich seiner Thätigkeit; ganz nach seinem Gutdünken tadelt oder lobt er, unbekümmert um die Eitelkeit des Betreffenden und zwar in einer Zeit, wo die Eigenliebe fast krankhaft geworden ist, und niemals wird er der Versuchung unterliegen, für irgend welches von ihm gespendete Lob irgend eine Erkenntlichkeit anzunehmen.

Zweifelsohne hat niemals Jemand gewagt, einem dramatischen Kritiker ein Geschenk, einem litterarischen Beurtheiler ein Buch, einem Kunstkritiker ein Bild für derartige günstige Besprechungen anzubieten. Sind jene Besprechungen deshalb durchaus unpartheiisch? Sicherlich nicht. Leider wird solchen Arbeiten sehr häufig nur eine untergeordnete Bedeutung Seitens der Schreiber beigemessen, ferner sind jene der Schmeichelei persönlicher Fürsprecher nicht unzugänglich und werfen vielleicht in Folge dessen manchmal mit den Beiworten „vorzüglich“ oder „sehr sympatisch“ um sich, als ob es sich um eine Anerkennung von landwirthschaftlichen Verdiensten handle.

Derselbe, welcher voller Entrüstung ein ihm angebotenes Geldgeschenk zurückweisen würde, widersteht vielleicht nicht dem Lächeln einer Frau, einem liebenswürdigen Schmeichelwort, selbst nicht der Bitte eines ihm Unbekannten, der einen hohen Werth auf das legt, was über ihn gesagt wird. Ueberdies legt der Partheigeist oft dem Journalisten den Verzicht einer eigenen Meinung auf. Während die Konservativen einander oft nur sehr mäßig beistehen, sind die Republikaner stets voller Bewunderung für alles, was aus ihrem Lager kommt.

Auch wird jetzt nicht mehr, wie zur Zeit der Restauration,

auf die Journalisten durch Einladungen zu Mittagessen eingewirkt. Die Schilderungen, welche deutsche Schriftsteller von den heutigen litterarischen Zuständen gemacht haben, sind veraltet und finden auf die Gegenwart keinerlei Anwendung. Nur im Ausland und vielleicht in abgelegenen Winkeln der Provinz glaubt man noch daran, daß die Journalisten ihre Abende hinter den Koulissen mit den Schauspielerinnen beim Champagner verbringen. Allerdings hat die Polizei, von den Juden unterstützt, Klubs begünstigt, die den Zweck verfolgen die Journalisten zu fangen und dort ihre Ersparnisse durch Spielen durchzubringen, jene Klubs werden jedoch nur von einer besonderen Klasse derselben besucht, die nichts mit dem ernsten Journalwesen zu schaffen hat.

Die vielleicht einzig auf Wiedergabe von Tagesbegebenheiten angewiesenen sogenannten pariser Klatsch-Journale sind der Natur ihrer Existenz nach zu einer gewissen Ungebundenheit der Lebensweise genöthigt.

Die übrigen führen ein möglichst vom lärmenden Mittelpunkt von Paris abgelegenes regelmäßiges Leben. Die Mehrzahl ist glücklich verheirathet, viele auch leben, wie zugestanden werden muß, in wilder Ehe, mancher von ihnen hat eine Frau gefunden, welche ihn liebt, sich um seine äußeren Angelegenheiten nicht kümmert und mit ihm, unbesorgt um die Erfüllung gesetzlicher Formalitäten, die ehelichen Tugenden theilt, ohne die sonstigen Vortheile derselben zu haben.

Aber gerade diese Tugenden tragen zur Abhängigkeit des Journalisten bei, sie zwingen den ursprünglich offenen, geraden Charakter zu Konzessionen, welche die Presse herabwürdigen, obgleich deren Redakteure persönlich der größten Achtung werth sind.

Während die Redaktionen aus gesunden Elementen bestehen, sind die Direktoren, oder richtiger gesagt: die Eigenthümer mitunter durchaus verächtliche, oft ganz verdächtige Geldmenschen oder gewissenlose Aktionäre, die in einem Journal nicht das Mittel sehen, richtige, fruchtbringende Theorien zu verbreiten, sondern unsaubere Kombinationen unterstützen, und durch dieselben Konzessionen von solchen Ministern zu erlangen suchen, welche allgemein verachtet, diese Konzessionen

ohne Widerrede an Jene überlassen, die den traurigen Muth besitzen, diese Minister herauszuloben.

Der Begriff, welchen Gambetta mit der Presse verband, war ein durchaus jüdischer. Eine Bande kosmopolitischer Börsenmänner versammelte sich eines Tages, verständigte sich mit jenem Genuesen und entfernte plötzlich alle Franzosen von der Redaktion eines Journals, welches von diesen ehrlich begründet war und im Publikum durch Intelligenz und saure Arbeit sich einen Platz errungen hatte.

So erscheint eines schönen Tages ein belgischer Geldmensch Namens Werbrouck und muthet den Redakteuren des Gaulois zu, ihre Ueberzeugungen binnen 24 Stunden zu ändern. Wenige Monate später tritt an seine Stelle ein von seinem Lehrstuhl in Petersburg von der entrüsteten studirenden Jugend vertriebener russischer Jude Namens Elias von Cyon, von der französischen Regierung dekortirt, und gebietet, welche Politik das Journal fortan zu befolgen habe.

Ein ähnliches Syndikat versuchte es, in gleicher Weise sich der France zu bemächtigen. Im Juni 1882 läßt Waldeck-Rousseau als würdiger Schüler seines Meisters, ohne irgend welche vorherige Ansage, alle Redakteure der Reforme gewaltsam vertreiben, die natürlich gemeinsam gegen solch eigenartiges Verfahren protestirten.

Ich erinnere mich noch sehr genau, in dem Augenblick mit Escoffier mich unterhalten zu haben, als die Gambetta'sche Bande ihr Auge auf das Petit Journal geworfen hatte.

Zwar theile ich nicht die Ansichten des Petit Journal, aber ich muß die Mäßigung, die Ehrenhaftigkeit und den sittlichen Ernst, mit dem Escoffier dies Blatt redigirt, welches bei seiner ungeheuren Verbreitung viel Böses stiften könnte, offen anerkennen.

Gambetta wußte das Talent Escoffiers wohl zu würdigen, mit dem er das Petit Journal geleitet und seinen Absatz erhöht hatte und als dasselbe nun infolge der Verurtheilung des Juden Millaud bedeutend herabging, ließ er Escoffier kommen und bot ihm eine glänzende Stellung an, wenn er

geneigt sei, die Leitung der Petite République zu übernehmen.

College Escoffier nahm dies auch an, als er aber erfuhr, in welcher Weise er sich dazu verstehen sollte, die schwankende Popularität Gambetta's mit aufrecht zu erhalten, erklärte er, obgleich er selbst antiklerikal gesinnt war, sich an keinem so ehrenrührigen und verläumderischen Vorgehen gegen unsere Priester und gegen die geistlichen Brüder und Vorsteher christlicher Schulen betheiligen zu wollen.

Der rachsüchtige Italiener beabsichtigte nun diesen Mann, der sein Schleppenträger nicht sein wollte, aus seiner bescheidenen Stellung zu verdrängen, und es fehlte nicht viel, so wäre es ihm gelungen.

Escoffier war durch die schamlose Zumuthung, für Geld seine Ueberzeugung opfern zu sollen, im höchsten Grade entrüstet und wollte seine Entlassung fordern. Verheirathet und Vater einer zahlreichen Familie überkam ihn jedoch die Furcht, seine traute, glückliche Häuslichkeit mit ihren lieben, anheimelnden Reizen plötzlich in ein elendes Daheim verwandelt zu sehen, er überlegte hin und her, und, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, er beugte sich.

So erklärt es sich, daß die Juden sich Menschen unterthan machen, die ihnen geistig weit überlegen sind, die aber, wenn sie unter sich einig wären, Jenen leicht zu widerstehen vermöchten.

Für den Juden ist die Presse nur die Lärmtrommel, das Mittel zur Gelderpressung.

Die Anständigeren geben das auch offen zu und wundern sich über die kindliche Freude, die Jemand empfindet, wenn er für ein bescheidenes Honorar seine Ueberzeugung in irgend einem Artikel ausgesprochen hat. — Weshalb — so sagen sie dann wohl mit einem gewissen äußeren Wohlwollen — schreiben Sie denn nicht gegen Ihre Ueberzeugung, es würde Ihnen doch gerade das doppelte einbringen?

Der berüchtigte Hugelmann war Jude. Fiorentino, der einzige Kritiker eines französischen Journals, welchen man

für Geld haben konnte, war gleichfalls ein Jude.[1]) Ein Bruder oder Vetter Fiorentino's hat im Jahre 1853 das Gedicht Eliezar und Naphtali aus dem Hebräischen übersetzt. Unser David F., dieser finanzielle Journalist, ward wegen Gelderpressung — weil er für einige Millionen Aktien unterschlagen haben sollte — natürlich in contumaciam — zu 10 Jahren Gefängniß verurtheilt. Ein anderer, Namens Zabban, wurde wegen gleichen Vergehens angeklagt, jedoch freigesprochen.

Der Leiter des Crédit foncier, Albert Christoph, hat in der Kammer[2]) öffentlich nachgewiesen, in welcher Weise der Jude Eugen Meyer es verstanden hat, sich die zur Gründung der Lanterne nöthigen Mittel zu verschaffen.

Anfänglich versuchte er es durch Einschüchterungen mittelst der Réforme financière, doch hatten diese nicht den gewünschten Erfolg.

Christoph sprach sich in der Kammer darüber folgendermaaßen aus:

Man vereinigte die betreffenden Artikel zu einem Bande, der in die Schaufenster der Buchläden gestellt ward. Eine ganz erklärliche Ueberraschung wurde den betreffenden Buchhändlern, denn es begab sich, daß, nachdem das Autorhonorar auf 30000 Franken festgesetzt war, fast unmittelbar darauf die ganze Auflage nicht nur sofort verkauft, sondern gleichzeitig von jenen Käufern vernichtet ward, so daß höchstwahrscheinlich außer dem in meinem Besitz befindlichen kein weiteres Exemplar mehr existirt.

Eine Stimme von der rechten Seite: Ihr Exemplar ist also von hohem Werth!

Hamille: Ich schlage vor, es zu verloosen!

A. Christoph: Wer, meine Herren waren denn nun die Verfasser? Wer waren diejenigen, welche das Buch herstellten, es in den Handel brachten und dann jenen schamlosen Schacher veranstalteten, den ich hier brandmarke? Es waren dieselben, meine Herren, die wir in die heutige Debatte verwickelt sehen; dieselben, welche das Geld erhielten und den ganzen Handel ins Werk setzten, sie haben sich dieses Geldes bedient, um die Lanterne ins Leben zu rufen und weiter in die Höhe zu bringen.

Das wollte ich, ohne Weiteres hinzuzufügen, Ihrer Erwägung an-

[1]) Fiorentino veröffentlichte über eine arme, das erstemal auftretende Schauspielerin, die ihn gebeten hatte, mit der Zahlung für seine ihr gewährte Unterstützung noch etwas zu warten das Folgende: „Fräulein X. verspricht viel, wir werden sehen ob sie Wort hält".

[2]) Journal officiel vom 2. Juli 1879.

heim geben. Man kann dies Verfahren, meine ich, ohne Uebertreibung einfach eine Gelderpressung nennen.

Ein Mann in der Stellung Christophs hätte von einer solchen Gelderpressung sicherlich in der Kammer kein Wort gesprochen, wenn er nicht die zehnfachen Beweise davon in Händen gehabt hätte.

An der Sache ist also gar nicht zu zweifeln; tausendmal wichtiger als sie ist jedoch von unserm Standpunkt aus der Abscheu, den ein solcher Mensch erregt. Eine ehrenhafte Gerichtsperson als Fälscher und Dieb zu bezeichnen, ist für Meyer eine Kleinigkeit und dies genügte, daß Seitens des gelehrigen, seinen Befehlen unterthänigen Martin Feuillée, jenes unglücklichen Beamten in der „Lanterne" öffentlich in dieser Weise Erwähnung gethan ward. Im Dezember 1883 hat Denormandie diese Erbärmlichkeit dem Großsiegelbewahrer geklagt, der ihm jedoch hierauf die Antwort schuldig geblieben ist.

Denormandie sagte: die „Lanterne" vom 21. August zeigte an, daß beim Gerichtshof zu Angers ein Richter Namens Maury abgesetzt werden würde. Einige Tage später geschah dies in der That.

Am 29. August enthielt dasselbe Blatt folgendes: „Man mache kurzen Prozeß mit ihm!" Am 6. Oktober waren drei der bezeichneten Richter des Amtes entlassen.

Dasselbe Journal bezichtigte den Präsidenten des Gerichtshofs von Pont de Marsan, Namens Tourné, der Fälschung, und deshalb unwürdig ferner den Vorsitz zu führen.

Selbstverständlich ließ die Absetzung nicht lange auf sich warten. Doch damit nicht zufrieden, erklärte jenes Journal in einem neuen Artikel, daß sämmtliche Richter jenes Gerichtshofes Fälscher seien, und daß sie von ihren Sitzen herunter müßten. Es veröffentlichte ihre Namen unter Zusätzen ausschreitendster Art und wenige Tage hernach wurden sie abgesetzt.

Denormandie berichtete weiter von dem, was an den Gerichtshöfen zu Pau, zu Vannes und zu Dux sich ereignete.

Das genannte Journal fuhr also fort: „Vorwärts, Herr Großsiegelbewahrer, gehen Sie nach Clermont und verfahren Sie dort, wie Sie es in Mont de Marsan und in Pau gethan haben!"

Herr Denormandie hätte, indem er diese Verbannungslisten aufstellte, hinzufügen können, daß Meyer Rache für

ganz persönliche Beleidigungen nahm, weil er und die Seinigen allerdings zu den verschiedensten Gerichtshöfen in Beziehungen getreten waren. Namentlich lag ihm das Urtheil des Gerichtshofes zu Valenciennes vom 20. August 1879 schwer auf dem Herzen, denn es hatte scharf das Verfahren beleuchtet, dessen sich Meyer in einem seiner Journale, nämlich der Reforme financière bedient hatte und ein höchst verdächtiges Unternehmen: die societé céramique du Nord zu stützen. Der Gerichtshof hatte festgestellt, daß die Réforme financière diese Gesellschaft als schulden= und hypothekenfrei bezeichnet hatte, zur Zeit, als noch gar keine Zahlung geleistet worden war und hatte erklärt: „daß die hierdurch verursachte Schädigung zwar nicht durch die Thatsachen selbst, aber durch die in einer eigennützigen und deshalb sträflichen Absicht geschehene Veröffentlichung geschehen sei" und hatte endlich konstatirt, daß diese strafbaren Schritte „von dem Bankier und Schriftsteller Meyer in Paris in dem Journal „Réforme financière" veranlaßt worden seien".

In einer Angelegenheit der Nouvelle France hatte man keinen Anstand genommen, einen einfachen Journalisten Namens Sumien zu verfolgen, welcher nichts zu thun hatte, als Anzeigen oder Meldungen entgegenzunehmen und der sich nun eingebildet hatte, daß Loew oder irgend ein kürzlich ernannter Richter den Meyer wegen jener zweifelhaften Unternehmung angeklagt habe. Dieser unschuldige Irrthum mißfiel indeß Meyer so sehr, daß er Gelegenheit nahm, sich dafür zu rächen."

Selbst unsere Offiziere werden von diesem Juden wie kleine Jungen behandelt.

Am 14. Juli 1883 brachte die „Lanterne" irgend eine ehrenrührige Aeußerung über den Obristen von Vaulgrenand vom 22. Artillerie=Regiment zu Versailles. Am nächsten Tage fanden sich auf dem Redaktionsbureau nebst dem Obristen de la Valette und Morlière eine Anzahl Offiziere des 22. Artillerie = Regiments ein. Was wollten diese Herren? Etwa einen Widerruf von Meyer verlangen? Das wäre vergebliches Bemühen gewesen! Sie erklärten einfach in Cursiv=

schrift in jenem Journale, daß sie die Angelegenheit zu Gunsten ihres Obristen beurtheilten.

Ist das nicht ein psychologisches Zeichen unserer Zeit, daß jene heldenmüthigen, französischen Offiziere sich zu einem ekelhaften Kölner Juden, der zur Hälfte Sänger, zur Hälfte Spion ist, hinbemühen, um für ihren Obristen Protest einzulegen!

Das sind Verirrungen, Schwächen, moralische Gallicismen, die ein Deutscher oder Engländer einfach nicht begreift. Namentlich würden uns die deutschen Offiziere, diese Hegelianer in Uniform, über solchen Fall bei ihrer Sucht, alles philosophisch-theoretisch zu erhärten, mit Fragen ins Blaue bestürmen:

— Wie mögen nur Eure braven Offiziere, die wir im Feuer bewundert haben, sich so behandeln lassen!

Die einzige Erklärung hierfür ist jeglicher Mangel an geistigem Muthe. Um den Mangel an Widerstandskraft zu erklären, braucht man nur an die Hinrichtung jener 27 Gensd'armen und Pariser Gardisten, jener Geißeln der Commune, zu erinnern. Diese unbestritten unerschrockenen Männer haben das Gleiche durch ihren Tod klar bewiesen. Begleitet von nur 35 Mann erwartete man zuverlässig, daß Jene entweichen würden. Auf dem ganzen Wege zur Hinrichtungsstätte ermuthigte man sie dazu. Noch in der Rue de la Roquette rief ihnen eine Frau zu: „Rettet Euch!“ Sie gingen bis zur Stelle, wie Maxime du Camp sagt: „in festem, gleichmäßigem Schritt, als ob es zum Appell ginge.“

Seit zehn Jahren haben alle sich vollziehenden Ereignisse den unwiderleglichen Beweis geliefert, daß die Gehirnthätigkeit, welche es ermöglicht einen raschen Entschluß zu fassen, vom Obristen bis zum Municipalgardisten herab, abhanden gekommen zu sein scheint.

Eugen Meyer besitzt diesen geistigen Muth, diese Thatkraft und Entschlossenheit.

Man sehe sich doch das curriculum vitae dieses Juden einmal genauer an. Man studire diesen Menschen inmitten der Seinigen, in seinem moralischen Entstehen und seiner intellektuellen Entwickelung und man wird erstaunt sein, wie

die erste beste jüdische Familie alles um sich herum aufzuregen, die Leute zu belästigen und alles in Bewegung zu setzen weiß.

Ein Onkel Meyer's, der durch die Intendanten Wolff und Gaffriot unterstützt ward, erhielt militärische Lieferungen für die Krimm und Mexico, gewann dabei ein großes Vermögen, was er aber wieder verspekulirte, dann wurde er Hauptagent in Memphis und Paso, legte sich später aufs Speck-Geschäft und ging dann nach den Vereinigten Staaten, um sich schließlich nach Brüssel zurückzuziehen.

Ein zweiter Onkel Meyer's war von 1860 bis 1862 Direktor der Pfandleihe in Cöln, beging dort zahlreiche Unterschleife und flüchtete zuerst nach Frankreich, dann nach England. Er wurde zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Begnadigt, heirathete er in London eine berüchtigte Kupplerin, welche in Piccadilly einen Laden hatte, und lebt jetzt in Paris.

Bei einer Cousine Meyer's, einer Frau P., starb plötzlich einer der Marschälle des zweiten Kaiserreiches.

Unser Eugen Benjamin Meyer hat auch in der traurigen Rappaport'schen Angelegenheit eine Rolle gespielt.

Diese Angelegenheit ist einer besonderen Erwähnung werth.

Dieser Rappaport, oder Rapoport [1]) ist ein echt moderner Jude, ein Typus, wie ihn Paris deren nach tausenden zählt, er wohnte in der Rue de Richelieu sehr luxuriös, besucht die feinsten Restaurants, spielte und gewann stets. Obgleich gebürtig aus Wilna, würde er dennoch, hätte er sich bei den Wahlen betheiligt, jedem beliebigen guten Christen gegenüber, dessen Familie seit 2—300 Jahrhunderten hier ansässig, und der gewissermaaßen die zweite Vorsehung seines Stadttheiles ist, dennoch, wenn auch nicht gewählt, so doch, wie Camille Dreyfuß, mit Beifall empfangen worden sein und alle Juden und

[1]) Salomon Rappaport im Jahre 1790 zu Lemberg geboren, war einer der angesehensten deutschen Rabbiner, er hat Racine's Esther in's Hebräische übersetzt. Am 9. Juni 1860 feierten die deutschen Juden mit großem Pomp seinen 70. Geburtstag.

die Freimaurer wären mit dem einstimmigen Ruf an die Wahlurne getreten: „Wählt Rappaport!" während die ehrlichen Leute seufzend geschwiegen hätten.

Auf welche Weise Rappaport am 12. Dezember 1882 plötzlich verschwand, ist nicht ganz aufgeklärt worden.

Zuvörderst geben wir den Bericht der Lanterne, die vorzugsweise in der Lage war, gut unterrichtet zu sein, jedoch andererseits Ursache hatte, die Wahrheit zu verschleiern.

Die äußeren Thatsachen des Verbrechens sind bekannt. Eines Morgens früh ward im 4. Stock ein Fenster aufgerissen und ein junges Mädchen erschien an demselben, ein herzzerreißendes Geschrei ausstoßend, alsbald verschwand sie jedoch wieder, wie es schien von hinten zurückgerissen und das Fenster ward geschlossen. Kurze Zeit nachher hörte man einen Schuß. Sofort ward polizeiliche Hülfe gerufen und man öffnete gewaltsam die Thür.

Es war die Wohnung eines Diamantenmaklers, Georg Rappaport. Er hatte seine Tochter erstochen und sich dann erschossen.

Dies die gewaltsamen Vorgänge.

Die Ursachen dieses Verbrechens sind dagegen keiner Zeitung bekannt. Allgemein hat man angenommen, es sei dies die verzweiflungsvolle That eines Vaters, der seine Tochter tödtete. Nichts von dem ist wahr, vielmehr ist der Grund folgender:

Georg Rappaport, aus Polen, Diamanten-Makler, hatte 1864 Fräulein L. Davis geheirathet. Zwei Kinder entsprossen dieser Ehe — eine Tochter, — die jetzt ermordete — und ein Sohn von jetzt 15 Jahren.

Bald brachen ernste Mißhelligkeiten zwischen beiden Gatten aus. Rappaport war in den Wegen des Lasters erfahren, also ohne moralischen Halt, hatte bei dieser Heirath nur auf Geld gesehen und seine Versuche, sie an reiche Freunde zu verkaufen, zwangen diese ehrenhafte Frau, zu ihrer Familie zu flüchten und die Scheidung auf Tisch und Bett erfolgte im Jahre 1876.

Das gerichtliche Urtheil bestimmte, daß die beiden Kinder, welche sich damals in einer Pension befanden, abwechselnd bei dem Vater und der Mutter bleiben sollten.

Die Tochter wuchs inzwischen zu einer Schönheit heran. Der Vater versuchte nun, ebenso wie er es bei der Frau vergeblich gethan hatte, mit der Schönheit der Tochter ein Geschäft zu machen.

Er trieb sie zum Theater und ließ sie, als sie 1880 die Pension verließ, ins Konservatorium eintreten. Damals war Fräulein Rappaport 16 Jahr alt.

Die Mutter widersprach dem mit größtem Unwillen und verlangte gerichtlich vom Vater, daß die Tochter wieder in die Pension zurückkehre, hatte jedoch dabei die Unvorsichtigkeit begangen, das Konservatorium als einen gefährlichen Aufenthalt zu bezeichnen. Hierdurch ward der

Gerichtshof veranlaßt, gegen diese Behauptung Widerspruch zu erheben. Es wurde demnach, da das Konservatorium vom Gericht gegentheilig beurtheilt ward, Rappaport das Recht zugesprochen, die Tochter dort zu belassen.

Kraft dieses Urtheils behielt er indeß die Tochter bei sich, führte sie ins Theater, an zweideutige Vergnügungsorte, nach dem Boulogner Gehölz und zwar stets in auffälliger Kleidung. Die hierüber verzweifelnde Mutter konnte nichts dagegen thun. Das gerichtliche Urtheil verhinderte sie daran.

Das Kind — denn das war sie noch — wehrte sich indeß lebhaft gegen den Versuch, sie zu verkaufen.

Vor Kurzem faßte Rappaport nun den Entschluß, sich prachtvoll einzurichten, um sie noch mehr seinem Zweck zugänglich zu machen, indem er hoffte, doch endlich ihren Widerstand zu besiegen. Er miethete zu dem Ende für 8000 Franken eine Wohnung in der Avenue d'Antin No 29, ließ dieselbe aufs kostbarste ausstatten und beabsichtigte, am 15. desselben Monats dort einzuziehen.

Das junge Mädchen widersetzte sich dem umsomehr und der Elende beschuldigte sie der „Undankbarkeit".

Am letzten Sonntag schrieb er an seinen Sohn den nachstehenden Brief, nachdem er einsah, daß seine nichtswürdigen, auf Gelderwerb gerichteten Absichten fehlgeschlagen, und beschloß die Tochter, die ihm nicht zum Reichthum verhelfen wollte, zu tödten.

Der Brief lautete:

Sonntag, den 10. Dezember 1882.

Mein lieber Sohn!

„Deine undankbare Schwester setzt mich in Verzweiflung. Sie hat mich bis zum Aeußersten beleidigt. Ich habe sie verflucht und ziehe den Tod vor. Ich bedaure, Dir nicht persönlich Lebewohl sagen zu können. Ich wünsche Dir alles denkbare Glück und umarme Dich ein letztesmal

Dein Dich liebender Vater."

Wir können noch hinzufügen, daß das arme Kind, an das dieser Brief gerichtet war, denselben nicht erhielt. Es weiß noch nichts von diesem Drama, befindet sich in der Krankenstation seiner Pension, und zwar schwer erkrankt in Folge der Aufregung über die Vorfälle, welche sich in seiner Gegenwart bei dem letzten Besuch des Vaters zwischen demselben und seiner Schwester zugetragen hatten, wie deren schon hundert andere vorangegangen waren.

Der Elende fand so wenig unnatürliches in seinem Vorgehen, daß er es nicht einmal vor seinem Sohne verbarg.

Einige Zeitungen haben mitgetheilt, daß Fräulein Rappoport einen Geliebten hatte, einen reichen Spanier, und daß dieser sie erst wenige Minuten vor ihrem Tode verlassen habe.

Es ist dies eine Unwahrheit. Die gerichtsärztliche Untersuchung hat festgestellt, daß der Vater sie im Schlafe ermordet hat.

Seit einigen Tagen hatte sie, von dunklen Vorahnungen geängstigt,

sich in ihrem Zimmer eingeschlossen, der Vater hatte sich jedoch ohne ihr Vorwissen einen Doppel-Schlüssel zum Zimmer anfertigen lassen.

Die verschiedenen Journale haben sich darüber abweichend ausgesprochen.

Die Nouvelles de Paris vom 14. Dezember 1882 sagen: Rappaport war ein geborener Israelit aus Russisch-Polen. . . . . Im Jahre 1882 stellte ihn ein gemeinschaftlicher Freund einem reizenden jungen Mädchen, einer Jüdin, vor, die — in musikalischen Kreisen gern gesehen — eine für diesen halb Wilden eigentlich viel zu feine, weil künstlerisch angelegte Natur war. Dennoch wurde sie seine Frau und schenkte ihm zwei Kinder.

Eines Tages jedoch dieser prosaischen Verbindung überdrüssig, verließ sie ihn und ging mit einem jungen Manne durch, der sie bald wieder verließ. . . . Augenblicklich ist sie die Freundin eines meiner Kollegen. Erst kürzlich hat sie — wenn auch wider Willen — eine Rolle bei jener Scene gespielt, durch welche die erste Aufführung der Mariage d'André so unerwartet unterbrochen wurde.

Die verbreitetste Ansicht ist die, daß Rappaport durch ein Individuum von semitischem Typus ermordet ward; man hatte dasselbe einige Augenblicke später, nachdem die Tochter Rappaports, welche ihren Vater zu schützen versucht hatte, gleichfalls von jenem Individuum ermordet worden war, aus dem Hause fliehen sehen. Wenn, wie die Lanterne behauptet, die Tochter im Schlafe ermordet worden sei, so steht damit im Widerspruch, daß ihr am Fenster ausgestoßenes Geschrei zuerst die Aufmerksamkeit auf den Vorfall lenkte. Uebrigens behaupten auch die Nachbarn, daß Fräulein Rappaport eine Minute vorher noch angekleidet am Fenster gesehen worden war.

Es wird allgemein behauptet, daß im Augenblicke, wo die polizeiliche Untersuchung den Thatbestand erhärten sollte, eine jüdische Gerichtsperson erschienen sei, daß die von der Oeffentlichkeit dringend verlangte gerichtliche Autopsie der Leiche untersagt wurde, und daß durch einen Rabbiner die Leiche Rappaports, ohne daß festgestellt war, ob er der Mörder oder der Gemordete gewesen, in aller Stille abgeholt und auf dem jüdischen Friedhof begraben worden sei.

Denkt man sich, daß ein Christ ähnliche Erinnerungen mit sich herumtrüge oder in gleiche blutige Situationen verwickelt gewesen wäre, so würde sein ganzes übriges Leben

hierdurch verdüstert; er würde in eine tiefe Melancholie verfallen und sich möglichst allen Blicken entziehen. Der Jude befände sich dabei munter wie ein Fisch im Wasser, er wäre ganz glücklich, denn solche fortdauernde Aufregung ist sein Element; vorzugsweise gern reibt er sich an denen, welche ihm eigentlich eine heilsame Furcht einflößen müßten; unsere Offiziere nennt er Pfaffenknechte und kirchliche Hanswürste [1])

Ohnerachtet seiner unüberwindlichen Furcht vor einer Degenkreuzung täusche man sich nicht über seinen Muth. In unserer Zeit des puren Verstandeslebens besitzt er gerade die allernothwendigste Kühnheit, nämlich die des Gehirns. Man sehe sich nur diesen kleinen jüdischen Kölner Gauner einmal näher an.

Obgleich alles wider ihn ist und er einen gebrandmarkten Namen trägt, auch nicht die mindeste schriftstellerische Fähigkeit besitzt, weiß er sich doch auf dem pariser Pflaster zu bewegen und hat mittelst der auf bekannte Weise aufgebrachten Fonds ein großartiges Geschäft mit der Lanterne eröffnet, durch das er die halbe Welt in Bewegung setzte. Betrachte man hiergegen unsere Katholiken: ihre Familien sind seit Jahrhunderten hier ansässig, sie haben 200000 Livres Rente und sind trotz des besten Willens, obgleich sie zu ihrer Verwandtschaft weder Zuchthäusler noch Gehenkte zählen, ohnmächtig und unterdrückt. „Man sollte etwas unternehmen, aber was? Was sind das für Zeiten, mein Lieber?“

Wie soll aber auch in einem Lande jene alte gute Zeit noch möglich sein, wo solche Kunden, wie die vom Meyer'schen Schlage von einem Geschäft ins andere, von einer Combination in die andere, oder von einem Skandal in den andern sich jagen. Man lasse das noch zwanzig Jahre so fort gehen, und sie sprengen Paris, Frankreich, ja ganz Europa in die Luft.

Ja, hätte man nur mit denen zu thun, die man einmal im Hause hat. Aber ach! es giebt ihrer so viele Millionen auf der Erde, die fortdauernd, wenn man die ersten allenfalls

[1]) Lanterne, Mai 1883.

halb und halb untergekriegt hätte, verhungert, aber auch rührig und gierig sich neu wieder einfinden.

Um nun auch beurtheilen zu können, wie wir bezüglich der französischen und kosmopolitischen Demokratie daran sind, und um den richtigen Maaßstab an ihre Würdigkeit und ihre Moralität anlegen zu können, muß man in Betracht ziehen, welchen Platz Meyer in der republikanischen Parthei einnimmt. Lockroy, Bradlaugh und Aurelius Saffi halten in Meyer's Hause Reden über die demokratischen Tugenden. Wie bürgerlich und verächtlich mußt Du Dir doch vorkommen, mein alter Lockroy, daß Du an solchem Ort Deine Phrasen loslässest! Und daran soll das arme Volk glauben?! Bei den Wahlen von 1885 war Meyer der Hauptwähler, denn die Liste der Lanterne hatte gesiegt. Bei dem von Meyer in Folge dessen gegebenen Bankett waren 15 Pariser Abgeordnete, an ihrer Spitze Lockroy, Dreyfuß und Benjamin Raphael, sowie 9 Abgeordnete der Provinzen zugegen.

Und wie meint man wohl daß Lockroy bei dieser Gelegenheit dort diesen von der Kammer der Gelderpressung Beschuldigten apostrophirt habe? „als den ausgezeichneten Leiter der „Lanterne“, als seinen Collegen und Freund.“ [1])

Da hat man den moralischen Werthmesser für den vornehmsten Gewählten von Paris, und es ist durchaus nöthig, dies zu konstatiren, damit man sich später das so schnelle Versinken Frankreichs in diesen moralischen Schlamm möge erklären können. [2])

---

[1]) Lanterne, 27. October 1885.

[2]) Dieser angebliche Verbesserer der Menschheit scheint übrigens fortwährend mit allem möglichen verdächtigem in Paris auf vertrautem Fuß zu leben. Wie uns Wolff im Figaro vom 31. Oktober 1885 mittheilt, hat dieser vornehmste Gewählte von Paris früher unter dem Pseudonym Mephistopheles gemeinschaftlich mit dem deutschen Juden gewirkt. Wolff berichtet in der an ihm bekannten gewählten Ausdrucksweise: „Lockroy arbeitete unter diesem Pseudonym mit mir zusammen“. Wolff mochte sich jedoch nicht undankbar gegen Jemand zeigen, der mit ihm zusammen gewirkt hat, und so verglich er denn diesen kleinen Leuchterknecht (bobèche) vom Boulevard mit dem Neffen des großen Napoleon. So hatte er also einen besonderen Beinamen für ihn erfunden, etwa so wie

Und so sind sie Alle! Sie kennen Anatole de la Forge. Das ist ein „feiner Mann“. Alle Zeitungen behaupten es und Ignotus stimmt damit überein.[1]) Was heißt es aber in unserer Zeit „ein feiner Mann?“ Heut zu Tage, gegen Ende dieses Jahrhunderts, giebt es eine gewisse Sorte von Bezeichnungen, die unbestimmt in der Luft schweben, ohne daß man sie näher definiren kann, ähnlich etwa dem Posthumen, jenem ätherförmigen Wesen, von dem die Engländer sprechen, das mit abhanden gekommenen Begriffen zusammen zu hängen scheint.

Genügt es, um ein „feiner Mann“ zu sein, in Fechterkreisen als guter Fechter zu gelten, und, wie Alexander Dumas sagte, eine Quarte so gut zu machen, daß man sicher durch einen Damenring hindurch sticht; wie Anatole de Forge dies im Stande ist? Sicherlich nicht! Mir scheint vielmehr, daß eine ganz ausgeprägte Gewissenhaftigkeit, ein feines Empfindungsvermögen und ein gewisser Ueberfluß an Ehrgefühl, diejenigen Eigenschaften sind, an denen man den feinen Mann erkennt. Heißt es nicht sich über Andere lustig machen, wenn sich ein solcher „Vorsänger“ [2]) bei jeder Gelegenheit öffent-

---

man Louis Napoleon nicht einfach Präsidenten der Republik, sondern Prinz-Präsidenten nannte. All dergleichen, was jetzt unbemerkt an der großen Menge vorübergeht, erhält erst dann den richtigen Beigeschmack, wenn einmal später klarer werden wird, von was für Menschen wir regiert worden sind.

[1]) In einem Artikel vom 26. November 1884 verglich Ignotus dieses unterthänige Mitglied einer gefügigen Majorität Anatole de Forge mit Charette! Dahin kann ein Schriftsteller von unbestrittenen Fähigkeiten kommen, wenn er, wie Montaigne sagt: „auf seinen Verstand Hypotheken aufnimmt“, d. h. mit anderen Worten, wenn er statt unabhängig zu urtheilen, sich von der Meinung abhängig macht, die sich auf den Boulevards geltend macht, nur um nicht mit dem landläufigen zu brechen. Im Grunde halte ich de la Forge für ein neues Modell des Kapitäns Bravida, der seinen mächtigen Schnurrbart streichend unablässig mit Donnerstimme ausrief: Ich bin der Bekleidungskünstler Kapitän Bravida!

[2]) Am 24. Oktober 1884 schrieb Anatole de la Forge an Eugen Meyer:

Mein lieber Meyer!

Ihre beiden Artikel in der gestrigen Nummer der Lanterne in Betreff der Vertheilung der Preise beim Schützenfest, machen Ihrem

lich ein „feiner Mann“ oder „mein alter Freund“ nennen läßt?“

Ist es nicht eine Schande, sich, wenn auch nur auf kurze Zeit Präsident der Patriotenliga nennen zu lassen, und einen Kölner Juden als Patrioten zu beglückwünschen, der täglich gegen französische Offiziere die unfläthigsten Schimpfworte ausstößt, wie weiter oben davon ein Beispiel gegeben worden ist?

Wie weit sind wir von jenem deutschen Tugendbund entfernt, wo ein Stein, ein Scharnhorst, ein Blücher und ein Arndt, junge Dichter und alte Generäle sich vereinigten, um das Joch Frankreichs abzuschütteln!

In unserer wurmstichigen Gesellschaft dagegen, wo Betrug und Lüge sich wie die Ratten in einem Theaterdekorations-Magazin begegnen, ist alles wie dort auf Täuschung berechnet. Man glaubt einen Tempel, einen Palast, oder eine Strohhütte vor sich zu haben, aber genau betrachtet ist es ein mit dem groben Pinsel bemalter Rahmen. Man meint einen Mann mit selbstständiger Meinung, einen dem entsprechenden Charakter vor sich zu sehen, hört man jedoch von seinem Privatleben, von seiner öffentlichen Wirksamkeit, so entdeckt man, daß man mit einem Hanswurst zu thun hat, der eine falsche Rolle spielt, nur, weil er gern Abgeordneter werden möchte, und die schamlosesten Mittel nicht scheut, um dies zu erreichen.

Der auffälligste dieser sangeskundigen Journalisten ist unstreitig Simia. Er ist, um es treffend zu bezeichnen, eine besondere Naturerscheinung unserer Zeit. Kein Jahrhundert

---

Charakter hohe Ehre und haben mich nicht überrascht da ich weiß, daß Sie ein unentwegter Republikaner und ein glühender Patriot sind.

Von Herzen

Ihr alter Freund
Anatole de la Forge.

De la Forge scheint sich gänzlich dieser Judenbande angeschlossen zu haben, denn wir sehen ihn gegen den Anti-Sémitique protestiren, den er die Pflicht hatte als Abgeordneter zu lesen, um über wichtige Fragen der Zeit auf dem Laufenden zu sein. Als er im Oktober 1884 seinen Wählern im Grand Orient Rechenschaft ablegte, hatte er zwei Juden Namens Bloch und Hirsch als Beisitzer neben sich.

hat ein Exemplar von so gemeiner Verderbtheit hervorgebracht und keins wird je wieder eins hervorbringen, was mit diesem zu vergleichen wäre.

In diesem eigenthümlichen Zwitterwesen ist der moderne Jude so zu sagen in Fleisch und Blut ganz verkörpert.

Eines Tages fragte die Königin von Rumänien Blowitz, als er beim Eintreffen des ersten sogenannten „Blitzzuges" gegenwärtig war, was er für ein Landsmann sei: „Ich weiß es nicht", antwortete der Jude, „ich bin in Böhmen geboren, lebe in Frankreich und schreibe englisch." (Er hätte hinzufügen können im deutschen Interesse). Als Kosmopolit wird er jedoch noch von Wolff übertroffen; der hat weder Vaterland noch Religion, ja noch nicht einmal Geschlecht. Dies Neutrum ist ein Produkt was in keine der bekannten Abarten hineinpaßt.

Bastian-Lepage hat jenen Mischling von Froschreptil und Mensch täuschend geschildert. Ein Jeder ist wohl schon einmal diesem wunderlichen Geschöpf auf den Boulevard begegnet, bei dessen Anblick Einem jene gemästeten Personen einfallen, die man in gewissen Häusern mit blumenverzierten Hauben auf dicken Köpfen, unter schmutzigen Camisolen unförmige, schwankende Fleischmassen bergend findet, wie sie mit wahrhaft feierlicher Komik ihrem Beruf obliegen. Diesen Matronen scheint Simia das einladende unheimliche Lächeln abgelauscht zu haben, mit dem er im Tone des Biedermannes den guten Ruf des Schriftstellerthums preist, während er die schmutzigsten Dinge bespricht, die ihn vorzugsweise anziehen.

Was Bastian-Lepage mit dem Pinsel vollbrachte, sollen wir mit der Feder leisten; doch wäre das Gemälde unvollständig, wenn Wolff darin fehlte. Glücklicherweise kann uns hier eine der charakteristischsten Leistungen dieser Zeit behülflich sein, nämlich ein von einem jungen Juden Namens Gustav Toudouze unserem Wolff errichtetes Denkmal, was den Titel führt: Albert Wolff, histoire d'un chroniqueur parisien.

Wie viele seiner Gattung angehörige Litteraten, ist Wolff aus Cöln gebürtig und ißt erst seit 1857 unser Brot, indem er gleichsam den Vortrab der Invasion fremder Journalisten

bildete. Kugelmann führte ihn beim Figaro ein und er glänzte hier sehr bald. Ich habe bereits erörtert, was man den „esprit parisien“ nennt, nämlich eine von den Juden ausgehende Kunstschöpfung, weshalb sie natürlich nur bei denen gedeiht, die das hierzugehörige Kauderwelsch erfanden und es also auch am besten sprechen.

Damals war Wolff noch billig zu haben. Lieh man ihm fünf Louisdor, so überschüttete er Einem mit Höflichkeit, aber freilich, wenn man sie wieder zurückforderte mit desto größerer Grobheit.

Ein armer Teufel Namens Guinon, dem solchen Injurien gegenüber die nöthige Philosophie fehlte, verklagte ihn und Gambetta, der seinen Glaubensgenossen vor Gericht vertrat, beschwor beim allmächtigen Gott, daß noch niemals Jemand die Würde der Presse so gewahrt habe, wie sein Client Wolff.

Die Richter, welche in jener längst vergangenen Zeit noch nicht so wie heut von Vorurtheilen befangen waren, fällten am 29. December 1885 jenes Urtheil, welches eine der schönsten Blüthen jenes Daseins bildet, welches Wolff gern: „ein ehrenvolles und rechtschaffenes“ nennt.

In Anbetracht, daß der Figaro in der Nummer vom 22. November d. J. einen Artikel betitelt „A travers Paris“ gebracht hat, der mit den Worten beginnt: „le monde des lettres“ und mit den Worten schließt: „m'a remis trente-cinq fauteuils d'orchestre, signé Albert Wolff;“

In Anbetracht, daß die ersten sechs Paragraphen dieses Artikels die beleidigendsten Ausdrücke und die schmählichsten Beschuldigungen gegen den Kläger enthalten, da derselbe dort namentlich ein lächerlicher, erbärmlicher Mensch, ein verdächtiger Geschäftsmann, ein Betrüger genannt wird, welcher mit der Geriebenheit des Wucherers die Niedrigkeit des Bedienten verbände, der auf seinem Gesicht die Spuren aller möglichen Schandbarkeiten trüge, der sich Abends, nach dem ihm die Beweise des Abscheus den er einflöße, geworden, dem Studium des Strafgesetzes hingäbe, um genau zu erforschen wie weit er gehen könne, um der Polizei nicht in's Garn zu laufen, der zu Freunden einige Scharfrichtergehülfen habe, die sich mitunter mit ihm an einen Tisch setzten, aber beim Hinausgehen denn doch sagten: wie kann man sich so weit wegwerfen, wie wirs gethan, welcher unter anderen dafür bekannt ist, daß er die Schuldforderungen an arme Schriftsteller zu billigen Bedingungen aufkauft oder von jungen hungernden Leuten deren schriftstellerische Erzeugnisse zu Spott-

preisen ersteht und es dann noch wagt sich an denselben Tisch mit denen zu setzen, die er so beraubt hat.

In Anbetracht endlich, daß festgestellt worden ist, daß alles dies um so unentschuldigbarer ist, als Wolff noch wenige Wochen vorher, am 2. November, mit Guinon fast freundschaftlich verkehrte, Briefe an ihn schrieb, die mit den Worten „compliments, mille compliments" endigten und in denen er um Aufschub wegen Abtrags einer Schuld von 100 Franken bat, indem er sich auf sein Wort verpflichtete vor dem 22. October alles zu bezahlen, und da feststeht, daß Wolff, als er den angeführten Artikel schrieb, einen Akt der persönlichen Rache beging, dafür, daß auf sein Guthaben bei der Kasse der dramatischen Schriftsteller und derjenigen des Figaro für den 25. Oktober gerichtliche Beschlagnahme für jene Schuld statt fand, aus diesen Gründen verurtheilt das Gericht den Albert Wolff zu sechs Tagen Gefängniß und Wolff und Jouvin[1]) solidarisch zu 300 Franken Strafe.

Ich finde, daß für die Charakteristik des modernen französischen Lebens die obigen Einzelheiten geeignet sind, den Einfluß, welchen fremde Elemente ausüben, klar zu legen.

Man gehe doch einmal nach Deutschland, versuche dort 100 Franken zu borgen und dann Arbeit zu finden, und dann erzähle man wie es Einem ergangen.

Ich habe auf meiner Reise täglich meine 50 Franken in Cöln ausgegeben, ohne daß mir die mindeste Höflichkeit bezeigt worden wäre. In England werden bei Regenwetter die Thorwege geschlossen, damit die Vorübergehenden dort keinen Schutz suchen.

Der Kölner Jude findet hier zu leben, hat aber dann nichts Eiligeres zu thun, als den Eingeborenen zu beleidigen, und ihm die unfläthigsten Redensarten an den Kopf zu werfen.[2])

---

[1]) Es ist fast unnöthig hinzuzufügen, daß Jouvin als ganz unbetheiligte sehr ehrenwerthe Persönlichkeit, nur weil er verantwortlicher Redakteur des Figaro war, verurtheilt ward.

[2]) Es bezeichnet dies den Juden. Unsere Arbeiter hungern im wahren Sinne des Wortes; kaum vergeht ein Tag, daß man nicht von irgend einem zwar dürftig gekleideten aber ehrlich aussehenden Menschen auf der Straße angesprochen wird. „Ich bitte Sie", sagt er, indem er Einem das Arbeitsbuch zeigt, „sich zu überzeugen, daß ich bis jetzt ehrlich gearbeitet". Die Juden von Paris haben uns so lange vorgeklagt, bis wir uns genöthigt sahen, den aus Rußland angekommenen Israeliten die Wohnung zu überlassen. Und wozu verwenden sie das erste hier erworbene Geld? Um ihren Beifall über ein an einem Franzosen begangenes

Und versucht man solchem Beleidiger so zu begegnen wie jedem anderen, so erhebt er die Arme gen Himmel und erklärt, daß der ihn angegriffen, ein nichtswürdiger Verleumder gewesen.

Unsere jetzigen psychologischen Zustände lassen sich in die fünf Worte fassen: Unser Jahrhundert ist erschreckend feige.

Um diese allgemeine Feigheit zu verdecken, nimmt man fortwährend zu Lügen seine Zuflucht. Fast jedes geschriebene Wort ist eine Beleidigung der Wahrheit. Unter all den Schriftstellern, die fortwährend das Wort Vaterlandsliebe im Munde führen, ist nicht einer, der das thut, was ich gethan habe, nämlich in's Justizministerium zu gehen und sich zu überzeugen ob dieser Deutsche, der täglich in ihrer Mitte ist, mit dem sie sich über alles mögliche fortwährend offen aussprechen, sein Wort gehalten hat, sich als Besiegter naturalisiren zu lassen.

Nun aber hat sich Wolff niemals als Franzose naturalisiren lassen und hat niemals ein Verlangen danach gehabt. Durch Dekret vom 7. Mai 1872 ist „dem Abraham, genannt Albert Wolff, gestattet worden, seinen Wohnsitz in Paris zu nehmen." Dieses Dekret berechtigt ihn unter der jetzigen toleranten Regierung ein Geschäft als Krämer oder als Schriftsteller zu betreiben, ohne deswegen ausgewiesen zu werden, aber, ich wiederhole es, niemals ist er naturalisirter Franzose geworden, steht also mit einem Fuß in Frankreich, mit dem anderen in Deutschland.

Und diesen Menschen, welcher unseren Adel, wenn sich irgend wo etwas Aergerniß Erregendes begiebt, von oben herab be-

---

Verbrechen zu bezeugen. Während die Rothschilds unser Mitleid zu erregen suchen für ihre, durch Gewaltthaten bedrängten russischen Glaubensgenossen, unterstützen diese selbst, kaum hier angekommen, die strafbarsten Handlungen. Im Cri du peuple vom 16. Februar 1886 steht folgende bezeichnende Anzeige:

Die Gesellschaft der russisch-israelitischen Arbeiter zu Paris schickt den Sträflingen zu Decazeville und den Strikenden zu Saint Quentin nebst ihrem Schärflein die Versicherung der wärmsten Theilnahme.

handelt, welcher im Namen der nationalen Kunst unsere Meister lehrt was gute Sitte sei, wagt man nicht, rein aus Furcht vor dem Figaro, auf seinen Standpunkt zurückzuweisen?

Dank dem Figaro terrorisirt Wolff die künstlerischen Kreise wie Eugen Mayer die politischen unterjocht. Der unglaubliche Turquet preist diesen Deutschen in einer feierlichen Rede als eine Autorität. Ich habe tüchtige Maler, ehrenwerthe Künstler mit schlotternden Knieen vor diesem ekelhaften Schattenkönig (fantoche) gelegentlich der Tage vor Eröffnung der Gemälde=Ausstellung beobachtet. Sind Jene, die diesen Marktschreier beim Figaro als Collegen aufnahmen, ihm im entferntesten ähnlich? Wären sie fähig einen von den gröbsten Beleidigungen strotzenden Artikel gegen einen Mann zu veröffentlichen, dessen einziges Verbrechen darin besteht 100 Franken zurückzufordern? Sicherlich nicht. François Magnard ist ein Skeptiker, aber ein gewandter brauchbarer Mitarbeiter, Saint Genest war, ehe er Journalist ward, ein tüchtiger Soldat, und besitzt den unglaublichen Muth, dieselbe Sache hundertmal zu wiederholen, um sie seinen leichtfertigen Lesern besser einzuprägen. Saint Albin ist ein vollendeter Gentlemann, der nur die eine Schwäche besitzt, daß in seinen Sport=Artikeln nichts ernst behandelt werden darf, da er meint, „das rühre sonst die Leser.“ Baron Platel, Léon Lavedan und Racot sind durchaus ehrenhafte Männer, die jenen erbärmlichen Wolff dulden müssen, weil er ihnen von den Juden aufgedrängt ist. Wenn irgend ein Christ nur ein Viertel von dem gethan hätte, was dieser Jude schon fertig gebracht hat, wäre er mit Verwünschungen überhäuft worden, die Juden dagegen stützen und vertheidigen ihren Glaubensgenossen.

Israel betrachtet die Wolffschen litterarischen Leistungen als ein vortreffliches Zersetzungsmittel.

Und in der That giebt es Schätze darin. Auf ungeschlachtem Grunde voller Lappalien steigen Raketen voll jüdischen Hochmuths und einfältiger Gemeinheit auf. Es ist ein Hirngespinst Wolffs sich an Stelle eines alten Ehrengerichts über die subtilsten Dinge für den allein Kompetenten zu halten. Die großen Klubs haben ihn über die Angelegenheit des Herrn de la Panouze, den Gemahl der unglücklichen

Jüdin Heilbronn, konsultirt und Wolff gab sein schwerwiegendes Verdikt ab: „Hat hier eine Pflichtverletzung stattgefunden? Ja oder Nein. Junger Mann, retten Sie Ihre Ehre und handeln Sie sammt ihrem ehrenwerthen Schwiegervater mit Diamanten am Kap der guten Hoffnung!"

Alles was ein Mensch von guter Erziehung möglichst umgeht, liefert für Wolff den geeignetsten Stoff zu weitläufigen Erörterungen. Noch ehe der Sarg der Gabriele Gautier geschlossen war, kramt Wolff haarklein ihren ganzen Haushalt aus, erzählt des Breitem Jedem, der es nicht wissen will, daß die Verstorbene die Geliebte eines Juden Namens Ernst Blüm gewesen ist, der halb Börsianer halb dramatischer Schriftsteller sei; worauf alsbald besagter Blum die Gelegenheit ergreift, über der Leiche seiner Gefährten eine Reklame im Rappel für sich loszulassen, in der er seinem Unwillen über gewisse ähnliche Schwächen Heinrich IV. und Ludwig XIV. Luft macht.

Am höchsten begeistert unsern Wolff jedoch Sarah Bernhard. Der Chronist des Figaro segnet Kind, Gattin, Mutter; er vergleicht sie „einem Engel", über den die Kunst ihre Flügel ausgebreitet hat, und verschweigt uns nichts über das intime Leben jener Damala. Er zeigt uns ihren Nachttisch, er öffnet die Fenstervorhänge mit jenem zu gleicher Zeit rührenden und unzüchtigen Augenzwinkern, wie Gerôme dies einer seiner Persönlichkeiten abgelauscht hat. Wenn man dergleichen im Auslande liest, so überkommt schon auf den ersten drei Seiten die Völker, die sich ohnehin in unsere Verlassenschaft theilen zu können wähnen, der Ekel. Weshalb wird denn von Denen, deren wir oben Erwähnung thaten, nicht gegen solchen Schmutz lauter Protest erhoben? Denken sie denn nicht daran, daß ihr Journal fast das einzige französische ist, was man im Auslande liest, und fällt denn nicht die Schande auf sie selber zurück?

Uebrigens giebt es hier auf diesem Gebiet nur etwa 5 bis 6 solcher Skandalmacher (puffistes), die sich wie eine ägyptische Landplage, in diesem Schlamm bewegen. Sie tragen die Hauptschuld, daß in der allgemeinen Trauer, die über diese Landplage herrscht, die Mehrzahl nicht endlich in

anständige Bahnen wieder einkehrt, denn sie sind unaufhörlich an der Oberfläche thätig und beschäftigen fortwährend ganz Paris mit ihren gehaltlosen, lärmenden Persönlichkeiten, wobei einer dem anderen als Echo dient. Sobald Sarah Bernhard einen Schritt vorsetzt, stößt Wolff sofort in die Trompete, Arthur Mayer mischt sich gleichfalls hinein, und nicht lange währt es, so fährt Marie Colombier dazwischen, dann ist's ein Lärm, daß man kaum noch sein eigenes Wort versteht. Glaubt man endlich es sei zu Ende, so erscheint plötzlich Déroulède, und sofort ist Frau Adam gleichfalls am Platz, um in der ganzen Stadt das oberste zu unterst zu kehren, und Diesem und Jenem den Kopf zurecht zu setzen.

Bei diesen Vorgängen spielt die bekannte jüdische Nervosität eine große Rolle, so daß bei dem hierdurch entstehenden Zittern und Beben Niemand mehr zur Ruhe kommen kann. Für diese Oeffentlichkeitswüthigen scheint der Schlaf gar nicht zu existiren, sie halten sich für todt, wenn sie nicht von Lärm umgeben sind.

Ueber diesen Geisteszustand, der aus einem erschütterten Nervensystem entspringt, wird man mit Nutzen Legrand du Saulle consultiren, welcher in seinem Werk über die Hysterie den Ursprung dieser krankhaften Erscheinung erklärt. Dieser gelehrte Arzt setzt dort überzeugend auseinander, wie selbst die höchsten Tugenden für diese theatralisch zu nennenden Wesen zu einem äußeren Effect herabsinken. Die Wohlthätigkeit z. B., welche aus dem Bedürfniß des Herzens entspringt dem Bedürftigen mitzutheilen, ihm in verschwiegener Weise zu helfen, wird zu einer marktschreierischen Handlung, die bei großem Orchester die Zuschauer mit der großen Pauke heranlockt, damit die Menge sie bewundere. Bossuet nennt dies treffend „die Pest der guten Werke."

Unter denen, die eine wahre Monomanie der Oeffentlichkeit besitzen, steht Frau Adam nächst Sarah Bernhard der erste Platz zu. Ich kenne sehr wohl die Rücksichten, die man dem schönen Geschlecht schuldet und werde dieselben beachten. Dennoch halte ich es für unumgänglich, diese merkwürdige Persönlichkeit, welche in den letzten Jahren eine gewisse Stellung in der Oeffentlichkeit einnimmt, wenn sie auch

keine große Originalität für sich in Anspruch nehmen darf, hier vorzuführen.

Ist sie eine Jüdin? Ich weiß es nicht. Ihr Familienname giebt hierfür keinen genügenden Anhalt. Lambert, der eine Rothschild zur Frau hat, ist ein Jude. Der General Lambert gleichfalls, aber es giebt auch Lamberts die keine Juden sind. Jedenfalls war Edmund Adam einer jener Mustermenschen, die aus dem Politiker und dem Geldmenschen geformt werden, sozusagen ein jüdischer Jude der Judenschaft, Volksbeglücker und Millionengewinner zu gleicher Zeit. Wenn Frau Adam von ihm in den jüdischen Blättern sprach, nannte sie ihren Mann stets den „ritterlichen Edmund Adam". Worin diese Ritterlichkeit bestand, ist eins jener Räthsel, die zu lösen wir uns angelegen sein lassen . . .

Wie schon bei Homer und bei unseren alten Chronisten, giebt es gewisse Beinamen, die nie verschwinden, wenn sie einmal den Betreffenden gegeben sind. So gehts auch einigen Zeitgenossen in Paris. Ebenso wie Anatole de Forge stets „der feine Mann" bleibt, selbst wenn er es billigt, daß man einem 80jährigen Priester das Brod nimmt, so bleibt Déroulède, unser sympathischer College Delpit, stets „der patriotische Déroulède" und Adam „der ritterliche Adam".

Bei der Diskonto-Bank betheiligt, hat dieser ritterliche Mann seine Ritterlichkeit durch den Erwerb eines größeren Vermögens gelegentlich der mexikanischen Expedition bewiesen. Wie konnte sich auch ein Republikaner von so reinem Wasser in das mischen, was man „kaiserliche Schandbarkeiten" genannt hat? Man müßte jene Partei nicht kennen, um sich über irgend etwas noch zu wundern. Unter der Republik unterlagen unsere Soldaten in Tunesien dem Typhus, um Juden zu bereichern, und ebenso in Tonkin der Cholera; unterm Kaiserreich fielen sie dem Negerbrechdurchfall in Mexiko zum Opfer — das war der einzige Unterschied. Und wäre damals ein uneigennütziger, auf die Rettung der Enterbten Bedachter als Gegenkandidat von Edmund Adam bei den Wahlen aufgetreten, so hätten ihn die Arbeiter verschmäht, denn das Volk ist stets von den es mit schönen Worten bethörenden demokratischen Juden betrogen worden, die sich

hinterher auf seine Kosten mästeten. Es liebt die Juden, daß ist seine Narrheit, und Frankreich geht dabei zu Grunde, das ist unser Unglück.

Frau Adam wußte ihren Mann, der eine in seinen persönlichen Interesse aufgehende Null war, mit einer gewissen Glorie zu umhüllen, und zu gleicher Zeit sich selber auch. Robert von Bonnières hat sie uns gezeigt, wie sie Gambetta die Karten legte und ihm wies, daß alle Treffs gezogen waren, was bekanntlich Geld bedeutet. Auf diese Weise gewann sie jene wie die Kaffern abergläubischen Atheisten und ward dadurch zu einer Art von Cailhava, nur mit dem Unterschied, daß sie jünger war. So wahrsagte sie den Leuten, die ohne eine bestimmte Laufbahn in den Tag dahinlebten.

Damals war sie wirklich schön und besaß jene Salon-Tournure, von welcher die liederliche Welt, welche nur in den Bierhäusern lebte, ganz hingerissen ward. Der ganzen Judenschaft erschien sie wie eine triumphirende Königin von Saba. Wenn sie auch nicht, wie jene Zauberin Flaubert's, eine mit Perlen, schwarzem Bernstein und Saphiren besetzte Brokat-Robe trug, so wußte sie doch vortrefflich Toilette zu machen. Zu allererst hoffte sie den Salomon, als er in seinem vollen Glanz war, zu heirathen, Gambetta zeigte aber kein großes Verlangen danach, und den dicken Jérobeam Spuller wollte sie nicht, und hatte Recht darin.

Doch diese schöne Zeit war bald vorüber, und als der Opportunismus in's Sinken kam, versuchte Frau Adam im Ausland ihre Vorstellungen zu geben; doch eignet sich dieser Pariser Schwindel, dieses männerhafte Benehmen wenig zum Ausfuhrartikel. In Rußland weigerten sich selbstverständlich der Czar und die Czarin ganz energisch die Wittwe dieses revolutionären Juden zu empfangen, welcher das seinige dazu beigetragen hatte, sein Adoptiv-Vaterland in Verwirrung und in die Anarchie zu stürzen. Ebenso fand sie im März 1884 in Wien alle Thüren verschlossen; sie hatte sich wahrscheinlich eingebildet, daß die ganze österreichische Aristokratie sie mit offenen Armen empfangen werde, doch nur die Rothschilds luden sie zu Mittag ein. Aber die französische Gesandschaft, welche im Jahre 1870 Albert Wolff so freundlich empfangen hatte, er-

wies auch ihr die Gastfreundschaft. Frau Adam durfte sich an Foucher de Careil's Tisch setzen, diesem einzigen „von der Hand des Kaisers Decorirten“, welcher vor dem Kriege von 1870 jedem Journal die kleinen Reklamen über die am Boulevard des Capucines stattfindenden Conferenzen zusteckte. Diese Erinnerung haftet noch bei mir fest, denn in der Liberté lag es mir als dem Jüngsten damals ob, diesen mit der Regelmäßigkeit einer Epidemie sich einfindenden unangenehmen Kunden zu empfangen, den die Diener schon an seinem Schritt kannten. . . .

Ueber die Gleichgültigkeit der Völker und der Kabinette konnte Frau Adam sich gar nicht beruhigen. In ihr überwog die Königin den Blaustrumpf, denn letzterer war bei Frau Adam nur von Baumwolle. Sie war eben weder eine Corinna, noch eine Sappho oder eine Lelia, nicht einmal vom Olymp Audouard. Ihre Muse war eine rein provinzielle; es steckte in ihr etwas von jener Turcarette eines Barbey d'Aurevilly, gleichzeitig an die Schriftstellerin Hermance Lesguillon aus dem Jahre 1830 erinnernd, welche dem uncivilisirten Volke zwar durch ihre Socken und ihre rothen Regenschirme imponirte, es aber durch ihre Prosa vollständig kalt ließ.

Nachdem ihr Traum, Europa zu ihren Füßen zu sehen, zerronnen war, wurde sie Leiterin einer Revue, die so wenig als möglich gelesen wird und ist auf einen Kreis Eingeladener beschränkt, dem sie ihre Manuscripte vorliest. Hier finden sich Romanschreiber, Dichter und Gelehrte ein, die ihren Beruf verfehlten und die ihrem Magen zu Liebe manches geistig schwer Verdauliche mit in den Kauf nehmen. Für den Winter besitzt sie ein Haus in der Stadt, für den Sommer eins auf dem Lande. Blanche von Castilien hat einst die Abtei zu Vaux de Cernay gegründet, damit Frau Nathaniel von Rothschild sie für unser Geld kaufen und selber darin bequem wohnen könne. Welch' andere Fürstin die Abtei zu Gif gebaut hat, damit Frau Adam dort, gleich einer lustigen Bäckerfrau, die aus der mexikanischen Anleihe herrührenden Thaler tanzen lassen könne, weiß ich nicht. Nur das eine steht fest, daß man sich dort sehr wohl sein läßt. Die Eingeladenen werden mittelst einer Postkutsche in's Haus geschafft, dort ein=

quartirt, mit Speise und Trank versehen, und Abends wird ihr Namensregister aufgestellt, damit Alle nächsten Tages in den Journalen aufgeführt seien. . . .

Wie wird das einst endigen? Ich gestehe, daß mich dies einigermaßen beunruhigt. Es scheint mir über dieser Frau, über welche Fortuna einst ihr volles Füllhorn ausgestreut hat, jetzt ein, wenn auch nicht tragisches so doch nicht glückliches Geschick zu schweben, ich kann mich wenigstens dieses Eindrucks nicht erwehren. Vielleicht sehen wir Frau Adam im fünften Stock der Rue Coquenard noch ein großes Spiel arrangiren und der Abeille de Lonjumeau irgend einen Roman anbieten, den dies Journal nicht wird haben wollen.

Hierbei wird mir das tiefmelancholische Wort von Leuven klar: Es ist langweilig sterben zu müssen, sagte er, aber es tröstet mich fast der Gedanke, daß ich dann weder von Sarah Bernhard noch von dem großen Franzosen Lesseps mehr werde sprechen hören! . . . .

Nach und nach wird sich der Jude in aller Stille alles dessen bemächtigen, was noch einen irgend wie christlichen und französischen Anstrich hat und ehe wir uns versehen wird er, wie alles, so auch die Akademie beherrschen.[1])

Vom Theater aus scheint sich ein allgemeines Komödiantenthum über die ganze Gesellschaft verbreitet zu haben, oder besser gesagt, unsere ganze Welt ist eine große Schauspielergesellschaft geworden, in der Jeder die Aufmerksamkeit durch möglichst starke Reklame auf sich zu lenken bemüht ist.

Beim Theater selbst haben anormale, fast ungeheuerliche Zustände Platz gegriffen, was sich einfach dadurch erklärt, daß die meisten Theaterdirektoren, ebenso wie die Schauspieler von Ruf, Juden sind. Das Komödiantenhandwerk mußte den

[1]) Die Wahl Eugen Manuel's, welcher sich gleichzeitig mit *Halévy* zum Eintritt in die Akademie meldete, ist nur eine Sache der Zeit. Dann wird William Busnach, der Verfasser der Assommoir und der Nana folgen Eugen Manuel, General-Inspektor der Universität, hat wenigstens nichts veröffentlicht, was unser Heer verunglimpft und unser Land schlecht macht. Deshalb hat man auch Halévy ihm vorgezogen. Er ist ein Enkel von Israël Levy, der Hazan in der Synagoge der rue de la Victoire war, eine angenehme Stimme gehabt haben soll und aus der Umgegend von Danzig gebürtig war.

Juden zusagen, weil es einer gewissen billigen Eitelkeit Vorschub leistet, welche von einem äußeren Erfolg begleitet ist, und weil dazu keine geniale Anlage unbedingt nöthig ist; deshalb haben sich die Juden auch mit einer wahren Wuth dieser Laufbahn zugewendet.

Sämmtliche pariser Theater sind in jüdischen Händen, entweder von Direktoren wie Carvalho, Koning, Simon, Mayer, Moritz Bernhard, Samuel, oder von Gesellschaftern oder Theilhabern, wie Godschau (der lange Zeit Chef der Claque war) oder dem verstorbenen Cerf bei der Oper, und endlich finden wir jüdische Sekretäre wie Mendel, Derenburg und Emil Abraham. Von Schriftstellern, die hier Erfolg hatten, nenne ich Halévy, Millaud, Hector Crémieux, Decourcelles, Dreyfuß, Blum und Wolff, sämmtlich Juden, wie früher Mortier, der eigentlich holländisch Mortjer hieß und der Verfasser der Soirée parisienne ist.

Unter den Concertunternehmern und dem berühmten Impressario's finden wir den Juden Colonne, Moritz Starkosch, Bernhard Ulmann, Mayer aus London und Schürmann, Führer der Frau Judic nach Spanien.[1]) Auch jene eigenthümliche, äußerlich unscheinbare Person, welche die Theatergesetze ausdachte, war ein Jude Joseph Abraham, der den Namen Chéri angenommen hatte.

Der wenig bedauernswerthe Vaucorbeil, der eine Jüdin geheirathet hatte, und dessen Schwager ein Jude Namens David, sich mit dem Postoralmusiker Myrtil Hecht associirte, bevölkerte die Akademie für Musik mit lauter jüdischen Beamten. Der Chordirigent war Cohen, der Gesangsmeister Hector Salomon und der Oberregisseur hieß der Abwechselung wegen Mayer.

---

[1]) Dieser Schürmann war bei jenem Unternehmen nicht vom Glück begünstigt, und widerhallten deshalb alle Zeitungen von seinen Klagen. Die spanischen Alcaden, welche trotz der starken Judeneinwanderung namentlich nach den großen Städten, sich ein gut spanisches Herz bewahrt haben, ließen ihn öfters nur auf sein jüdisches Aussehen hin in's Gefängniß werfen, so daß die französische Gesandschaft sich in's Mittel legen mußte. Hieraus mag sich sein später kundgegebener übergroßer Eifer erklären lassen.

Dank unserer radikalen Kammer werden unsere Bauern an Armen und Beinen geschröpft, damit unter diese Judenbande jährlich 800000 Franken zur Vertheilung gelangen. Während in Wien, Berlin und in der Pergola zu Florenz wie an der Scala zu Mailand jährlich durchschnittlich 15 bis 20 neue Opern in Scene gehen, kommt hier in Paris bei der großen Oper jährlich kaum eine zu Stande; die daraus entstehenden Ueberschüsse werden in der Familie oder richtiger gesagt unter die Stämme vertheilt und unsere Republikaner finden das vorzüglich.

Nebenbei vollzieht sich hier, wie überall wo Juden dabei sind, das Gleiche: Zügellosigkeit und Verfall werden ausgesäet. Die Oper seit Abt Perrin (1671) und Lulli stets in gutem Fortgang, gerieth sofort in's Stocken, als sich die Juden hineinmischten. Schon war einmal davon die Rede, den Saal dreimal in der Woche an einen Impressario zu überlassen. Man hörte nur Mißlaute: bald hat eine Koryphäe eine Katze in der Kehle, bald steckt eine Kröte in den Ophikleïden, bald ein Haar in den Posaunen. In der Pensionskasse ward ein Deficit von 400000 Franken entdeckt, und 70jährige Choristinnen treten als Sylphiden auf, weil man außer Stande ist, sie zu pensioniren.

Der ganze neuere Künstlerzuzug ist jüdischen Ursprungs, wer es nicht ist, wird von der Presse todtgeschwiegen, kommt zu nichts und sieht sich genöthigt, in die Provinzen zu flüchten. Die ersten Sängerinen unserer Zeit sind hauptsächlich deshalb berühmt, weil sie von der Familie Jacobs abstammen. Die Stoltz, die Patti, die Saß, Fidès Devriès, Rosine Bloch, die Heilbronn, so wie Fräulein Isaac sind sämmtlich Jüdinnen. Ebenso gehören die Judic, die sich nach ihrem Mann Frau Israël nennt, die Reichenberg und Fräulein Milly Meyer dem Stamm Jacobs an. Unter den Sängern floriren vor allen Salomo und Melchisédek. Worms ist der Sohn eines Schlächters in der rue Vieille du Temple, der kauscheres Fleisch feil hielt. Ist die Van Zandt eine Jüdin? Jedenfalls ist sie nicht getauft, denn die Rothschilds empfangen sie bei

sich, protegiren sie und haben sie hier empor gebracht.[1]) Sie ist wie Fräulein Nevada oder wie die Krauß in der angenehmen Lage, als Ausländerin betrachtet zu werden, was als ein Vorzug gelten darf in einer Zeit, wo man von den Französinnen nichts wissen will. Ich erinnere mich noch des Ausspruchs eines jungen Mädchens, welches von ihren Verwandten gezwungen war, sich der Bühne zu widmen, und die mir klagte: „Ach ich werde es doch zu nichts bringen, denn ich bin ja eine Französin".

Selbstverständlich konnte das Lächeln von Fräulein von Zandt, nachdem sie bei Rothschild's gespeist hatte, nur mit jenem süßen Liebesblick einer Lucinde oder mit dem einer längst entschwundenen Isabella verglichen werden. Sie ward zu einem übernatürlichen Geschöpf, wie Miß Fauvette oder Fräulein Bengali. In den gedruckten Beschreibungen ward natürlich deren verehrte Mutter nicht vergessen, welche zur Rechten der Baronin den Ehrenplatz hatte: „Solche Mütter — schien der Blick der Baronin zu sagen — findet man in Frankreich nicht, man muß sie aus dem Auslande verschreiben.[2])

[1]) Als Beweis der geradezu lächerlichen Geziertheit der pariser Gesellschaft gegenüber der sonstigen französischen Sitte, kann der großartige Empfang jener Damen gelten, die kurz zuvor in Mainz oder Krakau debutirten und ich habe im V. Buch bereits als Seitenstück hierzu des herzlichen Empfanges Erwähnung gethan, dessen sich die jüdisch-böhmischen Künstler bei ihrer Rasse hier zu erfreuen hatten. Nichts Bezeichnenderes giebt es hierfür, als den Aufwand, mit dem Alfred von Rothschild im Februar 1885 den Impressario, Frau Hading und Koning empfing. Man konnte hier den kleinen Koning, jenen Koning, den Darsteller des Dioges und des Juden Bibi neben einem englischen Colonel von der Leibgarde, der sich trefflich als dessen Dekoration ausnahm, erblicken, und der Correspondent des Figaro fügt hinzu: Madame Damala durfte natürlich hier nicht fehlen, sie saß zwischen Rivers Wilson und Capitän Finch.

[2]) Ein Habitué im Salon der Prinzessin Brancovan erzählte mir, daß die Eingeladenen in Gegenwart der Zandt nicht zu sprechen wagten, sondern sich dieser keuschen Lilie gegenüber nur stumm betrachteten. So nichtssagend dies an und für sich ist, so beweist es eben, was für einfältige Tröpfe in diesen Gesellschaften verkehren, über welche sich die Juden sicher eben sehr belustigen, wie man sich früher über die Provinzialen lustig machte, denen man aufband, daß man sich erst weiße Handschuhe anziehen müsse, wenn man die Comptoirdame im Café des milles Colonnes anreden wolle.

Wie groß war aber das Erstaunen, als Fräulein Van Zandt sich bei der ersten Aufführung des Barbiers der versammelten Menge in einem ganz anderen Lichte zeigte.

Meine Leser werden mich als einen zu ächten Franzosen kennen, um nicht von mir zu erwarten, daß ich in den Ruf von ganz Paris einstimme, welches vom Theater wie von einer Kirche spricht, und von der Komödie wie von einer hochernsten Feier. Auf die Gefahr hin, daß man mich auf den Boulevards für unmoralisch erklärt, gestehe ich offen, daß mich eine Schauspielerin, die ein Glas Champagner zu viel getrunken hat, und deshalb in etwas derangirtem Kopfputz auftritt, nicht aus meinem ruhigen Gleichgewicht herauszubringen vermag. Ueber Fräulein Laguerre machte man sich zu einer Zeit, als das Publikum noch nicht, wie jetzt größtentheils, aus Theaternarren (rastasquouères) bestand, weidlich lustig, als sie anstatt die Iphigenie in Tauris zu geben, um ein Wort der Sophie Arnould zu gebrauchen die Iphigenie in Champagner spielte, und ich hätte, ich gestehe es, wohl dabei sein mögen, wie Fréderick, als er die Mißfallsäußerungen und das Gelächter des Publikums bemerkte, vor den Souffleurkasten trat, mit tiefem Ernst seine Perrücke abnahm und hineinspie. . . .

Es muß indeß doch wohl der Erfolg von Fräulein Van Zandt bei diesem mit hoher jüdischer Unterstützung stattfindenden ersten Auftreten ein ganz außergewöhnlicher gewesen sein, denn noch nie, so gestand der gemüthliche Lebemann Gouzien, der Commissar der Regierung, habe er so etwas seit jenem Tage wiedererlebt, wo der Vorhang vor einem Mitgliede des ersten französischen Theaters herabgelassen werden mußte, in diesem Heiligthum, von dem die Tageblätter nur in ehrfurchtsvoller Hochachtung sprechen.

Wahrhaft ergötzlich war die Geschicklichkeit, mit der die Sache bemäntelt wurde. Seit Rouvier war noch niemals ein solcher Erfolg dagewesen. Noch vor Tagesanbruch hielten Arthur Mayer, Blowitz und der jüdische Theaterarzt Löwe großen Rath in der rue Christophe Colomb. Heilbronn protestirte. Carvalho, der als Kenner in solchen Fragen gilt, denn er ist Oberer im Orden der Abfälligen (ordre des Côteaux), er-

klärt, daß nichts so sehr die Sinne beneble als Orangenblüthe, wogegen Löwe versicherte, daß die Aermste einer Phosphorvergiftung zum Opfer gefallen sei. Einige Monate später trat die Diva von Neuem auf. Früher geschah so etwas in harmlosester Weise. Ohne in die Uebertreibungen der heutigen Zeit zu verfallen, galten gewisse, dem Publikum eingeräumte Vorrechte. Wie dies noch jetzt in der Provinz geschieht, entschuldigten sich die Darsteller wegen gemachter Fehler. In der Regel fand Fréderick wohl dabei Gelegenheit zu einer Bemerkung absonderlicher Art, manchmal begann dann der Lärm aufs Neue, doch plötzlich endigte alles mit einem Beifallssturm in Folge irgend welches Wortes, irgend welcher Geberde, durch welche das damalige Publikum den großen Künstler erkannte. Andere, wie z. B. die Déjazet, brauchten nur mit den Worten zu beginnen: Meine Damen, meine Herren, und bei jenem bezaubernden Lächeln, mit dem die Künstlerin diese Worte sprach, bei dem Ton dieser zitternden und doch klangvollen Stimme geriethen die Zuschauer wieder in ihre fröhliche Stimmung und klatschten Beifall.

Anders war es jedoch bei einer von Rothschilds Beschützten. Hier mußte das Publikum um Verzeihung bitten. Und es geschah. Carvalho erlaubte sich sogar den Zuschauern die Beifallsbezeugungen zu untersagen, da dies Theater von Staatsgeldern unterstützt werde, die doch schließlich aus unserer Tasche kommen. Die Amerikanerinnen gaben ihren Beifall oder ihr Mißfallen mit hochgerötheten Wangen und in jener anmaßenden Weise kund, die zeigen sollte, daß sie ihren souveränen Willen durchzusetzen im Stande seien.

Aber dergleichen war fruchtlos und jede Vorkehrung war unnöthig, denn Paris, feige wie immer, gehorchte gehorsam den Befehlen der Juden, und die Schauspielerin, welche das Publikum beleidigt hatte, ward gefeiert. Indeß mischte sich das Straßenpublikum hinein. Diese anonyme Menge, welche freilich sehr häufig irrt, hatte hier besser das Richtige getroffen, als die gewählte Gesellschaft, und pfiff die Schauspielerin auf öffentlichem Platze aus. Unsere namenlose Regierung, die ohne einen Einspruch den Nachfolger Cousin's, den beredten Philosophen, den geachteten Schriftsteller verunglimpfen ließ,

that hier etwas für eine betrunkene Schauspielerin, was sie einem Caro verweigert hatte. Drei Polizei-Commissare Santucci, Evrard und Clément, von denen der letztere sogar seine dreifarbige Schärpe entfaltete, ließen alles arretiren, was nicht der kleinen Bachantin huldigen wollte.

Dergleichen Versuche, das Publikum in Betreff solcher Schauspielerinnen wie die Van Zandt zu gängeln, sind zur Gewohnheit geworden.

Sobald es sich um die Töchter Zions handelt, genügen die bisher gebrauchten Ausdrücke zu Ehren Derer, welche die nationale Bühne zieren, nicht mehr. Schon früher gedachte ich bei verschiedenen Veranlassungen der besonders den Juden eigenen Sitte, alles was ihre Rasse betrifft, oder richtiger gesagt, was zu ihrem Ruhm gereichen kann, in irgend welcher Art so hell als möglich zu beleuchten und es mit jenen, den Völkern des Orients eigenen überschwänglichen Beiwörtern auszuschmücken. Für Israël ist die erbärmlichste Komödiantin ein phantastisches Wesen, halb Engel, halb Weib, sie besitzt die zehn „Sephirot's, und wir müssen Gott auf den Knieen danken, wenn es uns — selbstverständlich für unser baares Geld — vergönnt ist, sie zu bewundern.

Diese Apotheose begann mit der Rachel, welche, wie Turgenew sagte: Die Kraft und die Blüthe der Judenschaft war, die das Geld der ganzen Welt besitzt und bald auch alles übrige haben wird, denn wer das Geld hat, hat auch die Weiber, und wer die Weiber hat, hat auch die Männer. — Ein wahrheitsgetreues Bild der Rachel hat uns Philarète Chasles hinterlassen; es ist von solcher Feinheit und so vollendet, daß ich nicht widerstehen kann, es hier wiederzugeben.

Diese kleine zigeunerhafte Tigerin, jene üppige Jüdin, mit einer hohen Stirn, auf den Schultern einer Hyäne und einem reizenden Bachantinnen Torso, begabt mit großem Verstande, dem Gemüthe nach weniger sich den Menschen als den fleischfressenden Thieren nähernd, hat alle ihre würdigen Zeitgenossen hingerissen und durch ihre große Eigenschaft, die Wildheit, berauscht. Den dicken Véron machte sie närrisch, Ricord wollte sich ihretwegen erhängen. Die Erzbischöfe haben sie gesegnet und Frankreich hat sie beweint. Früher als kleine Bettlerin im bloßen Hemde, in den schmutzigsten Kneipen einige Sous erbettelnd, bis vor zehn Jahren ganz heruntergekommen, auf den Brettern bei blakenden Thaterlampen den Reigen des Lasters, vor allem aber dem Laster

der Geldgier ergeben, war in ihr das ganze wilde Wesen der Parias jenes vagabondirenden Judenthums verkörpert, wie es in den Straßen von Paris in seiner Raffinirtheit gezeitigt wird.

Selbstverständlich blieben die Juden hierbei nicht stehen, sondern sie haben niemals aufgehört uns eine Rachel, wie sie ihre Phantasie als den Inbegriff alles Reinen, Edlen und Schönen auffaßte, aufzudrängen.[1]) Wo es sich um einen Juden oder eine Jüdin handelt, wechseln alle sittlichen Bedingungen. Wolff hat wegen einer armseligen Schauspielerin vom Variété-Theater die große Lärmtrommel gerührt; Mayer wollte sich den Rang nicht ablaufen lassen. Die Rachel hatte uneheliche Kinder; in einem im Jahre 1883 Seitens der Lia und Dinah Felix gegen die Erben der Sarah beabsichtigten Proceß kam die Angelegenheit zur Sprache. Es sind dies entschuldbare Schwächen in einem Künstlerleben, wie sie bei den Gerichten jeden Tag vorkommen. Doch ist der Gaulois auf diesem Ohr taub und will in einem drei Spalten langen Artikel nachweisen, daß diese unehelichen Kinder von Bastarden erzeugt seien, wie es dergleichen weder vorher noch nachher wieder gegeben habe, und nun folgt die pflichtmäßige Vergötterung dieser unvergleichen Rasse.

Ich habe diesen letzten Punkt zwar schon mehrfach berührt, scheue mich jedoch nicht, nochmals auf denselben zurückzukommen, da er wesentlich ist. Ein Christ erröthet über

[1]) In dieser Beziehung empfehlen wir unsern Lesern eine zuerst in der Revue politique et littéraire, später aber bei Hetzel in Paris unter dem Titel les Autographes de Crémieux erschienene Studie. Die Rachel hatte keine Ahnung von Orthographie, Crémieux diente ihr als Sekretär. Sie sandte ihm ein kauderwelsches Brouillon zu, im Stil einer Köchin gehalten, und dieser machte dann daraus ein kleines geist- und reizvolles Meisterstück, welches die Rachel einfach unterschrieb. Ist es nicht allerliebst, wenn man sich diesen vielbeschäftigten Advokaten denkt, der, obgleich sein Arbeitszimmer von Morgens bis Abends besetzt war, noch Zeit fand, zu einer an und für sich untergeordneten Leistung, nur um einer Glaubensgenossin zu helfen? Man nenne mir doch einen Katholiken, der unter gleichen Verhältnissen Aehnliches fertig brächte! Die Rachel ihrerseits würde, hätte sie im intimsten Verkehr mit Prinzen und Staatsmännern irgend eine für die europäische Politik wichtige Neuigkeit unter der Hand erfahren, sie augenblicklich Crémieux mitgetheilt haben. Auf solche Art sind die Juden sehr gut unterrichtet, weil sie sich unter einander beistehen.

Jemand, oder er läugnet etwas, oder aber er sagt zu dem, dessen Verlegenheit er wahrnimmt: „Nescio vos“. Dem Juden ist jedes Gefühl solch lächerlicher oder falscher Scham fremd, er mißachtet die öffentliche Meinung, vielleicht weil er ihre Entstehung kennt.

Man nehme ein Beispiel anderer Art. Es handelt sich, wie ich bezeugen kann, um eine durchaus ehrenhafte Frau, eine Modistin Namens Agathina. Nun will ich einmal annehmen, ein Christ habe eine solche Frau, die gleichfalls Modistin ist und Agathina hieße, ohne davon irgend welches Aufsehen zu machen. Unser College Alexander Weill ist jedoch anderer Ansicht und veröffentlicht ein Gedicht unter dem Titel: Meine Frau Agathina, in dem er erklärt, daß es nichts so Geistreiches, Verführerisches und Bescheidenes gäbe als diese Modistin.

So haben die Juden stets, ihrer Gewohnheit getreu, eine schamlose Reklame für die Ihrigen in Bereitschaft. Sie haben es verstanden Sarah Bernhard, welche nicht einmal deutlich spricht und ihre Worte nicht in Einklang mit ihren Geberden zu setzen versteht, uns als eine unvergleichliche Künstlerin hinzustellen, während sie doch nicht würdig ist, der großen dramatischen Künstlerin Rousseil, in welcher der Heldengeist der Tragödie wieder aufzuleben scheint, die Schuhbänder zu lösen.

Aber kein Widerspruch wird laut. Diese sogenannte high-life oder selected Gesellschaft zeigt in ihrem Urtheil weniger Unabhängigkeit und Entschlossenheit als jener kleine Anwaltsgehilfe, welcher für seine 15 Sous den Attila auspfiff. Unsere heut bis in die Wolken erhobenen Stücke würden vor dem früheren kritischen Parterre oftmals nicht die dritte Scene erlebt haben. Für unsere Leute von Welt giebt es jedoch nur ein Kriterium: „Gefällt es den Juden?“ In dem Fall ist alles in Ordnung.

Giebt es ein packenderes Beispiel als den Ami Fritz? Man kennt dies abscheuliche Produkt das Erckmann-Chatrian, diese Pseudo-Homere (Homères du taf) lieferten. Mitten unter den Pfalzburger Juden groß geworden, sind auch sie

von derem schmutzigen gehässigen Geist angesteckt, und jenes Werk verdiente den Namen einer Ilias der Furcht.

Als man den Ami Fritz ankündigte, erinnerte St. Géneſt im Figaro daran, daß die Verfaſſer, denen man die Bühne Molière's zur Verfügung geſtellt hatte, unſer tapferes Heer bei Metz mit Schmähungen überhäuft haben. Schlimmer als die Juden, welche auf den Schlachtfeldern die Leichen beraubten, haben dieſe zukünftigen Mitarbeiter unter der Fahne Déroulède's unſere gefallenen Helden des ſie deckenden Leichentuchs ihres Ruhms entkleidet; unſere in den vorderſten Reihen bei der Vertheidigung des Kirchhofs von St. Privat den feindlichen Geſchoſſen ausgeſetzten Offiziere Kapitulirende und Feige genannt, während die preußiſchen Garden von ihnen decimirt wurden, ſo daß noch heut eine Straße dort den Namen „Todesſtraße der Garde" führt. Herr von St. Géneſt begnügte ſich aber nicht damit, ſondern er führte den Leſern durch ſechs Nummern Auszüge aus dieſem Ami Fritz vor, welche den ehrerührigſten und einen durchweg antifranzöſiſchen Geiſt athmen.

Die erſte Vorſtellung begann. Das Theater war von Wittwen, Schweſtern, Verwandten von franzöſiſchen unter den Mauern von Metz gefallenen Offizieren angefüllt. Doch Niemand erhob Widerſpruch, keine Franzöſin hatte den Muth, ſolcher Erbärmlichkeit gegenüber, ſich zu erheben und ihr Mißfallen gegen dieſe Schmäher unſerer Gefallenen zu äußern. Die ſchöne Welt erwartete ungeduldig was Rothſchild dazu ſagen werde. Als nun gar ein Rabbiner David auf der Bühne ſichtbar ward, ertönte allgemeiner Beifall. Die Juden ſtrahlten vor Freude. Man denke nur, ein Rabbiner auf einem franzöſiſchen Nationaltheater, natürlich als Tugendvertreter!

Selbſtverſtändlich hatten die Archives israëlites ſchon lange zuvor dieſe Neuigkeit auspoſaunt: „Das Théâtre français, die erſte Bühne der Welt", ſo hieß es dort, „wird demnächſt ein wahrhaft dramatiſches Ereigniß uns vorführen. In den erſten Tagen des December wird der Ami Fritz der Herren Erckmann-Chatrian, von dem ſchon viel geſprochen worden iſt, über die Bühne gehen. Sicherlich keine der

geringsten Schönheiten dieses Stücks ist die Person eines Rabbiners. Eine der bedeutendsten Rollen ist Reb David, eine natürlich idealisirte Persönlichkeit, bei welcher den Verfassern zweifelsohne der Vorgänger unsers Groß-Rabbiners Isidor zu Pfalzburg vorgeschwebt hat."

Durch den von der jüdischen Presse herbeigeführten ungeheuren Erfolg ermuthigt, beschlossen Erckmann-Chatrian beim Beginn des Stücks das Kyrie eleïson singen zu lassen. Wie ergreifend sind diese rührenden Töne beim Beginn der Messe, gewissermaßen Gottes Gnade auf die versammelten Gläubigen herabflehend. Als Chateaubriand es in einem Kloster zu Athos singen hörte ward er zu Thränen gerührt, und Brizeux nennt es die Poesie der kleinen Dorfkirchen der Bretagne.

Wenn vom Altar Kyrie eleïson erklang
Tönt als Antwort zart bretonischer Gesang.

Sobald nun aber hier die ersten Töne dieses Eleïson stümperhaft hörbar wurden, machten sich jene heiteren Kundgebungen des Dienstags-Publikums, jenes Publikums Luft, was durch die bekannte Vereinigung der Aristokratie gebildet wird, und das die konservativen Journale wie eine Auferstehung des alten Frankreichs feiern. Man klatschte Beifall, um den zuschauenden Juden zu gefallen.

Da lasse ich mir die Breslauer Juden gefallen! Als man dort im Jahre 1876 in den Café-chantants versuchte eine Parodie auf das Lecho dodi zu singen, jenes schönen Tonsatzes, der am Sonnabend des Kippur [1]) in den Synagogen intonirt wird, erschienen die Juden in großer Anzahl in jenen Lokalen und zeigten den Sängern die Fäuste, unter dem Ausruf: Nun untersteht Euch einmal!

Es muß selbstverständlich zugegeben werden, daß unter den im sogenannten goldenen Buch der feinen Welt unaufhörlich genannten Namen sogenannter großer Damen sich nur

---

[1]) Das Leche dodi ward von Jehuda-ben-Halévy, einem berühmten Rabinner zu Toledo, componirt. Man lese in dieser Beziehung das kleine Gedicht Heinrich Heine's, rührend und spöttisch zu gleicher Zeit, in welchem er die Persönlichkeiten einiger mittelalterlich-jüdischen Dichter und ihre Beziehungen zu den sogenannten Liebeshöfen heraufbeschwört.

eine sehr beschränkte Anzahl aus dem alten französischen Adel befindet.

Das Yankeethum hat in Paris fast ebenso sehr Platz gegriffen als das Semitenthum.

Wie viel interessante Geschichten ließen sich da erzählen, wollten wir nicht unserm Grundsatze treu bleiben, alles das nur soweit zu berühren, als es die Gemeinschaft Aller angeht. In den meisten Fällen werden die großen Herren, welche eine reiche Heirath beabsichtigen, auf die naivste Weise getäuscht. Gewisse Yankee-Familien, deutsch-jüdischen Ursprungs, die ihr Judenthum in Amerika abgestreift haben, schiffen sich eines schönen Tages mit einem kleinen Vermögen von 2 bis 300000 Franken ein und geben dasselbe innerhalb eines Jahres unter großem Aufsehen hier in Paris aus. Die Zeitungen stoßen in's Horn, sogenannte gut unterrichtete Blätter jubeln von Minen und kolossalen Kaufmannshäusern. Nun beginnt durch des Arier's Einbildungskraft der Roman: „Ist denn die Industrie nicht die Herrscherin der Neuzeit? Es lebe die Industrie? Mit Millionen ohne Zahl werde ich mir Schlösser bauen, die schönsten Equipagen halten und ... Gutes thun."

Kurzum die Heirath geht vor sich ... Die kleine Yankee wird Herzogin, Marquise oder Gräfin. Bald schlägt nun aber die Stunde, wo der Herr Gemahl es für angemessen hält, einige Goldklumpen aus jenen unerschöpflichen Minen zu entnehmen, oder sich einige Baarbeträge von der überseeischen Bank- oder Handelshäusern schicken zu lassen.

Aber ach! die Minen sind ausgebeutet, die Handelshäuser sind bankerott! Der Schwiegervater, der zwar keine Ausstattung gegeben, aber eine bedeutende Rente zu zahlen zugesagt hatte, ist verrückt geworden. Die Ernüchterung ist schrecklich! Der eine faßt kurzen Entschluß, er verkauft sein Schloß, in welchem seine Vorfahren einst Ludwig XIV. als Gast beherbergten, schickt die alten Möbel bis auf den Wandschrank seiner Großmutter zur Auktion, um den Launen seiner verzogenen Gattin genügen zu können. Ein Zweiter, von dem Erlebten niedergeschmettert, verschwindet aus der Oeffentlichkeit, legt sich zu Bett ohne krank zu sein, und vegetirt so fort. Ein Dritter verläßt alles, geht nach Amerika, arbeitet tapfer,

entdeckt wirklich Goldminen und kehrt als Millionär und Republikaner zurück.

Mitunter wird die Sache aber auch verwickelter. Es giebt wunderbare Länder, aber noch viel wunderbarere Schwiegermütter, die zwar keinen Heller, dafür aber die Leidenschaft zum Whiski besitzen, welche die schauspielernde Mutter mit der Tochter theilt; der arme Mann muß dann die ganze Gesellschaft kleiden, ernähren und tränken.

Man wird nun einwenden, daß dies alles wenig erbaulich ist; ich gebe dies auch zu, aber die Lehre sollte doch daraus gezogen werden, daß der echte Franzose fast stets bei all solchen gegen sein Gewissen und den gesunden Verstand eingegangenen Kompromissen ohne jeglichen Vortheil ausgeht, da er für dergleichen nicht angelegt ist. Er steht sich immer am besten auf gradem Wege, selbst in materieller Hinsicht, als auf all den angeblich vortheilhaften, künstlich betretenen Wegen, wo er fast durchgängig die Rolle des Jocrisse spielt.

Ob es sich um Börsenspiel, ob um Heirathsprojekte, um politische oder finanzielle Intriguen, ob um die durch Amerikanerinnen Angeführten oder um Macchiavellis des rechten Centrums der National-Versammlung zu Versailles handelt, gleichviel, das Thema wechselt ja stets.

Einige wenige Ausnahmen abgerechnet sind diese Amerikanerinnen unausstehliche Geschöpfe, lärmend, verschwenderisch bis zum Aeußersten, stets voran in allen Ausschreitungen unedler Art, und was dabei das merkwürdigste ist, aufs einfältigste stolz auf ihren neugebackenen Adel, dabei im hohen Maaße unverschämt, ganz im Gegensatz zu unsern großen Damen früherer Zeit, welche einfach, gütig und nachsichtsvoll waren. Gerade diese Amerikanerinnen haben viel Schuld an der zusammenhanglosen, sonderbaren Physiognomie, welche die heutige pariser Gesellschaft seit einigen Jahren angenommen hat.

Schmerzlich ist die Erfahrung, daß die Gastfreundschaft, die hier Jedem entgegengebracht wird, meist mit hochfahrendem ungezogenem Wesen (rebuffades) vergolten wird.

Unsere Professoren an der Akademie der schönen Künste bevorzugen unter Hintansetzung der selbstverständlichsten Rücksichten gegen Andere, jene Amerikaner; die Jury ertheilt Me-

daillen an Yankee's, während sie solche alten Künstlern vorenthält, denen sie dadurch erstlich eine Freude machen, sie aber dadurch gleichzeitig dem unverständigen Publikum gegenüber in besseres Licht stellen würde. Denn alles was jene Amerikaner können, haben sie erst hier von unsern Künstlern gelernt. Dem gegenüber hat der amerikanische Congreß einen so hohen Eingangszoll auf fremde Kunstwerke gelegt, daß er dem Einfuhrverbote gleich kommt.

Und welch ein Vorgang nun mit der Statue Bertholdi's: Die Freiheit, die Leuchte der Welt! Jahre hindurch ward aus allen Tonarten gesungen: Unsere theure Schwester Amerika verehrt uns. Ja, seine Gesandten haben es uns im Jahre 1870 in allen Hauptstädten bewiesen, sie tranken auf Deutschlands Erfolge und auf den Niedergang Frankreichs.[1]) Wohlan, tragt Alle bei, um der Liebe die uns mit Amerika eint, ein unvergängliches Denkmal zu errichten."

Und als nun jene Statue nach endlosen Aufrufen endlich fertig war, erklärten die Amerikaner, daß sie sie um keinen Preis haben wollten, und nicht 50 Centimen für ein Piedestal hergäben. Der Kongreß verweigerte jeden Beitrag; in einem Lande, wo in einigen Stunden für was weiß ich auf Unterzeichnungen eine Million Dollars zusammen kommt, zuckte man die Achseln, wenn vom Unterzeichnen die Rede war.

Schnürt Einem das nicht die Brust zu, wenn man denkt, daß einige Agitatoren genügten, um Frankreich zu der Rolle eines armen Hundes herabzudrücken, der Jedermann seine

---

[1]) Hier muß man das edle Benehmen Victor Hugo's hervorheben, der trotz mancher Schrullen, sich in diesem Fall als der Sohn eines Soldaten zeigte. Man kündete ihm den Besuch des Präsidenten Grant, jenes Börsenspeculanten an, dessen Zunge wie bekannt verdorrte, weil sie uns im Jahre 1870 mit Injurien überhäuft hat. Victor Hugo entgegnete: „Mag ihn Marschall Mac Mahon empfangen, wenn er will, kommt er zu mir, so lasse ich ihn zur Thür hinauswerfen". Wer erinnert sich nicht, des in der Année terrible enthaltenen Stückes, betitelt Bancroft, und namentlich der Stelle wo von der Sendung Grant's die Rede ist:

Verflucht, o Unglücksmensch, sei dreimal du,
Der jene Flagge, die ein Sternenheer bedeckt,
Ein Götterwind trieb stolz dem Hafen zu —
Durch seine Hand mit eklem Koth befleckt!

Liebkosungen anbietet und der überall mit Fußtritten dafür belohnt wird!

Welche glänzende Rolle hätte unser geliebtes Vaterland seither spielen können, ohne Gambetta, Waddington und Spuller, die uns in Verwickelungen und Intriguen stürzten, wie ihre Journalisten uns die unsoliden Anleihen aufgeschwatzt haben; nachdem wir Amerika emancipirt, Italien befreit und für jede gerechte Sache den Kampf aufgenommen hatten, um uns dann wie ein Besiegter ruhig zurückzuziehen! Nach zehn Jahren solcher stolzen Zurückgezogenheit hätte man uns dann vielleicht bescheidenerweise um unseren Rath in den europäischen Angelegenheiten ersucht. . .

Wie die Sachen stehen, sind die Juden und die Jüdinnen vom Theater obenauf und benehmen sich, als befänden sie sich in einem eroberten Lande; was ihnen in den Kopf kommt, wird zu einem Ereigniß aufgebauscht. Im Februar 1884 sprach ganz Paris nur von der Fides Devriès. Sie ist übrigens von allen jüdischen Schauspielerinnen die reizendste. Eines Tages langweilte sie sich, vielleicht weil sie bemerkte, daß sie selber in der Oper langweilig sei; sie heirathete also einen jüdischen Zahnarzt und verließ die Bühne. Schon freute man sich ob dieser Befreiung. Aber da kannte man die Juden schlecht, die stets den Anderen Unbequemlichkeiten verursachen. Eines schönen Abends verkündeten die jüdischen Baroninnen geheimnißvoll die Rückkehr ihrer Glaubensgenossin. „Wissen Sie schon das Neueste? Die schöne, reizende, göttliche Devriès kehrt zurück!“ Welch ein Glück, riefen die Herzoginnen den jüdischen Baroninnen zu, um sich bei ihnen beliebt zu machen. Gut redigirte Journale kündigten die Rückkehr an, widerriefen dies nächsten Tages, um es folgenden Tages aufs Neue zu bestätigen.

Nach einem kurzen Aufenthalt bei der Oper, wo sie von den Juden allein beklatscht ward, entschied sich Frau Fides Devriès für die italienische Oper, aus rein künstlerischem Interesse, für die Kleinigkeit von 60000 Franken und zwar für zwölf Vorstellungen; plötzlich ließ sich jedoch ihr Gatte heimlicherweise einen Chek im Namen seiner Frau ausliefern, zu dem sie kein Anrecht hatte: so versicherte der Direktor

Maurel und ich wiederhole nur das, was er darüber durch die Zeitungen veröffentlicht hat. Kurz und gut die Sängerin begiebt sich in Begleitung des Juden Julius Cohen, der sie am Lyoner Bahnhof erwartet, nach Monte Carlo, während sich der Impressario die Haare ausrauft und ein anderer Jude, Namens Hartmann, in den Zeitungen Briefe voller Erstaunen veröffentlicht.

Man beachte nur, welche Veränderungen selbst in sittlicher Beziehung beim Theater vor sich gegangen sind. Zweifelsohne waren die Coulissen niemals eine Stätte der Tugend, aber das gute Herz und die Rücksicht auf die Collegen machte Vieles wieder gut. Die Déjazet hätte sterbend gespielt, um einer Figurantin eine kleine Tagesgage zu retten. Diese Jüdin hingegen strich für einige mitunter nicht einmal richtig gesungene Noten eine fabelhafte Summe ein, setzte bei der zweiten Vorstellung der Hérodiade dem Direktor das Messer an die Kehle, um noch etwas mehr Geld zu erlangen, und fragte nicht das mindeste danach, ob ihre plötzliche Abreise nicht den Ruin des Theaters zur Folge habe, ob sie hierdurch nicht eine größere Zahl untergeordneter Künstler, Beamten und Theaterarbeiter um ihren Unterhalt bringe.

Doch dergleichen Betrachtungen sind einem Individuum der semitischen Rasse, welches alle Anderen für Nichts hält, ganz fremd. Weshalb sollte es sich so etwas nicht noch einmal gestatten? Früher hätte man einen Künstler, der sich einer solchen Beschimpfung schuldig gemacht, mit faulen Aepfeln beworfen, wenn er es gewagt hätte, vor dem pariser Publikum wieder zu erscheinen. Jetzt braucht die Judenschaft nur dem „aristokratischen Opernbeistand" eine Verbeugung zu machen und Frau Fides Derriès wird bei ihrer Rückkehr im Januar, mit Beifallssalven empfangen.[1])

---

[1]) Ein Journal hat berichtet, daß um den Einzug der Frau Fides-Devriès in Lissabon würdig zu gestalten, sie an einem Abend 112 mal gerufen ward, was, nach Aussage eines Collegen, den Weg von den Coulissen bis auf die Bühne hin und zurück gerechnet zusammen 6 Kilometer beträgt. Und so etwas wagen die jüdischen Barnums jetzt demselben Paris zu bieten, welches bisher eine gesunde Auffassung allem Lächerlichen und Plumpen gegenüber bewiesen hatte.

Seit die Juden den ersten Rang inne haben, hat sich alles im Theater umgestaltet. So lange wir christliche Schauspieler hatten, war die Bühne an und für sich wenig angesehen, wenn nicht großes Talent oder eine ausgezeichnete Persönlichkeit den Künstler höher stellten. Man muß eben alle verständige Beurtheilungskraft verloren haben, wenn man bei Vergleichung der Stände den Komiker, dessen Rollen es mit sich bringen, daß er auf der Bühne Rippenstöße erhält, um das Publikum zu unterhalten, mit dem Soldaten gleich stellte, der sein Leben für sein Vaterland wagt, oder mit dem Seefahrer, der dem Sturme trotzt, oder dem Arzt, der der Uebertragung ansteckender Krankheiten in seinem Beruf ausgesetzt ist. Die Gaukler und Possenspieler haben zu allen Zeiten die Sitten verdorben. Das sklavisch unterjochte Athen gab dem Polus täglich ein Talent. Aesop und Roscius wurden mit Gold überschüttet. Pylades und Bathylus erfüllten die Luft der byzantinischen Hauptstadt mit ihren Possen. Paris, den Caligula mit Ruthen peitschen ließ, weil er sich weigerte anzuerkennen, daß der Kaiser besser sänge als Jupiter, hatte etwas von dem Wesen der Gesellschaften unserer gegenwärtigen Comédie française.

Aber selbst bei diesen Schattenseiten wahrte das römische Volk demungeachtet der menschlichen Würde eine gewisse Achtung. Es gab sich zwar mit Vorliebe den Vergnügungen hin und suchte unter allen Umständen diesen Zweck zu erreichen, aber es unterschied stets zwischen den Menschen, die es amüsirten und den Männern von Pflicht und Hingabe. Seneca war ein Wollüstling, Petronius ein Schwelger, aber beide hätten eher ihr Stilet zerbrochen, ehe sie sich entschlossen haben würden, so pomphafte Lobeserhebungen über „das Ehrenwerthe und Edle der Kunst eines Possenreißers“ zu schreiben, wie dies unsere jüdische Presse täglich thut.

Als zur Zeit des Kaiserreichs auf Veranlassung Foulds das erstemal ein Orden an einen Schauspieler jüdischen Ursprungs, Isidor Samson, verliehen wurde, geschah dies unter ganz besonderem Vorbehalt; er wurde nämlich in seiner Eigenschaft als Professor am Conservatorium und als dramatischer

Schriftsteller dekorirt, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er nicht mehr auf den Brettern erscheine . . .

Die Hotels im Faubourg St. Germain halten ihre Fensterladen fast sechs Monat hindurch während des Jahres geschlossen; die schönsten Häuser in den Champs Elysées und im Stadtviertel Monceaux sind im Besitze der Juden und oft erschallt in der Stille aus den geöffneten Fenstern Musik; irgend ein nervöser Jude fröhnt seinem Musikdrange.

Das echtfranzösische Buch, was zu denken Stoff bietet, welches einen würdigen Platz in unserer Litteratur des 17. Jahrhunderts behaupten darf, liest man nicht mehr; an seine Stelle ist ein sentimentales, verweichlichendes krankhaftes Musikleben getreten, was jetzt im Vordergrund steht. Nächst dem Krokodil ist der Jude das musiknärrischste unter allen Geschöpfen. Alle Juden sind instinktiv Komödianten oder Musiker. Camondo spielt Violoncell, Frau Sally Stern singt Operetten trotz der Judic, Hermann Bemberg componirt. Auf den fein satinirten Programmen sieht man öfters die Büste des Autors der Djinns, mit seiner verrätherischen Nase; und zwischen den sie umgebenden Lorbeerzweigen liest man die Namen Haydn, Gluck, Mozart und Beethoven. Auch Frau Goldschmidt giebt treffliche Concerte in ihren Salons, die jetzt „en vogue" sind. Zwischendurch bittet wohl Bemberg, den der Ruhm Haydn's nicht schlafen läßt, Frau Isaac eine kleine Romanze zu singen.

Ehe der Clairon zu seiner ewigen Ruhe einging, brachte er uns noch einige derartige Programme, die auf orangefarbenem Velinpapier gedruckt und mit einem Vulkan verziert waren," worüber der entzückte Mayer ein über das anderemal ausrief: „Welch' herrliches Ornament für die dort gebotenen Meisterwerke!" Zwischen den Säulen der Façaden fesselt die pedantisch steife Statue Apollos von Houdon unsern Blick." Ich denke mir dabei, daß jener Hausbesitzer sich früher mit ganz anderen Dingen befaßt habe, um jetzt so schöne Feste geben zu können.

Die Ellissen sind auch lustige Leute und freuen sich des Lebens. Merkwürdigerweise haben sie das Elend unserer armen Lumpensammler, die gewissermaaßen zum Hungertode

verdammt sind, zum Vorwurf eines Theaterstücks genommeu, welches sie in ihrem auf dem Boulevard Haußmann neuerbauten Hotel aufführten; dasselbe liegt an der Stelle, wo früher die Gärten der Prinzessin Mathilde lagen. Wenn man in die Durchfahrt des Hauses einfährt, liest man auf großen Anschlagzetteln:

Großer Schwank von Ellissen.
Gratisvorstellung am 14. Mai 1885.
Als Einweihungsfest
Großes Spektakelstück, von der Censur untersagt, aber mit besonderer Erlaubniß des Stadtraths unter Mitwirkung der bedeutendsten Künstler der Hauptstadt aufgeführt.
Ein gekröntes Haupt wird dieser einmaligen Vorstellung beiwohnen.
Elektrische Beleuchtung, bengalische Flammen, Kanonenschläge.
Militair-Musik.

In unserem eroberten Paris giebt es sogar Juden aus Indien. Ueber die Sassoon's laufen die unglaublichsten Abentheuer um, dieser Familie gehört halb Bombay und hier bei uns geben sie Gesellschaften; so traf plötzlich eine Tochter derselben, Frau Gubbay aus Indien ein und lud eine Menge Leute, die sie weder je gesehen, noch die ihr vorgestellt waren ein, aber alles lief herzu. Und dabei giebt es noch Leute, welche die Pariser Gesellschaft für wählerisch halten.

Bei alledem sind aber diese jüdischen Kreise durch den Lärm, den sie um sich herum verbreiten nichts weniger als anziehend. Robert von Bonnières hat sie in seinem Monach zuerst geschildert mit dem stets wiederholten Ausruf: „Ich möchte sie alle mit einer Seidenschnur erdrosseln!"; aber er traf sie, wie man zu sagen pflegt, nicht an die richtige Stelle, es fehlte ihm dazu die nöthige Unerschrockenheit. Wohl durchschaute und erkannte er den Niedergang unseres Adels, gegenüber diesen durch unehrenhafte Unternehmungen reich gewordenen Juden; aber er schilderte was er mit eigenen Augen sah, nicht kraftvoll genug: er blieb bei der schlechten Erziehung des deutschen Barons stehen und erinnerte bei jeder Gelegenheit an den Werth dessen, was er bei ihm fand, wie Jemand der mit dem Hut auf den Kopf in eine Kirche eintritt, nur

um mit dem Chor zu unterhandeln. Nur halb schilderte er uns in seiner Lia die verschlagene, eigennützige und hartherzige Jüdin, welche dies durch ein schmachtendes Auftreten um so besser zu verdecken versteht, als sie damit eine gewisse komödienhafte Originalität zu verbinden weiß. Mit einem Wort Bonnières ist nur auf der Oberfläche geblieben und hat nicht so gründlich geforscht wie der Verfasser von Daniel Deronda.

An dieser ungenügenden kraftlosen Darstellungsweise glaubte ich einen Mann zu erkennen, welcher fürchtet seine Schiffe zu verbrennen, d. h. sich die Thüren von jener „Gesellschaft" zu verschließen, und dem es unerträglich sei, um sich herum das ewige Geschrei der semitischen Boulevard-Presse zu vermissen, die er für rühmlich hält. Jener Autor schrieb mir, er besitze nicht das rechte Zeug hierzu, und was man mir über seine persönliche Lage mittheilte, bestätigt dies auch. Man darf mit Recht darin einen Mangel an Entschiedenheit, die Unfähigkeit einen Entschluß zu fassen erkennen, was jedoch total mit seinem festen und entschiedenen Stil im Widerspruch steht, welcher durch ein anhaltendes Studium des La Bruyère noch geschärft zu sein scheint.

Paul Bourget hat vielleicht eine andere Seite dieser Gesellschaft besser aufgefaßt. Er verkehrt nämlich bei Ephrussi und Cahen, wo Frauen von Wechslern aus- und eingehen, welche es sehr gern sehen, dort für große Damen gehalten zu werden und durch affectirte Gedankenleere, die sich mit einer neumodisch zugeschnittenen Schulmeisterlichkeit umgiebt, so die Theilnahme auf sich zu lenken suchen. Dieser Romanschriftsteller giebt uns bei einem steten Wechsel einschmeichelnder Lichtblicke mit tiefschauerlichen Schatten ein getreues Bild von der Falschheit, Verschmitztheit und der Unechtheit dieses ganzen pariser Jerusalems.

Und fragt man sich, was man in diesen Romanen liest, die weder die Poesie einer lebendigen Phantasie noch den machtvollen Reiz gesunder, aufrichtiger Lebensschilderungen athmen, so lautet die Antwort: man befindet sich in der jüdischen Welt, in dieser obgleich sehr alten, dennoch scheinbar wie erst seit gestern und aus dem Stegreif entstandenen

Schöpfung, die aber doch von Geburt an hinfällig, blutarm und welk ist. Die dort geweinten Thränen sind nicht so edler Art wie jene welche, obschon sie das Gemüth erregen, doch den Menschen stärken und trösten, wie der Regen des Himmels die Erde befeuchtet und befruchtet. Jene sind nur Erzeugnisse krankhafter Nerven und theatralischer Aufreizungen, ebenso wie ihr scharfes, kurzausgestoßenes Lachen.

Niemals hört man hier ein gerades freies Wort, wie es ein Sévigné, Montespan, Champfort, ja selbst ein Dupin sprach. Der Schriftsteller wird nach dem geschätzt, was er verdient und das Gemälde nach dem Preis der dafür bezahlt wurde.

Sobald von einem Gemälde gesprochen wird, erwacht sogleich in diesen Gentlemans der Instinkt des Maklers und des Gemäldehändlers und es heißt: Augen auf, das Geschäft beginnt! Und all' diese Aesthetiker à la Keats, diese anscheinend gemächlichen, weichmüthigen aber raffinirten Träumer raffen sich beim ersten Wort, bei der ersten Gelegenheit etwas auszunutzen auf, erpicht auf den Gewinn, wachsam und scharf auf ihr Interesse bedacht.

Noch eben macht dies mit Blumen geschmückte von Wohlgerüchen duftende Gemach den Eindruck einer tiefen Stille, in welcher die unruhige Gedankenwelt sich zu einer höheren harmonischen Auflösung vorbereiten wollte, da plötzlich wird die leise dahin schmelzende Melodie Schumanns am Flügel durch das hebräisch-deutsche Patois verscheucht, in welchem über die Einheimsung eines Gewinnes unterhandelt wird und dieselbe Stimme, welche noch soeben wie das liebkosende Murmeln einer Aeolsharfe klang, verwandelt sich plötzlich, wie durch Zauber, in scharf schneidende Guttaraltöne.

Selbst solche, die sich zu beherrschen wissen, vermögen dem Instinkte schwer zu widerstehen. Die alte Baronin James war eine geistig bedeutende Frau, die wesentlich zu der Stellung beigetragen hat, welche die Rothschilds jetzt in der vornehmen Welt einnehmen. Eines Tages war sie, ich glaube bei der Herzogin von Golliere eingeladen, wo eine ausgewählte Gesellschaft versammelt war, und die Baronin

verstand es im Gespräch auf den mannigfachsten Gebieten des höheren Lebens ihren Platz auszufüllen. Zufällig kam aber gelegentlich die Rede auf Diamanten. Da brach die Frankfurter Jüdin sofort durch. „Davon verstehen Sie nichts", rief sie in aufgeregtem Tone, und ließ sogleich sämmtliche pariser Diamanten, nach ihrer Fassung, ihrem Feuer und ihrem Karatwerthe die Revue passiren. Erst bei der nun entstehenden allgemeinen Stille kam sie wieder zu sich, gleichsam beschämt über die Rückkehr zu ihrem ursprünglichen Beruf.

Das bemerkenswertheste Buch in dieser Richtung ist Le Baron Vampire, von Guy de Charnacé[1]), hätte der Verfasser seine Gesichtspunkte etwas mehr erweitert, so wäre er Balzac sehr nahe gekommen. Wie lebendig steht Einem jener böhmische Handelsjude Rebb Schmoul vor Augen, der nachdem er einige Millionen durch die unsaubersten Unternehmungen zusammengeschachert hatte, plötzlich als Baron Rakonitz in Paris erscheint und vom hohen Adel mit offenen Armen empfangen wird. Welch' treffliche pariser Sittenschilderung ist nicht die Verbindung des Barons mit der Schauspielerin Sophie Fuchs. Der Baron bedient sich derselben als eines Mittels, um sich gegen einen Mann der feinen Welt, den Vicomte von Landelle zu rächen, dessen Verachtung er erfahren mußte und nachdem dies Mädchen sich an ganz Paris öffentlich hingegeben, heirathet sie den Vicomte und Dank der

[1]) Ein Wort genügt, um den Unterschied zwischen dem „Monach" und dem „Baron Vampyr" klar zu legen. Ollendorff verlangte von Charnacé einen Roman und dieser hatte sich verpflichtet, ihn in sehr kurzer Zeit zu liefern. Ollendorff gab ihm jedoch das Manuscript zum „Baron Vampyr" wieder zurück, da ein Rabbiner ihm erklärte, daß er es unmöglich veröffentlichen könne. Charnacé war jedoch nicht wenig überrascht, als Ollendorff den „Monach", der den gleichen Gegenstand behandelte, herausgab. Der Rabbiner, dem auch das Manuscript des „Monach" vorgelegt worden war, hatte erklärt, „daß dies Buch sehr schmeichelhaft für die Juden sei".

Ich tadle Ollendorff nicht, daß er von einem Geistlichen seiner Religion ein Urtheil verlangt hat. Auch ich habe mein Buch einigen Geistlichen vorgelegt, um zu erfahren, ob sich religiöse Irrthümer darin befänden, und bitte, wenn dennoch welche darin sein sollten, hiermit um Nachsicht.

Herzogin von Ermenonville heirathet später der Baron die Erbin eines berühmten Namens Fräulein von Salignac und das ganze Faubourg St. Germain ist bei der Hochzeit zugegen.

Die Darstellungen der einzelnen Persönlichkeiten sind von hinreißender Wahrheit. Jedermann erkennt in Rakonitz den Verkäufer der Kanonen die nicht losgehen, den Bergwerks-Inhaber, dessen Minen so wenig Gold enthielten, wie diejenigen in Uruguay, den Erfinder von unmöglichen Eisenbahnen, den Finanzminister des Kaiserreichs Gulistan. Da werden bekannte Charactere aus dem high life vorgeführt: Jener Schaoten, „der kleine jüdische Sammler von Porzellan und Emaille, der vielgesuchte Abschätzer von allerhand Schnurrpfeifereien, der, nachdem er sich als solcher in die Salons eingeführt hat, jetzt dort Herrscher geworden ist“; sodann Frau Stein „die niedliche, gescheute Frau eines schweizer Börsenmaklers, welche sich bei jungen Herzoginnen einzuführen verstand, die bei ihr zu Mittag speisen, während ihr Gemahl für die Häuser derselben reist.“ Zuletzt finden wir, bon gré mal gré, die polnische Jüdin Frau Langmann, eine jener bekannten galanten Wittwen und die deutsche Jüdin Lise Adler, welche Bonne in Warschau war.

Diese ganze Gesellschaft in engsten Beziehungen zu den Söhnen und Nachkommen jener stolzen Ritter, welche Frankreich durch ihre dargebrachten Opfer an Gut und Blut, durch ihre Tapferkeit und weltmännische Klugheit ganz Europa gegenüber auf seine Höhe gehoben haben. Welch' ein Schauspiel!

Ja wohl, welch' ein Schauspiel, und wie sehr begreift man dann die gerechte Entrüstung eines Künstlers von geradem Sinn, den Zorn eines ächten Edelmannes wie Charnacé ob solcher unwürdigen schimpflichen Vermischung!

In jenen Stadtvierteln, in welchen die Juden ihre Hotels erbaut haben, ist man aber wenigstens geschützt vor dem herzzerreißenden Anblick, der sich Einem in anderen Straßen darbietet. Diese Straßen sind jetzt der Tummelplatz der Zuhälter und ihrer Dirnen, die sich hier in frechster Weise breit machen, die Vorübergehenden insultiren und an-

ständige Frauen durch unverschämte Aeußerungen erröthen machen.

Man muß in dieser Beziehung Macé's Buch: le Service de la Sûreté par son ancien chef, von Anfang bis zu Ende lesen, um einen Begriff davon zu bekommen, was der Republikanismus in wenigen Jahren hier in Paris gezeitigt hat. Die schroffe Schilderung dieser sittenpolizeilichen Verwaltung und der herbe und kühle Ton bei allen stattfindenden Verhandlungen, die hier mitgetheilt werden, übersteigt alles, was man über das heutige Paris geschrieben hat und legt furchtbarer, als es die beredtesten Federn vermöchten, diese klaffende Wunde blos. Noch niemals ward ein so entsetzliches Bild menschlichen Elends entrollt.

Das Kapitel über die Zuhälter ist unheimlich. Der Verfasser läßt nach und nach vor unseren Blicken die verschiedenen Klassen derselben vorbeiziehen, diejenigen der vornehmen Welt, die des Bürgerstandes, die der Demi-Monde, diejenigen der arbeitenden Klassen, die der öffentlichen Häuser, und endlich die der Nachtschwärmer an den Barrièren.

Die fortwährend im Zunehmen begriffene Unsittlichkeit, die öffentlich der Armuth gepredigten materialistischen Lehren und der Arbeitsmangel haben hier Gattungen gezeitigt, die bisher in Paris unbekannt waren. Eine große Anzahl verheiratheter Männer lebt von der Schande ihrer Frauen, spielt sogar den Ueberwacher ihrer Ausschweifungen.

Die verheirathete Frau treibt ihr Geschäft allerwärts, jedoch stets weitab von ihrem Hause. Am Tage spürt sie auf den Bahnhöfen, in den öffentlichen Gärten, im Bois de Boulogne umher oder giebt sich in den Weinkneipen oder den benachbarten Gasthöfen preis.

Der Mann hält sich in einiger Entfernung, theils um sie vor dem Herannahen der Polizei zu warnen, mit deren Persönlichkeiten er sich bekannt zu machen sucht, theils um sie in solchen Fällen zu unterstützen, wo ihr die Bezahlung verweigert wird. Im letzteren Falle tritt er als Ehemann auf, fingirt einen Auftritt mit der Frau und dem Betreffenden, den er ihren Mitschuldigen nennt; und dieser, um einem öffentlichen Skandal aus dem Wege zu gehen, zahlt dann eine viel bedeutendere Summe, als wenn er der Frau den schon vorher verabredeten Preis gezahlt hätte.

Schon Kinder von 12 bis 15 Jahren werden zu Zuhältern abgerichtet.

Manche Dirnen gehen in Begleitung ganz junger Kinder, die dann den gemeinsten Auftritten beiwohnen. In dem Enfants en possession de débauche betitelten Kapitel stehen Dinge, die ich Anstand nehme, hier wiederzugeben.

Das zahlreiche Heer der Uebelthäter rekrutirt sich aus den Zuhältern.

Jeden Tag bildet sich eine neue Bande. Man beraubt die Häuser an der Banlieue und in der Umgebung von Paris; Passy, Boulogne, Auteuil sind keinen Augenblick vor ihnen sicher.

Auf Polizei-Kommissare und Beamte wird geschossen, und die wenigen Sicherheitswächter dort, wenn sie sich nicht mit ihnen verständigen, müssen fast jeden Abend Scharmützel mit diesen Uebelthätern bestehen. Am hellen Mittag, mitten in Paris, auf den Brücken, im Tuileriengarten kommen Mordanfälle vor; im Bois de Vincennes ward ein Greis, wenige Schritte vom Schießstande entfernt, erdrosselt, auf dem Boulevard des Capuzines vor dem Restaurant Hils warf man einem Manne eine Schlinge um den Hals, um ihn zu berauben. Man hält die Wagen in den Straßen an, wie früher auf den Landstraßen.

Im Januar 1885 nahm eine von Bordeaux zurückkehrende Dame am Bahnhof von Orléans um 11 Uhr Abends einen Fiacre. An der Rue Contrescarpe fallen drei Individuen den Pferden in die Zügel und die Dame wird gezwungen, alles, was sie an Werth bei sich hat, herzugeben.

Reisende werden im Eisenbahnwagen, Mädchen in ihren Betten, Kaufleute in ihren Comtoiren ermordet. [1])

Die Polizei steht den meisten dieser Verbrechen mit gekreuzten Armen machtlos gegenüber. [2])

---

[1]) Nach den durch die Journale veröffentlichten namentlichen Berichten wurden in einer Woche im Januar 1886 in Paris und in den Departements 9 Personen ermordet, 5 schwer verletzt.

[2]) Die Polizei kostet jetzt 16 Millionen mehr als im Jahre 1869. Zur Zeit des Kaiserreichs gab es 9 332 Polizeibeamte, jetzt sind deren 16 000 vorhanden.

Dem Mörder eines in der Rue Monsieur le Prince wohnenden Mädchens kennt man mit Namen und besitzt sein Signalement, nichtsdestoweniger geht er ruhig in Paris umher, sucht in einem Stellenvermittelungsbureau einen Platz, ohne daß es der Polizei einfällt, ihn festzunehmen.

In den sogenanten brasseries de femmes, (Bierschänken mit weiblicher Bedienung) ist das Spielhaus und der Schlupfwinkel der Liederlichkeit mit der Schänke vereinigt. Ein junger Mensch ist, sobald er hier einmal eingetreten ist, in der Regel verloren; man macht ihn betrunken, reizt ihn zum Spiel und zieht ihn auf verschiedene Weise aus. Niemals ist wohl die menschliche Natur tiefer entwürdigt und in den Schmutz gezogen als in der Person dieser unglücklichen Frauen, deren Gewerbe im Trinken besteht und deren tägliches Brot die Betrunkenheit ist, die man Nichtsthuerinnen nennt, wenn ihr Magen nichts mehr verträgt. Einige von ihnen vertilgen täglich 40 bis 50 Gläser Bier. Und nun lese man die pomphaften Redensarten über die Wiedergeburt der Menschheit durch die Demokratie.[1])

---

[1]) Für diese „Brasseries“ giebt es jetzt ein eigenes Journal unter dem Titel: „Paris nocturne“, welches behauptet, eine Abnehmerzahl von 6000 Exemplaren zu haben und dies nachzuweisen bereit ist. Es berichtet jede Woche über den Gesundheitszustand, die Preise und die Einzelheiten im Personal jedes dieser Häuser. So erfährt man z. B., daß in der Brasserie du Square die Jeanne sehr beliebt und außerordentlich begehrt sei; mit Vorliebe geht sie auf den Ball Bullier, am liebsten mit ihrer Freundin Félicie der schönen Brabanterin, welche neuerdings ganz wiederhergestellt sei. In der Brasserie du Bar sei die Rachel entzückend; ihr schmachtender Blick lade förmlich ein, an ihren Tisch zu kommen. Wie ihre Freundin Valentine sei sie eine Feindin der wüsten Trunksucht. Ferner kündigt das Journal an, daß in den vorzüglichsten Ballokalen jetzt die neue Polka von Henri Cohen: Paris nocturne gespielt werde.

Albert Delpit hat über diese „Brasseries“ eine interessante Schrift verfaßt, welche Einblicke in das Wesen der freimaurerischen Erziehung gewährt.

Er sagt: „Das ganze Quartier latin ist mit diesen „Brasseries de femmes“ überschwemmt. Die Gymnasiasten versäumen die Klassen, und das Examen, um diese von der niedrigsten Klasse der Prostituirten bevölkerten Orte zu besuchen. Ich bedaure die armen Mütter, welche ihre Kinder in sicherer Obhut wähnen. Kinder, die noch ganz unselbst-

Die Kuppelei hat alle Klassen der Gesellschaft angesteckt. Da vermiethet der Eigenthümer einer Prostituirten eine Wohnung, weil er den dreifachen Preis erhält. Der Miether macht es wie der Eigenthümer. Der Weinhändler bedient sich derselben, um durch sie Kunden heranzuziehen und beschützt sie dann wieder gegen die Polizei. Der Kohlenhändler verkauft ihr seine Waare mit falschem Gewicht; der Krämer, der Obsthändler, die Putzmacherin, die Nätherin, alle lassen die Prostituirte die Waare theurer bezahlen als jeden anderen; selbst die Wäscherin nimmt ihr bis auf die Ausbesserungen mehr ab, denn sie verdient ja — wie sie sagt — ihr Geld viel leichter. Alle diese Gewerbetreibenden handeln in der That, wenn auch in anderer Art, kupplerisch, denn sie tragen zur Unzucht bei, weil sie an derselben verdienen.

Macé schickte dem Polizei-Präfekten Berichte über Berichte, bat einmal über das andere um Bevollmächtigung, Paris von diesem Schmutz zu reinigen: aber er stieß auf formell begründeten Widerspruch und erklärt uns denselben.[1])

---

ständig sind, werden hier von der Schande angelockt, und in unbewußter Neugier diesen gewissenlosen Unternehmern von Stätten der Liederlichkeit als Opfer in unreifem Alter überliefert. Nach und nach habe ich ein halbes Dutzend dieser Orte selbst besucht und überall denselben widerlichen Anblick gehabt: Frauen, welche 15- bis 18jährige bleich und welk ausschauende Jünglinge an sich lockten und liebkosten.

— Ach, sprach eines Tages Eugen Palletan zu Pontmartin, — wenn es uns gelänge, die Republik zu gründen! Sie sollen sehen . . . es würde meine erste Sorge sein, Frankreich sittlich zu heben.

[1]) Die Polizei, welche mit unnachsichtlicher Strenge gegen alle sonstige Ausschreitungen im öffentlichen Verkehr, alle Marktschreier, Ausrufer und umherziehende Musiker vorgeht, die in ihrer Weise dem Volksleben immerhin eine malerische Seite gaben, läßt die Zuhälter ruhig gewähren. Sie erklärt ihnen gegenüber ohnmächtig zu sein, vielleicht weil sie nicht zugestehen will, daß sie im Einverständniß mit denselben sei.

Man vergegenwärtige sich doch die Auftritte, welche im April 1883 im Quatier latin stattfanden. Einige weniger entartete Studenten versuchten die Ordnung auf der Straße an Stelle der nicht einschreitenden Polizei herzustellen. Eines Abends hatten sie in der That jenes Stadtviertel gewaltsam von dem es überwuchernden Auswurf der Menschheit befreit. Was thut der Polizei-Commissar Schnerb, jener deutsche Jude, der Bruder des berüchtigten Schnerb, welcher damals an der Spitze der Sicherheitsbehörde stand?

Er stellte sich an die Spitze einer Bande von Zuhältern und Polizei-Agenten, warf sich auf die Studenten, welche mit blutigen, zerschlagenen Köpfen durch Todtschläger zum Rückzug gezwungen wurden. Früher würde man über diese Gemeinheit der Polizei, gemeinschaftliche Sache mit solchem, die öffentliche Dirnen beschützenden Gesindel zu machen, ent-

Die Mehrzahl im Stadtrath ist mit diesen lasterhaften Ausbeutern einverstanden.

Bei gewissen Wahlen geben diese Zuhälter und die in der Recidive befindlichen Verbrecher und Gesetzesübertreter den Ausschlag. Das Zeugniß Macé's ist hier von Bedeutung. „Die Mehrzahl der Zuhälter", so sagt er, „sind Wähler und üben dies Recht aus; mit ihren Wahlkarten dringen sie überall ein. Eine nicht unbedeutende Anzahl derselben ist mehrfach bestraft, was sie jedoch nicht verhindert, von ihrem Recht Gebrauch zu machen. Erst kürzlich wurden einige solche aufs neue verhaftete Individuen in Besitz von Wählerkarten gefunden, die an einer Ecke beschnitten waren, als Zeichen, daß dieselben in Gebrauch gewesen sind.

Ganz ähnliches kam während der ersten Revolution vor, wo dergleichen wiederholt gerichtlich bestrafte Personen in den Bezirks-Versammlungen den größten Einfluß hatten.

Vom republikanischen Gesichtspunkte aus sind die Besitzer von Schandhäusern im Ehrenpunkt intakte Personen, denn sie dienen der guten Sache durch Entsittlichung des jüngeren Geschlechts, indem sie bei der großen Menge jedes edle Gefühl ersticken, welches dazu beitragen könnte, das Land aus dem jetzigen Zustande der Versunkenheit emporzuheben.

Weiterhin werden wir die engen Beziehungen der Oberhäupter der Demokratie zu den Alkoholvergiftern nachweisen.

Das Gesetz für die rückfälligen Verbrecher hat uns keine Lösung der betreffenden Frage gebracht, sondern dient vielmehr als Ächtungsmittel gegen alle Franzosen ohne Unterschied, zu weiter ist es nichts nütze. Man konnte ja die Schandhäuser wie früher schließen, und die Mädchen nach St. Lazare schicken, dazu bedurfte es keines Gesetzes, was uns auch gestattet, einen Armen, weil er ein Brod gestohlen, oder einen Unglücklichen, der bei einem öffentlichen Streite

---

rüstet gewesen sein. Heut zu Tage ist der gesunde Sinn jedoch so gesunken, daß man die Sache belachte, und als man dem Polizeipräfekten Camescasse einen Todtschläger als Ehrengeschenk übersandte, lachte er darüber, und mit ihm seine in dieser schandbaren Gemeinheit lebende Umgebung.

einen Polizei-Agenten verwundete, nach Guyana zu schicken, wo nach den Zeugnissen der Aerzte bei einer Durchschnittstemperatur von 27 Grad ein Europäer in der Regel nicht länger als drei Jahre leben kann.

Die Mitglieder der Rechten haben sich auch hier von Gemeinplätzen überrumpeln lassen. [1]) Nicht ein einziger, mit Ausnahme des Grafen Mun, hat ein Wort gesprochen, welches von einem höheren Standpunkt aus in bestimmter und nachdrücklicher Weise die gegenwärtige Zersetzung klar gelegt, und die republikanischen Minister aufgerüttelt hätte, indem ihnen zugerufen wurde:

„Da seht Ihr, was Eure Republik gezeitigt hat, während Ihr die früheren Regierungen der Korruption angeklagt habt! Ihr verlangt die Verbannung aller Franzosen, wenn sie kein Vermögen nachweisen können, Ihr begehrt Maaßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung, von denen alle früheren Regierungen Abstand nahmen!"

Wenngleich die Mehrzahl derer, welche jenes Gesetz bedroht, wenig Sympathie erweckt, ist das Gesetz darum nicht weniger scheußlich. Solvere poenam, seine Schuld abbüßen, sagten die Alten. Hat der Schuldige dies gethan, so muß er wieder frei sein. Niemand hat das Recht, der Verurtheilung eine Züchtigung hinzuzufügen, die man früher als

---

[1]) Buffet hat, wenn auch ohne die Tragweite dieses Gesetzes zu erfassen, aus reinem gesetzlichen Instinkt den Senat in der Sitzung vom 8. Februar 1885 auf das Wunderliche und Regelwidrige eines Gesetzentwurfs hingewiesen, in welchem weder der Ort, noch die Frist, noch die genauen Bestimmungen einer Verbannung festgestellt ist.

Er sagt: „Der Gesetzgeber soll die Strafe oder die Strafen, welche er verhängen will, genau bezeichnen. Was denkt sich die Commission unter einer Verbannung auf Lebenszeit, wenn die Regierung nach Belieben diese in ganz verschiedener Weise ausführen kann, indem sie die Rückfälligen entweder nach der Beauce schicken kann, um dort das Korn einzueggen, oder nach der Gegend von Soissons, um Runkelrüben auszugäten, oder aber nach Guyana, um dort in Mitten jener tödlichen Sümpfe, Kanäle zu graben?"

„Dann hätte man den Gesetzentwurf lieber so fassen können: Die Rückfälligen werden behufs Abbüßung ihrer Strafe dem Belieben der Regierung überwiesen, die sie, wohin es ihr gutdünkt, hinschicken kann".

die furchtbarste betrachtete: die gänzliche Verbannung vom vaterländischen Boden.[1])

Dennoch wurde dies Gesetz, obschon es alle Welt für undurchführbar erklärte, angenommen, denn — die Juden wünschten es. Ein neugebackener Franzose, der Hamburger Reinach[2]) fand es ganz natürlich, daß man das Recht haben müsse, vom vaterländischen Boden Menschen zu vertreiben, oder, um mit Racine zu sprechen, zu vertilgen, deren Vorfahren seit Jahrhunderten in Frankreich wohnten.

Und wegen welcher Verbrechen will dieser Neuankömmling alle Franzosen mit dieser Strafe belegt wissen? Wegen Landstreicherei! d. h. wegen eines ganz undefinirbaren Vergehens, also z. B. wegen der Thatsache, daß sie arm sind, und daß sie zu anständige Eltern haben, um sich nicht wie Andere zu bereichern, oder daß sie auf einer Bank einer öffentlichen Anlage geschlafen haben, daß sie also statt in einem Bett die Nacht unter freiem Himmel zugebracht haben.

Hiernach wären Homer, Camoëns und Nerval gleichfalls Landstreicher gewesen.

Zu keiner Zeit hat sich das anfänglich einschmeichelnde, aber später brutale Auftreten der Juden in deutlicherer Weise bestätigt.

Mein ist das Haus! Hinaus mit Dir!

---

1) „Buffet sagt weiter: Auf die Gefahr hin, vom Herrn Minister des Inneren zu den Empfindsamen gerechnet zu werden, zögere ich keinen Augenblick, im geheiligten Interesse der Vertheidigung selbst der schwersten Verbrecher zu erklären, daß die Gesellschaft kein Recht besitzt, selbst diesen Gesunkenen gegenüber die Vorschriften der Gerechtigkeit zu verletzen".

2) Man vergleiche das von Joseph Rainach verfaßte Buch: les Récidivistes, welches dem Freimaurer Quentin gewidmet ist. Ferner die Petition der Freimaurerlogen „Travail" und „Persévérante Amitié de Paris". „Wir verlangen", so heißt es hier, „daß jeder zum drittenmale wegen Landstreicherei oder Diebstahl Verurtheilte, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, lebenslänglich aus dem Vaterlande verbannt und nach einer überseeischen Verbrecher-Kolonie gebracht werde". Jedermann weiß, was eine solche Kolonie zu bedeuten hat. Man tödtet nicht mehr, wie zur Zeit des Direktoriums, man läßt die Menschen hinsterben, und jeder wird begreifen, welches Mordinstrument dies Gesetz jener Regierung in die Hand gegeben hat, gegen alle die, welche den Juden oder Freimaurern im Wege sind.

Die Menschen- und Bürgerrechte, über die man soviel Lärm geschlagen hat, haben durch solche Anwendung ganz humaner Gesetze ihr wahres Gesicht gewiesen. Die Strafleiter, welche Beccaria und die Schule des XVIII. Jahrhunderts zu verkleinern sich bemühten, wächst jetzt zur Höhe einer Jacobsleiter an.

Die katholischen Abgeordneten haben die ganze Angelegenheit nicht genugsam ins Auge gefaßt; sie haben es versäumt, jene unantastbaren geheiligten Rechte zu vertheidigen, auf welche selbst die durch die jetzige Regierung verderbten Individuen Anspruch haben dadurch, daß ihnen der Religionsunterricht entzogen worden ist, der ihnen mehr als irgend etwas anderes behülflich sein konnte, sich von ihrem Falle wieder zu erheben.

Für die Christen war ehemals Jesus Christus der persönliche Arme, und die Ordensregel des heiligen Benedikt befiehlt, Jeden der bittet, wie den Erlöser selbst zu empfangen. Am Eingang zum Refektorium der Benediktiner von Solesmes stand der hochwürdigste Abt (zur Zeit, als ich dort war, der durch hohes Alter und tiefe wissenschaftliche Kenntnisse berühmte Dom Gueranger), bot dem Ankömmling die Wasserkanne dar und wusch ihm die Hände. Zahlreiche Erzählungen aus dem Mittelalter haben hieran angeknüpft. Man sieht einen in Lumpen gehüllten Armen unter dem Kirchenportal, er streckt seine Hand aus nach Almosen, aber der Glanz, den seine Kleidung ausstrahlt, verräth, daß es Christus selber ist.

In ähnlichen Fällen würden die Katholiken unserer Zeit, Mackau voran, den Freimaurer Caubet aufsuchen und zu ihm sprechen:

„Dieser Arme hat keine Wohnung, dies erregt Anstoß, schicken Sie ihn nach Guyana, dort mag er verenden." [1].

---

[1]) Die jüdische Lanterne zeigte in ihrer Nummer vom 19. August 1885 triumphirend an, daß man in Briare einen Franziskaner Mönch festgenommen und daß der Gerichtshof zu Gien denselben zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt habe. Wenn derselbe, getreu seinem Gelübde, fortfährt für die Armen zu betteln, kann er nach Guyana geschickt werden. Sicherlich haben das unsere katholischen Abgeordneten nicht beabsichtigt; aber sie besitzen eben keine Einsicht, sie lasen in den Boulevard-

Nur vier Katholiken haben gegen dieses Gesetz gestimmt, welches das Betteln mit der Todesstrafe belegt; es sind dies der hochwürdige Freppel, ferner Paul von Cassagnac, Daynaud und Graf von Mun.

Für Viele wäre ja freilich der Todeskampf auf fremder Erde eine Erlösung, denn unsere Proletarier werden mehr und mehr zwischen die Alternative der Todesstrafe und die soziale Revolution gestellt. Jener schon angeführte berühmte Denker sagt: „Sobald der Mensch das sittlich nothwendige Gebot verkennt, schickt Gott ein Gebot anderer Art, was ihm die Wege weist. Wird der Glaube dem Ohr vergeblich gepredigt, so predigt ihn der Hunger. [1])

Die sociale Revolution hat einen fast verhängnißvollen Charakter. In der Ueberzeugung dessen ist vielleicht das Zögern des Grafen von Paris begründet. Es ist bekannt, daß er einer von den drei bis vier Männern von hoher Stellung in Europa ist, welche die Arbeiterfrage gründlich studirt haben. Bei dem von ihm vertretenen Grundprincip besitzt er nicht das zur Rettung Frankreichs unbedingt erforderliche Vertrauen einer erfolgreichen Umgestaltung der socialen Verhältnisse, weil er mit größerem Scharfblick als die meisten seiner politischen Partheigenossen die Furchtbarkeit der sich vorbereitenden Krisis nicht verkennt.

Die schon überall ins Stocken gerathene Arbeit wird bald in Folge der Konkurrenz Deutschlands und des übrigen Europa's ganz und gar stillstehen.

Der pariser Arbeiter hat sein früheres Uebergewicht verloren und die benachbarten Völker fangen mehr und mehr an, der Produkte seiner Arbeit sich zu entschlagen. Dieser Nothschrei spricht aus allen angestellten Untersuchungen und Berichten. [2])

Journalen die Entrüstung darüber, daß die öffentlichen Mädchen theurer würden, wenn sie Zuhälter zu unterhalten hätten, und daraus haben sie denn ihre Weisheit geschöpft.

[1]) B. St. Bonnet: la Restauration française.

[2]) Man vergleiche die Untersuchung über die Lage der Arbeiter in der Kunst-Industrie-Branche und den Bericht über die industriellen Museen und Schulen, von Marius Vachon, so wie das Buch desselben: La Crise industrielle et artistique en France.

Stoffe, Blumen und Florgaze, bisher unter dem Namen pariser Artikel bekannt, werden in wenigen Jahren nur noch ausschließlich im Auslande angefertigt werden.

Die Ausfuhr nachstehender Artikel aus Paris, (Kunsttischlerei, Spielwaaren, Brillengläser, Bürsten, Fächer und Knöpfe), welche nach Ausweis der Syndikatskammern im Jahre 1875 noch 168 411 000 Franken betrug, war im Jahre 1884 auf 91 930 000 Franken gesunken. Diejenigen der künstlichen Blumen und Modeartikel, welche sich 1875 auf 42 189 000 Franken belief, sank 1884 auf 27 602 000 Franken. 1885 hatte sich dies Verhältniß noch verschlechtert.

Die meisten Möbel kommen jetzt aus Deutschland; Marius Vachon hat in seinem Bericht an Turquet die beunruhigendsten Berichte über die Fortschritte einzelner Nationen veröffentlicht.

So z. B. hat sich Rußland, welches bisher und wie es schien für immer, alle seine eleganten Modestoffe von uns bezog, ganz zurückgezogen. „Die Möbelbranche, bislang eine der blühendsten bezüglich des Verkehrs mit Petersburg und Moskau, ist auf dem russischen Markt ganz verschwunden."

In seiner Enquête über die industrielle Kunst erklärt Belvalette, daß die Ausfuhr der Wagen von 10 auf 4 Millionen zurückgegangen sei. Pagny berichtet, daß die Spitzen-Industrie, welche in Calvados 30000 Arbeiter beschäftigte, vollständig im Aussterben sei. Der Präsident des Syndicats der Vergolder gesteht zu, daß unsere Arbeiter nicht für's Gnadenbrot arbeiten wollen, weil sie mit den Preisen und Leistungen der Deutschen und Italiener nicht zu konkurriren vermögen. Hamel sieht sich veranlaßt, zuzugeben, daß die Holzbildhauerei in vollem Rückgang begriffen sei.

Also auch hier haben die jüdischen Theorien ihre folgerechten Früchte getragen. Der Jude verschmäht die Arbeit mit der Hand, sowohl in den Werkstätten als auf dem Felde, wenngleich er von beiden den größten Vortheil zieht; für ihn ist nur der Börsenmakler und der sonstige Vermittler, wozu er auch den Schauspieler in gewissem Sinne rechnet, nachahmungswerth. Die christliche Civilisation hat die Arbeit gewährleisten, veredeln wollen. Die jüdische beutet den Kapi-

talisten durch den Juden aus, dieser macht den Arbeiter zum Sklaven und der Revolutionär nennt ihn deshalb in seinen Büchern und Journalen einen Galeerensklaven.

Man vergleiche den Ideenkreis, in welchem sich der Proletarier der Vergangenheit bewegte mit demjenigen, in welchem der heutige Besitzlose lebt: die natürliche Folge macht es alsdann begreiflich, daß mit der Verrohung der Begriffe auch die Verschlechterung der Erzeugnisse Hand in Hand geht.

In dieser Republik wo Kunst, Litteratur und Industrie im Todeskampf liegen, blüht einzig der Handel mit Wein und Alkohol. Die statistisch aufgestellten Ziffern — man hat sie „das Mittel Thatsachen festzustellen" genannt — sind erschreckend. Die Aufstellung über den Verbrauch der Getränke weist eine ungeheuere Zunahme der Schankstätten nach.

Die Zahl derselben belief sich im Jahre

1869	auf	336 405,
1882	„	376 520,
1883	„	402 534,
1884	„	415 327.

In dieser Summe sind die Vertriebsstellen von Pariser Getränken nicht einbegriffen, deren Zahl etwa 35 000 beträgt.

In welchem Maaße der Verbrauch des Alkohols allein in Paris sich gesteigert hat, davon giebt die nachstehende Zusammenstellung der städtischen Zollverwaltung eine Uebersicht.

1877	waren es	107 481	Liter,
1878	„	123 111	„
1879	„	132 138	„
1881	„	145 867	„
1882	„	148 111	„
1883	„	145 467	„
1884	„	147 935	„
1885	„	141 129	„ [1])

Der pariser Arbeiter giebt sich dem starken Genuß dieser

[1]) Seit 1885 werden diejenigen Qantitäten Alkohol, welche mit dem Gehalt von 15 bis 21 Grad für den Wein gebraucht werden in obigen Angaben nicht mit eingerechnet.

Getränke hin. Die Rasse ist im Verfall, die stärksten jungen Männer aus der Provinz werden in diesem verdorbenen und aufreibenden Paris schnell entnervt. Der Pariser wird so zu sagen schon gealtert geboren, und erhält seine Kräfte nur durch eine fortwährende Anregung mittelst des Alkohols.

Man stürzt diese Getränke hinunter etwa wie man sich mit einem Dolche die Haut ritzt, um einen starken Kitzel zu empfinden und sowie die Frauen sich eine Morphiumeinspritzung in den Arm machen, reizen die Arbeiter den Geruchssinn durch den Alkohol und Beide empfinden ein flüchtiges Wohlbehagen, eine Anregung mit bald folgender Erschlaffung.

Das Gehirn fordert dann noch gebieterischer ein vermeintliches Stärkungsmittel als der Magen. Bacchus, der Vielnamige hieß ebenso häufig Liber als Dionysius, und in der That befreit er die mit Ketten belasteten Enterbten und erhebt das Herz. In einer Feierstunde in der Schänke erscheint ihm dann die Welt nach seinen Begriffen doppelgestaltig, er sieht ein erträumtes Glück, was ihm aber eben so schnell entschwindet und so besitzt er das einzige ihm vorschwebende Ideal.

Dem Centauren im Louvre ähnlich, dem der Genius des Rausches die Hände auf den Rücken gebunden hat, ist das Volk der Sklave des Alkohols.

Das Erschrecklichste dabei ist, daß man dem Proletarier weder Wein noch Branntwein verkauft, sondern ein namenloses dem Gifte gleichendes Gemisch.

Das Freimaurerthum scheint gewisse dieser Verfahrungsarten, wenn nicht vervollkommnet, so doch mundgerechter gemacht zu haben.

Früher bediente man sich bekanntlich der Aqua tofana, um manche den Revolutionären feindlich Gesinnten verschwinden zu lassen.

Der Verfasser des Buchs: Juifs et Francmaçons schreibt: Die Pharmacie kennt ein Gift, welches aqua tofana genannt wird, dessen Erfindung man einer berühmten italienischen Giftmischerin Namens de Tofana zuschreibt; dieselbe ward wegen vieler mit diesem Gift verübten Verbrechen im Jahre 1730 erdrosselt. Dies Gift ist außerordentlich fein, so daß es keine Spuren hinterläßt. Dasjenige, welches die Freimaurer in etwas abweichender Art tophana bezeichnen, ist viel gefährlicher und von furchtbarer Wirkung.

Dies Mittel, bei dessen Herstellung, wie es scheint Opium und Cantharidben hineingemischt werden, ist wasserhell, fast klarer als Wasser und geschmacklos. Es greift die edelsten Körpertheile an und man ist im Stande, je nach den angewendeten Dosen, die verschiedensten Erfolge zu erzielen, entweder den sofortigen oder den Tod nach einem bestimmten Zeitraum: es kann langwierige Krankheiten, auch Blödsinn, sogar einen Schwächezustand ohne Symptome, als Leibschmerzen oder andere Schmerzen hervorbringen; in allen Fällen ist die Wissenschaft machtlos den Vergifteten vom Tode zu erretten. Man sagt, daß ein neapolitanischer Freimaurer, ein Pharmaceut, dies Gift erfunden, d. h. wahrscheinlich die aqua tofana vervollkommnet habe. Er soll nur für seinen Orden und im Auftrag seiner Oberen gearbeitet haben; dies Gift, was nur in Neapel bereitet wird, ist auch dort Geheimniß der Erfinder geblieben.

Jedenfalls ist die Vergiftung durch Ernährungsstoffe und durch dergleichen Flüssigkeiten ein treffliches Hülfsmittel für die Freimaurer. Campanelle sagt: „Kennt denn das Volk die Zusammensetzung und die Gifte, aus welchen der Zaubertrank bereitet wird, den man ihm zu trinken giebt?“ Die stets zunehmenden Morde, die überfüllten Irrenhäuser und die fortwährend zahlreicher werdenden Selbstmorde bestätigen die verheerenden Wirkungen, welche jene Getränke hervorbringen, in denen außer dem Wasser kein der Gesundheit schädliches Element fehlt. [1])

---

[1]) Seit fünfzig Jahren hat sich die Zahl der Selbstmorde mehr als verdreifacht.

In den Jahren 1826 bis 1830 war die mittlere Ziffer 1739, dieselbe ist 1883 auf 7213 angewachsen. Während von einem Jahr zum anderen dieselbe um ein oder zwei Procent stieg, hat sie sich plötzlich auf sieben Procent erhoben. Hierbei sind Kinder von 15 bis 12 Jahren.

„De Legoy sagt in der Revue scientifique, die Geisteskrankheit nimmt überall in der ganzen Bevölkerung schnell zu. Von 1871 bis 1880 um 55 pCt. gegenüber einer Vermehrung der Bevölkerung um nur 4 pCt.

Die Zahl der in öffentlichen Anstalten behandelten Geisteskranken betrug 1835: 10549, 1882: 48813.

Im Januar 1801 gab es im ganzen Seine-Departement nur 946 Geisteskranke. Am 31. December 1833 war diese Anzahl schon auf 8907 gewachsen.

So hat in 83 Jahren sich die Zahl versechsfacht, was einem jährlichen Zuwachs von 95 Personen gleich kommt, während die Bevölkerung des Seine-Departements nur um das dreifache gestiegen ist.

In den Vogesen, deren Vertreter in der Kammer Ferry und Méline sind und wo natürlich die Freimaurerei allmächtig ist und sich

Dieser todtbringende Alkoholdurst erinnert lebhaft an jene Wein-Ausrufer, welche zu gleicher Zeit Todtenrufer waren und die mit einer Art von Meßgewand, das mit überkreuzten Knochen und Todtenkopf verziert war, die Namen der Verstorbenen ausriefen. Die heutigen Händler mit Spirituosen könnten ebenso gut den baldigen Tod ihren Kunden verkünden, denen sie Absynth und hochgradigen Spiritus enthaltende Getränke (trois-six) verkaufen.

Die christlichen Könige hatten dieser Frage ihre größte Sorgfalt zugewendet. Man höre Louis Blanc darüber, dessen Zeugniß man gewiß Glauben schenken wird.

> Die mit der Religion in Berührung stehenden Körperschaften hatten aus diesen Beziehungen auch die Liebe zur christlichen Gesinnung geschöpft, und die Schwachen hierin zu schützen war mit der liebste Beruf des christlichen Gesetzgebers. Er befahl aufs strengste redliches Maaß und Gewicht, verbot den Schankwirthen den Preis des gewöhnlichen Weins fürs Volk zu steigern, alle Waaren mußten stets auf dem Markt feilgehalten werden und es ward beachtet, daß sie gut und preiswürdig seien, damit der Arme billig leben könne. Erst wenn alle übrigen Einwohner der Stadt befriedigt waren, durften die Händler unter sich Lebensmittel einkaufen.

Würde man über diesen Punkt einen Staatsökonomen befragen, so würde er wichtigklingende Redensarten über den Tauschhandel und das Tauschgeschäft zum Besten geben. Mit Hülfe des gesunden Menschenverstandes läßt sich jedoch begreifen, daß Ludwig der Fromme die Volkswirthschaft richtig anwendete, indem er den Erzeuger in unmittelbaren Verkehr

---

alles erlauben darf, hat die Geistesstörung solche Fortschritte gemacht, daß der Generalrath in seiner Sitzung im August 1884 den Wunsch zu erkennen gab: „die Regierung möge mit aller Energie dem Alkohol-Schmuggel entgegentreten, und schlug gleichzeitig ein Gesetz vor, welches eine Beschränkung in der Concessions-Ertheilung der Schankstätten mit geistigen Getränken ermögliche.

Die Zeitschrift „Voltaire", dem Republikanismus ganz zugethan, sagt: „Die Verbrechen mehren sich wie eine Fluth, deren Wellen geröthet erscheinen. 1872 betrug die Zahl der bestraften Verbrechen und Vergehen in Frankreich 26000, im Jahre 1882 überschritt sie schon 81000. Paris liefert hierzu selbstverständlich den stärksten Contingent.

Die Zahl der Verbrechen, die von jungen Leuten zwischen 16 bis 21 Jahren begangen wurden, ist von 5933 auf 20480 gestiegen, die von jungen Mädchen des gleichen Alters von 1046 auf 2839.

mit dem Verbraucher setzte; er stellte diese beiden Vertreter der Arbeit einander gegenüber und die Vermittler, als die Schmarotzer, bei Seite.

Die heutige Einrichtung ist jüdisch und deshalb das gerade Gegentheil des christlichen Ludwigs des Frommen. Im Weinhandel wie überall verschwinden mehr und mehr die alten kleinen Firmen, die manchmal ein Jahrhundert bestehend, von erprobter Rechtschaffenheit und vorzüglichem Rufe waren.

Das jüdische System hat rasch die persönliche Gewährleistung und Ehrenhaftigkeit des Kaufmanns und damit die gegenseitige Haftung der Corporation beseitigt und an deren Stelle eine unbekannte in der Luft schwebende gesetzt.

Heut zu Tage hat den Handel mit Getränken anstatt desjenigen, der ein verhältnißmäßig kleineres, aber ihm zugehöriges Lager besitzt, ein Commanditär oder ein Banquier in Händen, und ersterer, also z. B. der eigentliche Weinhändler ist nur ein Beamter, der den Namen hergiebt, er ist Verwalter und darf sich nirgend wo anders hinwenden, wenn man ihn schlecht bedient, denn gewöhnlich wird die Miethe von den Lieferanten bezahlt.

Solch' ein Ausschank wechselt manchmal fünf- bis sechsmal den Vorsteher, aber stets werden dieselben Getränke von denselben Industriellen entnommen.

Der Weinhandel ist also ein Handel mit chemischen Produkten geworden, wo man, nach den neusten Versuchen experimentirt; da wird mit Galläpfeln, mit Alaun, mit Salz, mit Zucker, mit Gyps und mit allen möglichen Farbestoffen so wie mit Ingredienzien aller Art operirt.

Es ist leicht begreiflich, welch' zersetzenden Einfluß diese Chemikalien auf die Gesundheit ausüben, während bei den natürlichen Weinen selbst die damit vorgenommenen Fälschungen verhältnißmäßig nur geringe Nachtheile haben.[1])

In der Bourgogne giebt es z. B. Weinstöcke, deren

[1]) Man vergleiche den Bericht des Dr. Lancereau, den er in der Sitzung vom 17. November 1885 in der medicinischen Akademie über den Alkohol verlesen hat.

Strunk kupferroth, aber im Herbst die Farbe der Rebe annimmt; dieser Wein ist leicht, bekommt gut und kann sehr alt werden.

Die mittelst Essenzen hergestellten Fabrikate assimiliren sich nicht, haben die Wirkung wirklicher Gifte und beschleunigen das delirium tremens, oder verursachen Anfälle von Tobsucht oder äußerster Rohheit, während deren der Mensch seiner Sinne nicht mehr mächtig ist.

Es wäre von den Demokraten, die sich gern Freunde des Volks nennen hören, am ehesten zu erwarten gewesen, daß sie sich mit größter Strenge gegen Diejenigen gewandt hätten, welche, um sich zu bereichern, die unteren Volksklassen vergiften.[1] Ist die Gesundheit des Arbeiters nicht doppelt kostbar, da von ihr das Wohl und Wehe seiner Familie abhängt? Wen empört es nicht, wenn er die Berichte über die Betrügereien schamloser Kaufleute liest, welche aus Habgier falsche Waare für richtiges gutes Geld verkaufen? Alphons Karo sagt sehr richtig, daß man den Waarenfälscher deshalb wie einen Falschmünzer bestrafen müsse.

Die Freimaurer denken aber anders hierüber. Durch die Verwilderung, welche der gefälschte Alkohol hervorbringt, erreichen sie ihren Zweck, auf den sie nicht verzichten wollen. Nichts ist in dieser Beziehung bezeichnender als die Angriffe, welchen unser städtisches Laboratorium ausgesetzt war.

Dasselbe wird durch einen bedeutenden Chemiker geleitet, welcher, wie man sich im vorigen Jahrhundert ausdrückte, „für das öffentliche Wohl schwärmt". Herr Girard ist, was in unserer Zeit selten ist, unbestechlich und hat dem Stadtrath gegenüber eine durchaus unabhängige Stellung, die ihm

---

[1] Die Israëliten beugen dergleichen Fälschungen vor; sie trinken keinen anderen Wein als solchen, dessen Reinheit ein Rabbiner verbirgt. In den Archives israëlites liest man häufig Anzeigen wie die Nachstehende:

Jules Simon. Besondere Marke. Unter der Oberaufsicht und mit Bewilligung des Herrn Kahn, Rabbiners zu Nîsmes, Nachfolger des Herrn Aron.

Weshalb verlangen die Katholiken nicht von ihren Pfarrern im Ort, daß er Garantie für ihre Weine leiste?

gestattet, trotz etwaiger Anmuthungen einzelner republikanischer Stadträthe unbeirrt seinen Weg zu verfolgen. Sein Mitarbeiter Dupré steht ihm in gleicher Weise zur Seite und außerdem eine Anzahl jüngerer Gelehrten, deren bescheidenes Einkommen als Inspektoren ihnen ermöglicht, ihren medicinischen Studien obzuliegen.

Dieses Laboratorium hat seit einigen Jahren bedeutende Resultate aufzuweisen. Es hat furchtbare den Arbeitern drohende Gefahren aufgedeckt und hat einigen besonders gefährlichen Fälschungen ein jähes Ende bereitet.

Die Zahl der dort geschehenen Analysen betrug

im Jahre 1881	6 517
„ 1882	10 929
„ 1883	14 686
„ 1884	16 184. [1]

Das durchschnittliche Verhältniß war Anfangs bei der Milch: 50 gute gegen 100 schlechte Ergebnisse, beim Wein: 59 gute gegen 100 schlechte. In Folge dieser fortgesetzten Kontrolle verringerte sich das Verhältniß auf die Hälfte. Seitdem jedoch der Stadtrath es durchgesetzt hat, daß diese Analysen nicht mehr veröffentlicht werden, ist das Verhältniß wieder das alte geworden und wird sich wahrscheinlich noch verschlechtern.

Anstatt solch' wohlthätiges Vorgehen zu unterstützen, und die Befugnisse dieses Instituts der öffentlichen Wohlfahrt zu kräftigen, geschah das Gegentheil, weil die Abgeordneten der Linken fürchteten, daß die Köpfe der armen Proletarier zu hell würden und sie ihr treuloses Verfahren gegen sie durchschauen und den ihnen gespielten Betrug entlarven möchten.

[1]) Von diesen wurden nur 6962 gut oder mittelmäßig gut befunden, 9222 aber als schlecht zurückgewiesen. Beweisen solche Zahlen nicht, wie dringend nöthig eine Ueberwachung des Handels ist?

Das Laboratorium hat dem Gerichtshof der Seine 4530 Fälschungs-Objekte überwiesen, von denen 2207 gerichtlich bestraft wurden. 1500 kamen ohne gerichtliche Verfolgung davon.

Meine Leser werden dies letztere richtig so verstehen, daß die Fälscher, weil sie entweder Freimaurer oder einflußreiche Wähler waren, der verdienten Strafe entgangen sind.

So nahmen sie offen, dreist, ja schamlos die Partei jener Giftmischer. Sie errichteten eine Art von Syndicat, um dem Weinhändler seinen ehrlosen Erwerb zu sichern, also eine Art Betrugsversicherung gegen die ihn treffende Strafe.

Das erstemal hatte Gambetta in einer zu diesem verwerflichen Zweck stattgefundenen Zusammenkunft den Vorsitz geführt. Nach seinem Tode übernahm Lockroy die Leitung und bei der im März 1883 im Wintercirkus stattgehabten Versammlung war die ganze Freimaurerei gegenwärtig. Da sah man Spuller, Anatole Forge, Dreyfuß, Hamel und viele Andere.

Die hierbei zu Tage tretende öffentliche Unverschämtheit ist vielleicht eins der bezeichnendsten Merkmale der niedrigen Gesinnung dieser republikanischen Abgeordneten. Wie anders und würdiger würde ein Mann, der sich des schönen Titels eines Volksfreundes rühmt, hier seine Meinung haben kundgeben können; wie trefflich hätte es ihm gestanden, wenn er hier zu dem Volke gesagt hätte: „Erniedrigt Euch nicht selber durch die Trunkenheit und denkt daran, was jene Mörderhöhlen Euren Frauen und Kindern entziehen, die auf Euren Wochenlohn augewiesen sind!"

Aber unter jenen Volksschmeichlern ist, ich weiß es, kein einziger, der im Stande wäre, auch nur so zu sprechen, wie unsere geringsten Dorfgeistlichen. Hätten diese Lieblinge des Volkes mindestens gesagt: „Wenn Ihr Leute einmal trinken müßt, so wollen wir wenigstens dafür sorgen, daß Ihr nicht vergiftet werdet, damit nicht Andere auf Kosten Eurer Gesundheit ein schandbares Vermögen zusammenscharren."

Gegentheils erscholl aus aller Munde ein Ermuthigungsruf für diese Fälscher und Giftmischer, und eine Verwünschung jener Einrichtung, welche dem Arbeiter das Leben erhalten will.

Die schamlose Art, mit welcher gewisse Redner, wie der Jude Lyon-Allemand, der Wahrheit ins Gesicht schlagen, ist unglaublich. So wird z. B. behauptet, das Laboratorium lege dem Handel Hindernisse in den Weg dadurch, daß es eine mittlere Stärke von 10gradigem Alkohol bei 20 Grammen trockenem Extrakt fordere.

— Selbst der Champagner erreicht nicht diese Mittelstärke, fügte er dann breitspurig hinzu.

Alle solche Behauptungen sind aber ganz unwahr und erlogen.

Sobald der Verkäufer den zu prüfenden Wein für natürlichen erklärt hat, vergleicht man die vorher eingereichte Probe von gleichem Gewächs, und wird dies übereinstimmend gefunden, so ist man vollkommen zufrieden, wenn er 8-, ja selbst 7-gradig ist.

Außerdem verhindert das Laboratorium Niemanden das schädliche Produkt zu verkaufen, sobald er dasselbe seiner Zusammensetzung nach öffentlich ausbietet, dann mag es trinken, wer da will.

Aber diese Forderung der gewöhnlichsten Ehrlichkeit ärgert die republikanischen Anstifter jener Meetings. Leider haben sie gewonnen Spiel, denn seit dem Juli 1883 ist es dem Laboratorium untersagt worden, amtlich die Ausdrücke schlecht oder schädlich zu gebrauchen. Im Jahre 1884 ließ sogar der mit dem Bericht an den Stadtrath betraute Lyon-Allemand darüber abstimmen, ob die Polizeipräfektur der Seine obigem Beschluß beipflichten solle; der Antrag ging aber nicht durch.[1])

Ist das alles nicht ächt freimaurerisch? Dieselben Menschen, welche dem armen Sterbenden in einem Hospital die Trostworte eines Priesters entziehen, dagegen Jene stärken und ermuthigen, handeln sie nicht ganz folgerecht, wenn sie

---

[1]) Der Stadtrath war so sehr für die Fälscher eingenommen, daß in der Sitzung vom 2. März 1885 ein Wunsch für Abschaffung des § 14, Artikel 15 des Dekrets vom 21. Februar 1852 laut ward, welcher die öffentlichen Fälscher von Nahrungsmitteln vom Wahlrecht ausschließt. In einer am 20. März 1885 im Wintercirkus unter dem Vorsitz Tony-Révillon stattgehabten Versammlung verpflichteten sich die dort anwesenden Abgeordneten, dies in der Kammer zur Sprache zu bringen. In der Sitzung des Generalraths vom 6. Juli 1885 nahm der Umtäufer unserer Straßen Mesureur, die Sache der Weintäufer in die Hand, und ließ über den Vorschlag abstimmen, sie ferner nicht mehr zu verurtheilen.

Doch genügte dies dem Meister unseres Zeitalters, den man den König Mastroquet getauft hat, noch nicht. Bei den Wahlen im Jahr 1885 trat als Candidat ein Weinmischer Namens Hude auf und wurde, Dank den Freimaurern, auch gewählt!

dem Arbeiter ein Glas reinen ihn stärkenden Weins vorenthalten! „Wehe dem Armen!" ruft der verschwenderische Lockroy aus. Nur der Reiche hat ein Anrecht auf das Ideal, d. h. ein wenig Magenstärkung, noch weniger Hoffnung aufs Jenseits, aber dafür destomehr gesunde Heiterkeit hier im Erdenleben." Könnte man noch die einzuathmende Luft ausbeuten, so würden jene Industrieritter sicherlich dieselbe dem Armen entziehen.

In Ermangelung dessen haben diese trefflichen Republikaner ausgeheckt, wie man die auf die Straße geworfenen Ueberreste ausbeuten könne. Wer hätte es jemals für möglich gehalten, daß diese sogenannte demokratische Regierung den Enterbten werde untersagen wollen dergleichen Abfälle, die von der Tafel des Reichen fallen, aufzulesen! Man kann diese unfaßbare Härte nicht verstehen. Doch schreckten die Männer der heutigen Zeit auch davor nicht zurück.

Und das Geschäft war nicht schlecht. Nach mäßigen Veranschlagungen beträgt die Gesammtzahl aller Lumpensammler von Paris etwa 50 Tausend. Nimmt man an, daß durchschnittlich jeder derselben an einem Tage oder in einer Nacht drei Franken verdient, oder noch geringer veranschlagt nur zwei Franken, so macht das 50000 mal zwei Franken, also 100000 Franken in einer Nacht; das macht jährlich 36 Millionen.

Sechsunddreißig Millionen ist aber ein ganz nettes Scherflein für Leute, die keine feine Nase haben. Zuerst hieß es, daß eine englische Gesellschaft sich zur Uebernahme dieses Geschäfts von 36 Millionen, von denen 50 tausend Menschen leben konnten, bereit erklärt habe. Die hierüber empörte Regierung erklärte aber durch die Agence Havas, daß es sich nicht um eine, sondern um mehrere solcher Gesellschaften handele.

Diesem großen Geschäft schloß sich bald das kleinere der Recipienten an. Ein Handlungshaus in der rue du 4 Septembre, dessen Besitzer zwei preußische Juden waren, überschwemmte ganz Paris mit Anzeigen, in denen man ankündigte, daß, wer seinen Bedarf bei ihm nähme, fortab gegen alle Anklagen wegen Uebertretung polizeilicher Vorschriften,

wie solche häufig vorkämen, gesichert sei. Da dies natürlich großes Aufsehen erregte, ward anscheinend eine Untersuchung gegen jenes Haus eingeleitet, die natürlich resultatlos blieb. Dennoch war die Sache sehr klar, denn das betreffende Circular lautete:

Jeder Wirthschafts-Vorstand der sich ausweisen kann, daß er mit unserem Hause oder mit einer seiner Filialen ein Abkommen wegen Entnahme seines Haushaltungsbedarfs abgeschlossen hat, ist fortan von jeder Strafe für polizeiliche Contraventionen befreit.

Jeder, der dies nicht thut, läuft Gefahr von jetzt ab bei Uebertretung polizeilicher Vorschriften in Strafe zu verfallen.

Entweder hatten hier die Zeitungen eine Fälschung begangen, oder jene Kaufleute hatten rechtswidrig ein Versprechen gegeben, was ein strafbares Vergehen in sich schloß, oder hohe städtische Beamte waren bestochen. In allen drei Fällen hätte die Sache gerichtlich verfolgt werden müssen.

Aber man schreckte davor zurück, denn man hätte einen Herrn Alphand, jüdischen Ursprungs (Alphanderry Halphen hieß er ursprünglich), anklagen müssen, welchen aber der Stadtrath aus begreiflichen Gründen in sein Herz geschlossen hatte. [1])

Denn die ganze Linke bewunderte ja diesen Mann, den eine sehr bekannte Affaire bei Abzählung der Wahlstimmen unsterblich machte, und welcher nicht ein Wort des Mitleids für die armen Lumpensammler hatte. Der Herzog de la

---

[1]) Man beachte die Gegensätze in diesen jüdischen Naturen. Derselbe Mensch, der einen nicht geringen Antheil an einem Verbrechen hat, was einem Morde gleich ist, hat ein warmes Herz für die Seinigen. Der Gedanke, daß ein Baum seiner Tochter im Wege sein könne, setzt ihn in Bewegung. Der Intransigeant sagt darüber:

„An der Ecke der place de la République und der rue de Bondy, wo der Boulevard St. Martin einmündet, stand ein Baum. Frau Kahn, die Tochter des Herrn Alphand, wohnt in dem Hause rue de Bondy Nr. 24; der Baum hinderte sie an der Aussicht und sie bat daher ihren Vater ihn zu beseitigen.

Der Befehl, ihn wegzunehmen, ward Sonnabend gegeben und Sonntags ward der Baum gefällt.

Die place de la République zählt einen Baum weniger, die Regelmäßigkeit ist gestört, aber Frau Kahn's Wunsch ist gehorcht worden.

„Bürger beugt Euch und zahlt die Kosten".

Rochefoulcauld-Bisaccia ehrte sich selbst, indem er, freilich unter allgemeiner Heiterkeit der Linken, das Wort für jene Armen nahm, die man so zum Hungertode verdammte; denn diese Herren von der Linken hatten ja schon im Stillen den Antheil berechnet, der hierbei für sie abfiel.

Die jüngeren Leute unter diesen Armen halfen sich wie sie eben konnten, die älteren krochen in ihre elenden Hütten und erwarteten da den Tod. Der alte Laplace, ein Greis von 74 Jahren, hatte notorisch seit 40 Stunden keine Nahrung zu sich genommen und sein Lebenslicht erlosch in der salle Graffard wie eine Kerze, die man ausbläst. Der alte Gouri, welchen man aus seinem Lager in der cité des Bleuets verjagt hatte, verkaufte seine Lumpen um seine Schulden zu bezahlen und erhenkte sich dann. Eine alte Frau schrieb an eins der radikalsten Blätter und bat „man möge sie doch abschlachten."

Der Haß gegen den Armen und den Arbeiter nimmt die verschiedensten Gestalten an. Diese am Ruder befindlichen Republikaner scheint nur eines zu beschäftigen: Den Proletarier um des Juden willen, damit dieser jenen leichter ausbeuten kann, immer mehr herabzudrücken.

Und in der That, der Jude verschmäht nichts; nachdem er Frankreich durch Anleihen und Geldgesellschaften im Großen beraubt hat, macht er sich an den schmutzigen Wucher, an die Pfandleihe früherer Zeit. Ist doch ein Banquier, welcher Mitglied eines hocharistokratischen Klubs ist, mit jenen Schnapphähnen gemeinster Art in Geschäftsverbindung, welche die armen Teufel durch Vorschüsse auf die versetzten Pfänder auszuplündern suchen.

Dieses Plünderungssystem hatte vor einigen Jahren ein deutscher Jude Namens Neuburger in ansehnlicher Ausdehnung betrieben; er errichtete in Paris verschiedene Filialen, welche Timotheus Trimm Neuburgeriaden nannte. Zu seinem Unglück gab es jedoch dazumal immer noch einen Schatten von Gerechtigkeit, man guckte in seine Bücher und er ward zu 10 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Heut zu Tage stehen die Neuburgeriaden in vollster Blüthe. Ein socialistisches Blatt la Bataille hat in einer

Nummer vom 28. Januar 1884 einiges veröffentlicht, was ein grelles Licht auf diese Filialen wirft, die durch eine Art von Syndicat untereinander verbunden sind.

Diese Gesellschaft hat Comtoire in jedem Stadtviertel; dieselben haben den Charakter von Agenturen; auf den großen vergoldeten Schildern an den Balkons der betreffenden Häuser liest man: Kauf und Verkauf von Pfandzetteln. Es sind dies schmutzige Läden, Höhlen für Hehler, welche hier Schmugglerwaare feil bieten, Trödelbuden ächt jüdischer Art.

Das hier von der Bataille veröffentlichte kennzeichnet die Handlungsweise dieser Leute.

Ein von ihnen Betrogener versuchte vergeblich sich Recht zu verschaffen. Er war ohne einen Heller in der Tasche in eine jener Agenturen in der Umgend der rue Lafayette eingetreten. Die nähere Bezeichnung ist gleichgültig, denn die Spitzbüberei ist überall die gleiche. Man leiht ihm auf einen Pfandzettel zwei Franken und giebt ihm eine kleine gelbe Verkaufs-Note, die wir zu Jedermanns Einsicht bereit halten. Hierdurch wird das Leihgeschäft illusorisch. Nach Verlauf eines Monats kehrt der Betreffende wieder und zahlt neue Kosten. Dieselben belaufen sich auf 20 %, was auf 1 Jahr 240 % beträgt. Die erlaubten Zinsen betragen bekanntlich 6 %. Nachdem er nach weiteren 14 Tagen vergeblich zu 7 wiederholtenmalen zurückkehrte, erklärte man ihm das Verpfändete sei verfallen.

Nun läßt der Geprellte den Verleiher vor den Polizei-Comissar fordern, und weist seinen gelben Zettel vor. Der Verleiher betheuert, die Hand aufs Herz, er habe den Gegenstand gekauft und deutet auf das Wort bezahlt und auf die, der Vorsorge halber aufgedruckte Bemerkung: Um Mißverständnissen vorzubeugen, wird der Käufer darauf aufmerksam gemacht, daß vorstehendes ein Kauf- und kein Leihgeschäft ist. Dank dieser gemeinen Vorsicht sind diese Pfandleiher stets in der Lage ihren Kunden ein Schnippchen zu schlagen.

Diese Art von Geschäften ist um so einträglicher als sie auf die Anhänglichkeit der Armen an bestimmte Gegenstände, Zeugen der Freuden und Sorgen vergangener Tage, wie z. B. des Trauringes, ja selbst des Spielzeugs eines Kindes, spekuliren. Oftmals wird, um solch' Pfand nicht verfallen zu lassen, von den Leihern das doppelte an Zinsen geboten.

Die feinen Banquiers schießen die nöthigen Summen vor und überzeugen sich von Zeit zu Zeit vom Stande der Dinge.

Nicht selten bemerkt man in der Nähe solcher Räuberhöhlen, wo sich diese Art *halsabschneiderischer Geschäfte* vollziehen, die Equipage eines

fein gekleideten Herrn. Es ist der Geldmann, der hier sein Geschäft kontrollirt. In Paris giebt es eine Menge solcher Oertlichkeiten, wo von jenen Menschen gedungene Individuen dem ganz Heruntergekommenen, welcher nichts mehr zu beißen und zu brechen hat, jene Pfandleih-Quittung abnehmen.

Ist der für Viele thränenreiche Tag abgelaufen, der unserem Banquier die Tasche mit Gold füllte, so tritt er heiter und wohlgemuth in irgend welchen vornehmen Salon ein und wenn es heißt: Der Herr Baron von Haceldama ist eingetreten, bemächtigt sich aller anwesenden Christinnen ein geziertes Lächeln und man sagt: Ach wie nett, daß der liebenswürdige Baron kommt, und wie geht es denn der theuren Baronin. [1])

---

[1]) Eine andere Species jüdischer Gaunerei, sind die Häuser welche auf Abzahlung, d. h. zum zwei- bis dreifachen reellen Werth des Objektes verkaufen. Im Cri du peuple vom 13. Oktober 1884 sind einige derartige interessante Notizen über das Handelshaus Schwartz und ein anderes, welches unter der Flagge Bon génie segelt, und an dessen Steuer Gabriel Lévy nebst seinen Theilhabern und Vettern Isaac und Albert Lévy steht, mitgetheilt. In Betreff der Bedrohungen von Sicherheitsbeamten verweisen wir auf das sechste Buch, wo einige Probestücke dieser Art vorgeführt werden.

Die radikalen Blätter, in sofern sie nicht in jüdischen Händen sind, wissen viel hierüber zu berichten, was katholische Blätter theils nicht wissen, weil sie dem praktischen Leben zu fern stehen und theils es auch nicht zu sagen wagen.

Mit Interesse wird man im Cri du peuple vom 2. März 1885 eine Mittheilung über den Juden Manasse lesen, dessen Specialität die Ausbeutung der Kunst- und Möbeltischler ist, die mit ungenügendem Kapital arbeiten.

„Der Betreffende gebraucht 1000 Franken, er übergiebt dem Manasse also für 2000 Franken Möbel und dieser zahlt nun 1000 Franken unter sofortiger Zurückhaltung von 40—50 Franken Zinsen."

„Nun kann sich dreierlei begeben. Im ersten Fall sind die Möbel, wenn auch nicht zu hohen Preisen, verkauft, man geht zur Kasse und empfängt den Saldo; im zweiten Fall sind sie nicht verkauft, man ist jedoch im glücklichen Besitz von 1000 Franken und kriegt mit einem Verlust von 50 Franken seine Möbel wieder; im dritten Fall, und der ereignet sich häufig, hat man kein Geld und auch die Möbel sind unverkauft, dann gute Nacht Möbel, denn Manasse ist, vermöge des Rückkaufts-Contrakts, rechtsmäßiger Eigenthümer derselben".

Der ganze gegenwärtige Zustand der Dinge ist, man kann es nicht oft genug wiederholen, das pure und volle Gegentheil des christlichen Zustandes. Früher verdammte die Kirche den Wucher, und der

Als einige naive Abgeordnete die Frage stellten, ob denn die Regierung nicht selber diese Vorschüsse auf Pfandzettel geben könne, antwortete André Cochut, der Freund Bischoffheims, das dies die reinste aller Unmöglichkeiten sei. Nun, frage ich, wie fangen es denn aber die Juden an?

Wie soll dies enden? Das weiß man ja allerdings nicht. Ich möchte lieber sagen, man weiß nicht genau, in welcher Weise sich der ganz unvermeidliche Bankerott vollziehen wird.

Das Volk rüstet sich und wartet es ab. Nicht mehr in die engen Gassen, in die schmutzigen Vorstädte braucht man, wie früher, zu gehen, um die Revolution sich entwickeln zu sehen. Sie thront in den Stadtvierteln besseren Anstrichs, in der Umgebung der rue Monge zum Beispiel, wo das Elend in Mitten des monumentalen Putzes unserer städtischen Behörden desto schrecklicher aussieht, weil nichts mehr dort an unsere Vergangenheit erinnert.

Das Band, welches die früheren Generationen an die Kirche fesselte, in der sie getauft oder in der die letzten Gebete über ihre Verstorbenen gesprochen wurden, oder an den treuen Freund eines Vaters, an jene geistlichen Brüder, die ihre Erziehung überwachten, es ist seit langer Zeit zerrissen. Das heutige moderne Wesen ist nihilistisch, es hat keinen Anhang und besitzt nicht mehr Vaterlandsliebe, als die 300000 Fremde, welche unsere verblendete Regierung hier in Paris hat Platz nehmen heißen, dessen Herren Jene sein werden, sobald sie es nur wollen; das heutige Paris wird sich nicht auflehnen, wie die Vorfahren unterm Kaiserreich, gegen eine vorübergehende Ausschreitung, welcher unter irgend einen

---

Arm der weltlichen Gerechtigkeit strafte den Wucherer. Heut zu Tage erklären unsere Akademien, — gleichsam die Laienkirche — der Credit, so angewendet, sei die schönste Erfindung der Neuzeit und polizeiliche und gerichtliche Behörden sind dem Wucherer zu Dienst. Sobald noch die letzten, welche an maaßgebender Stelle gegen die heutige Zeitströmung ankämpfen, beseitigt sein werden, dann wird der Jude eine moderne Sklaverei wieder aufrichten, er wird an Stelle des geregelten Haushalts ungestraft die Geldwirthschaft setzen, und der größte Theil des täglichen mühsamen Erwerbes wird dem Weinhändler, dem Verkauf auf Pump und dem Kauf der Pfandzettel, anheimfallen.

atmosphärischen Einfluß die Köpfe erhitzte und Barikaden erstehen ließ.

Irgend welcher Monarch, der sich auch nur der Hälfte jener Nichtswürdigkeiten und Pflichtvergessenheiten schuldig gemacht hätte, welche die jetzige Regierung schamloser Weise angehäuft hat, würde längst die Emeuten an die Pforten seines Palastes haben anbrausen hören. Aber alles das läßt die große Masse in tiefster Apathie über sich ergehen, es bebeherrscht sie nun einmal eine fixe Idee, sie brütet in Grabesstille über ihren socialen Umwälzungsplänen, und erwartet den ihr günstig scheinenden Augenblick, um von jener mächtigen breiten Allee aus, durch die ganze Ströme von Menschen sich wälzen können, sich über Paris zu ergießen.

In einer Gesellschaft, die in größter Lüsternheit dahin lebt, in der das Gefühl für Recht und Unrecht fast ganz erloschen ist, wo die Leidenden ohne jedes Mitleid von den Genießenden unter die Füße getreten werden, kann die Katastrophe, wie gesagt, nur eine Frage der Zeit sein. Kein Denkender kann sich eine solche Entwickelung verhehlen. Man spreche mit einem Geistlichen, der aus der Ferne dem im Dunkel dahin segelnden Schiffe folgt, oder auch mit einem Atheisten, darin stimmen alle überein.

An einem, vielleicht nicht mehr allzufernen Tage, schreibt Aurelien Scholl, muß dieser Kessel platzen. Große Häuser mit unermeßlichem Credit werden dann wie überfüllte Ballons auseinanderfallen und nur Ruinen wird man ringsum sehen. Paris wird Ischia gleichen nach jenem Erdbeben. Das Ende der Welt wird's ja nicht sein, aber wohl das Ende unserer heutigen Pariser Welt!

Ich werde nicht zu Denen gehören, die dies bedauern.

Und ich erst recht nicht.

Gewiß soll man für diese Umsichtslosen, Verderbten und für diese Tröpfe beten. Und dennoch, wenn man uns Bittende in Richter verwandelte, wenn man uns fragte: Sprecht Euch gewissenhaft über jene Menschen aus, für die Ihr den Gott des Erbarmens anfleht, was würden wir antworten müssen? Müßten wir nicht, wollten wir kein ungerechtes Urtheil abgeben, sagen: Diese Gesellschaft hat den Tod verdient, sie wird gerecht gerichtet, so erfülle sich denn ihr Schicksal!

Inhalt.

Sechstes Buch.

Die jüdische Verfolgung.

> Man war der Meinung, daß es Unrecht gewesen sei 1871 die armen Schlucker zu erschießen. Ich behaupte dagegen, daß man zu viel Nachsicht mit ihnen gehabt hat.
>
> Eugen Mayer (Lanterne).

I.

Die Freimaurer.

Wer sind die Anstifter, die Werkzeuge und die Mitschuldigen jener Verfolgung, welche mit der Ausweisung der frommen Brüderschaften angefangen hat, dann sich der Seelen der Kinder bemächtigte, und endlich den armen Sterbenden im Krankenhaus den letzten Trost, die letzte Hoffnung raubte, die sich mit einem Worte angelegen sein ließ, Frankreich mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu entwürdigen und herabzusetzen? Auf welche Weise ward dies angegriffen und durchgeführt? Dies zu beantworten soll die Aufgabe dieses sechsten Buches sein.

Die Freidenkerei an und für sich kommt hierbei nicht in Betracht. Was für interessante Stunden haben wir mit hervorragenden Geistern verlebt, denen jener Glaube, welcher der Trost und die Freude unseres Lebens ist, verschlossen war. Wie viel Zeit haben wir selber durchlebt, während der wir die reine sociale Aufgabe des Christenthums bewunderten, und dennoch außerhalb der Kirche lebten, da wir die wenig göttlichen Seiten seiner Glaubenssätze nicht anerkannten? Es hat Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit gefallen, den armen Schreiber dieser Zeilen zu sich zu entbieten, auf ihn jenen unwiderstehlichen, sanften Druck auszuüben, dem man folgen muß; ihn freundlich auf die Schulter zu klopfen, — ich darf ja wohl, ohne die hohe Ehrfurcht vor ihm aus den Augen zu setzen, mich so ausdrücken — denn Christus, der Herr Himmels und der Erde, ist doch in der That unser bester und treuester Freund. Dank sei ihm hierfür, und wir wollen auch Diejenigen segnen, die nicht unsere religiösen Anschauungen theilen, wenn sie unsere Rechte als Menschen, Bürger und Franzosen nicht antasten.

Daß selbst großen geistigen Capicitäten dieses Licht

niemals leuchtet, ist unbegreiflich, aber die Thatsache steht fest. Byron, jener schöne, reiche, mit den seltensten Gaben ausgestattete englische Pair verspottete den Gott, der ihm alles das verlieh.

Proudhon, jener unverwüstliche Arbeiter, rechtschaffen durch und durch und sittenrein, glaubte an kein Jenseits das jene Tugenden belohne und widmete dem Teufel einen Hymnus voll Liebe.

Delacroix, der geistvolle Schöpfer so vieler religiöser Bilder, drehte sich auf seinem Bett um, weil er die Kirchenglocken nicht hören wollte; er will lieber im Dunkel weilen, als jene Gestalten betrachten, die sein Pinsel geschaffen hat, die indeß in Wahrheit schöner sind, weil sie sein Genie nicht ganz begriffen hat.

Wie lange Jahre hat nicht Littré, der ehrenwerthe, rechtschaffene Mann gerungen, ehe ihm die Gnade ward? Einst war der Greis über seiner Arbeit eingeschlummert und seine Frau hängte ihm das Bild der Mutter Gottes um den Hals; als er erwacht, findet er es und giebt es ihr freundlich lächelnd wieder.

Unter unseren heutigen Philosophen sei nur des Jules Soury gedacht. Gerade sein Bréviaire du matérialisme, welches ein Meisterwerk der Kritik und Gelehrsamkeit ist, hat meiner Meinung nach die besten Beweise für die Religion erbracht, indem es feststellte, daß die Philosophie seit 5000 Jahren immer auf demselben Fleck stehen blieb, daß sie sich stets in einem Kreise drehend, fortwährend das schon Gesagte wiederholt und nichts genau erklären konnte.

Er hat nachgewiesen, daß Darwin nichts gethan hat, als die Theorie des Anaximander wieder aufzunehmen, der seinerseits den Anaxagores kopirte, welcher seine Weisheit wiederum dem Empedokles entnahm. Aber ein Christ ward der unermüdliche Arbeiter Soury dadurch nicht. Mit Schopenhauer ist er der Ansicht, daß das Leben hienieden nichts sei als ein übler Streich, den uns ein großer Unbekannter gespielt habe.

Doch haben wir ja wie gesagt die Herzen und Nieren Anderer nicht zu prüfen. Obgleich all' diese Freidenker leere

Worte aufwirbeln, Systeme aufstellen und entweder durch Spötterei auf Irrwege gerathene oder durch den Ehrgeiz verblendete Geister sind, so haben sie doch nichts mit jenen Elenden zu schaffen, welche einen Greis aus seinem Haus werfen, weil er nicht so denkt wie sie, oder einem armen Priester sein tägliches Brot stehlen. Littré hat selbst vor seiner Bekehrung ebenso wie Vacherot gegen diese Nichtswürdigkeiten protestirt und seinen Abscheu davor ausgedrückt; man frage einmal Jules Soury, wie er über Constans und Cazot denkt, und man wird erfahren, was er antwortet.

Der Kampf gegen den Glauben der Mehrzahl der Franzosen ist nicht ein Apell an die Berechtigung der Gedankenfreiheit, sondern eine Verfolgung von drei Religionen, um an ihrer Stelle eine neue zu unterdrücken. Zeichneten sich die Juden in Verbindung mit den Freimaurern durch besonderen Haß gegen den aus, welchen sie gekreuziget hatten und stellten sie sich freilich an die Spitze der Bewegung, bei der sie, von ihren Zeitungen unterstützt, in maaßloser Weise die gemeinsten Verläumdungen gegen denselben verbreiteten, so wurden sie darin von den Protestanten insofern unterstützt, als der Protestantismus sich in eigenthümlich unlogischer Weise selbst gegen Christum auflehnte, weil er sich schuldig gegen ihn fühlt.

Eugen Lamy, welcher, irre ich nicht, der Verfasser einer merkwürdigen und sehr beachtenswerthen Schrift ist, betitelt: la République en 1883, hat das Eigenthümliche dieser freimaurerischen Verfolgungssucht genau erkannt:

Er schreibt: Es ist klar, daß die Freimaurerei nichts ist als ein in einer Auflehnung begriffener religiöser Orden, in welchem sich die Furchtbarkeit des konfessionellen Streites, die unversöhnliche Festigkeit des Hasses gegen das Priesterthum und die Verderbtheit des klösterlichen Geistes mit einander vereinten und zu einer rachsüchtigen Verfolgungssucht umgestaltet haben.

Wir müssen deshalb nothwendigerweise etwas bei dieser Freimaurerei verweilen; wir beabsichtigen freilich, uns dabei nicht in Einzelheiten einzulassen, das haben bereits Andere vor uns gethan, aber wir wollen versuchen, den durchaus jüdischen Charakter dieser Erscheinung in das gehörige Licht zu

setzen, und das Wesen näher festzustellen, welches dieselbe in unserer Zeit angenommen hat.

Der jüdische Ursprung derselben ist offenkundig, denn die Juden selbst können denselben in keiner Weise läugnen. Niemals in der That ward ein verstecktes Ziel unter einem leichter durchschaulichem Sinnbild verfolgt. Es gehört die Naivetät des Ariers dazu, um nicht zu begreifen, daß in der Aufforderung an den Umsturz der alten gesellschaftlichen Zustände mitzuhelfen und den Tempel Salomo's wieder mit aufzubauen, gleichzeitig das Verlangen ausgesprochen war, Israel zum Siege zu verhelfen.

Man sehe sich irgend welch' maurerisches Ritual näher an, so zeigt sich darin deutlich das Judenthum. Der höchste Grad Kadosch bedeutet hebräisch heilig. Der siebenarmige Leuchter, die Bundeslade, der Akaziatisch, nichts fehlt an der Versinnbildlichung des jüdischen Tempels. Das maurerische Jahr ist nach dem jüdischen geregelt. Der jüdische Kalender giebt 5446 Jahre seit Erschaffung der Welt, der maurerische deren 5884 an. Die maurerischen Monate sind wie die jüdischen benannt: Adar, Veadar, Nissan, Iyar, Sivan, Tammuz, Ab-Elul, Fischri, Heschvan, Kislew, Tebeth, Schebat.

Wenn wir das Annuaire des quatre obédiences françaises, mit dem maurerischen Tageskalender des Bruders .·. Pierre Malvazain durchsehen, so finden wir, daß der Bruder .·. Hebrard, Direktor des Temps am 1. Januar 1834 im 11. maurerischen Monat, d. h. im Monat Tebeth geboren ist, der Bruder .·. Compayré folgt ihm am 3. desselben Monats, der Bruder .·. Jules Claretie am 3. des Monats Kislew, d. h. am 3. Oktober.

Ist es nicht eine Schande, daß ein Mann wie Jules Claretie, der, wenn auch kein besonders hervorragender, so doch ein talentvoller, ernster Arbeiter, sich, um ein paar Reklamen mehr zu haben, dieser Bande von Uebelthätern anschließt, welche unseren armen Priestern allerorten Fallen stellt?

Man wird mir erwiedern, daß dies dem Bruder .·. Clarentie, nachdem es ihm für seine Zeitung genutzt und ihn

zu der Stelle eines Direktors des Théatre français verholfen, wahrscheinlich auch nicht hinderlich sein werde, in die Akademie aufgenommen zu werden. Im Gegentheil: die Katholiken werden eher für den früheren Redakteur des Temps, als für irgend einen tüchtigen Mann stimmen, welcher den Glauben der Väter vertheidigt.

Meinetwegen! Ich würde mich an Claretie's Stelle schämen, meinen Namen auf dem Tageskalender zu finden, wo ein Bruder .·. Lewy Allemand, und ein Bruder .·. Cazot stehen.

Die bekannte Parole, welche die Eingeweihten austauschen: „Die Akazie ist mir bekannt", die Andrieux lächerlich gemacht hat, knüpft an ganz alte jüdische Ueberlieferungen an.

Im Intermédiaire belehrt uns ein Freimaurer, daß die Akazie jetzt das Sinnbild jenes goldenen Zweiges sei, der früher dem Neu-Eingeweihten gereicht wurde. Wer diesen besitzt, ist dadurch in das Geheimniß der Freimaurerei eingedrungen. In der heiligen Schrift wird dieser Baum shittah, (in der Mehrzahl shittim), als ein den Hebräern heiliger oft erwähnt. Auf Befehl Moses wurde das Tabernakel, die Bundeslade und alle religiösen Utensilien aus diesem Holz gefertigt und der Prophet Jesaias empfahl den Israeliten nach ihrer Rückkehr aus der Gefangenschaft, in der Wüste Cedern und Akazien zu pflanzen, deren Nutzen und Annehmlichkeiten keinem Zweifel unterlägen.

Wenn man ein altes Ritual der hohen Grade abgebildet sieht, erkennt man darin die Symbole des alten jüdischen Gesetzes.[1]) Man kann dort Moses und Elias aus der Feuerwolke treten sehen, mit der Umschrift: „Gebt die Gefangenen der Freiheit zurück." Die Stichworte sind: Judas und Benjamin. Da ist von Adonaï, von der Quelle Siloah, von Zorobabel die Rede, welcher gleichfalls die Befreiung der Gefangenen fordert und bittet, daß man ihnen gestatte, den Tempel Gottes wieder aufzubauen.

---

[1]) Les plus secrets hauts grades de la Maçonnerie devoilés, ou le vrai Rose-Croix, à Jérusalem. . . .

Wenn man das Ceremoniell der Aufnahmen liest, glaubt man sich in Jerusalem zu befinden.

Auch in der adoptirten Freimaurerei (Maçonnerie d'adoption, d. h. die weibliche Freimaurerei), ist die jüdische Einmischung unverkennbar.[1]) Die Aufnahmen sind so zu sagen Opferfeste der Venus vulgivaga, denn es werden da Lieder gesungen, die, um sich eines Ausdruckes von Octave Feuillet zu bedienen, einen Affen schamroth machen könnten. . .

Das ganze Wesen der Freimaurerei läßt sich in den Satz zusammenfassen: Sympathie und Hingabe an Jerusalem und seine Anhänger, dagegen Haß gegen Christum und die Christen.

Es gehört demnach kein großer Scharfblick dazu, um zu erkennen, daß, wie Abt Davie sagt, „die Freimaurerei ganz jüdischen Ursprungs ist, und daß die Juden, welche ihre Hand überall haben, wo es sich um christliches Sektenthum handelt, stets die ersten und unbezähmbarsten Führer in der Freimaurerei sind und bleiben werden".[2])

Auch haben die Juden aus dieser ihrer Gründung von jeher ihren Nutzen zu ziehen verstanden. Vollständig unfähig, gleich den Ariern eine auf edle Bestrebungen des Menschen, auf Vaterlandsliebe, Familienglück gerichtete, von ehrenhaften und uneigennützigen Beweggründen ausgehende Herrschaft aufzurichten, sind die Semiten Meister einer zersetzenden

---

[1]) Im Univers maçonnique berichtet César Moreau namentlich von einer Frau Huet und deren Aufnahme, die ans Närrische gränzt. Die Versammlung findet in einem Garten von asiatischem Klima durch den sehr ehrwürdigen Bruder von Bellincourt und die liebreizende Schwester, die Großmeisterin Schwester Delamotte Bertin statt, welche im afrikanischen und amerikanischen Klima durch die liebwerthen und interessanten Schwestern Cotolandi und Bordeaux, Ober-Inspektorin und Bewahrerin assistirt wird.

Die mit dem Abzeichen ihrer Würde bekleidete Großmeisterin erklärt der Neueingeführten die Bedeutung der maurerischen Symbole und man stimmt dann einen gemeinschaftlichen Gesang an.

[2]) Bossuet, Port Royal et la Maçonnerie. Ferner vergleiche man: Les Maçons juifs et l'Avenir, ou la Tolérance moderne.

Politik: ob es sich nur um Geld oder um geheime Gesellschaften handelt, immer wissen sie der Sache einen scheinbar geordneten, ernsthaften Anstrich zu geben, der aber im Grunde die Verfolgung unlauterer Triebe zum Zwecke hat.

Die freimaurerische Verbrüderung ist der Sammelpunkt für Menschen verschiedenster Art, welche dort in die Gemeinschaft einer bösartigen Mittelmäßigkeit eintreten: theils Lebemänner, theils ehrgeizige, theils verderbte Menschen, die aber zu zaghaft sind, um ihren eignen Weg zu gehen und die sich daher wohlbedacht dieser Gemeinschaft anschließen.[1]) Von ungekannten Oberen geleitet, ist die Freimaurerei eine Art offenen Judenthums, etwa einer Agentur gleichend, woselbst die Juden mit Leuten verkehren, die sie nicht in ihre vertraulichen Kreise zulassen wollen. Hinter diesem Bollwerk verschanzt, kann der Jude Böses anstiften, ohne daß man ihn verantwortlich zu machen im Stande ist und bei Abraham betheuert er dann noch, daß er der Verfechter der Duldsamkeit sei.

Nachdem man vorsichtigerweise solche Persönlichkeiten an die Spitze gestellt hat, deren Ehrgeiz man ausgenutzt und durch welche die öffentliche Meinung auf eine falsche Fährte geleitet wird, wählt die Freimaurerei, wenn sie des Erfolges sicher ist, durchaus Abhängige unter denjenigen, die weder moralisch noch geistig bedeutend genug sind, um sie als intellektuelle Urheber für das Geschehene verantwortlich machen zu können.

---

[1]) Will man sich unterrichten, über welche Mittel die Freimaurerei gebietet, so braucht man nur den Rechenschaftsbericht vom Jahre 1880 anzusehen. Damals gab es auf der ganzen Erde 138063 Logen, denen in einem Jahr 4 Milliarden freiwillige Beiträge zuflossen.

Die Vertheilung der Mitglieder gestaltete sich folgendermaaßen:

In den Vereinigten nordamerikanischen Staaten	2673296
„ „ Mittel-Amerika und Brasilien	4517425
„ „ Cuba und Portorico	58516
„ „ Asien und Ausstralien	594211
„ „ Afrika einschließlich Aegypten	83320
„ „ Europa	6854415
In Summa	14781183
dazu weibliche Mitglieder	2379460

Im Ganzen hängten der Freimaurerei an 17160643 Personen.

So z. B. war Cousin bis zum Convent im Oktober 1885 Präsident des obersten Raths. Scheinbar der einflußreichste Mann in Frankreich, ist er in der That eine winzige Person, der ergebene Diener und der Strohmann der Rothschilds. Obgleich Verwalter des Panama-Unternehmens,[1] Vertreter der Nord-Eisenbahn, und mit der Central-Leitung derselben beauftragt, mit einem Einkommen von 150000 Livres jährlicher Rente, verheirathet an eine mindestens ebenso reiche Frau und durch Rothschild bei den besten Geschäften der Jetztzeit betheiligt, ist er dennoch eine jener untergeordneten und eigenthümlichen Persönlichkeiten, wie es in Paris jetzt kaum eine zweite giebt.

Dieser Mann ist scheu, unentschlossen und dabei von Eitelkeit so befangen, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach einmal ganz den Verstand verlieren wird. Als er noch ein ganz unbedeutender Beamter war, ließ er gern aus seiner Rocktasche ein Zipfelchen seines rothen Taschentuches herausgucken, damit man glauben sollte, er sei dekorirt; zweifelsohne hat er stets bedauert, daß er nicht als Wilder geboren ist, um seinen Kopf mit Federn ausschmücken zu können. Nach Haus zurückgekehrt, legt er das große maurerische Ordensband, das Schurzfell und die kostbaren sonstigen Emblême seiner Würde nicht ab. Ohnerachtet seines Präsidententitels putzt er seinen Namen im freimaurerischen Tageskalender mit dem wunderlichen Zusatz eines „Freundschafts-Vertreters des Groß-Orients von Ungarn O. ∴ von Buda-Pest auf.

Furchtsam und dabei unverschämt, kriecht er vor den Rothschilds, behandelt dagegen seine Untergebenen mit größter Rücksichtslosigkeit. Als mir einer derselben von dem im Matin gegen Cousin veröffentlichten Brief Mittheilung

[1]) Die Freimaurerei spielt selbstverständlich eine große Rolle bei dem sehr zweifelhaften Panama-Unternehmen, welches die konservativen Journale fortwährend den Katholiken empfehlen, wobei dann stets auf „den großen Franzosen" (Lesseps) verwiesen wird.

Nach einem von Matin unterm 28. August 1885 veröffentlichten Brief scheint sogar die Loge zur „Anmuth" der Meinung zu sein, daß der Freundschafts-Vertreter von Oesterreich-Ungarn die Sache etwas zu weit treibt.

machte, konnte derselbe seine Freude darüber nicht verhehlen, ein Beweis, wie schlecht dieser Menschenfreund bei seinen Untergebenen angeschrieben ist.

Ich habe ihn selber auf dem Bahnhof beobachtet und er machte auf mich mit seinem bleichen Antlitz und dem unruhigen Blick den Eindruck eines unheimlichen Bureaukraten. . .

Aber Cousin ist ein großer Herr, denn er nimmt in einer Stunde so viel ein, als der arme Proletarier noch nicht in Jahresfrist verdient. Niemand würde wagen, in einem Salon zu Rothschild zu sagen: Sie, Verehrter, spielen den Neutralen in religiösen Fragen, weshalb sind Sie denn so unzertrennlich mit einem Manne verbunden, der an der Spitze einer Gesellschaft steht, welche uns eine unversöhnliche Feindschaft geschworen hat. . .

Was die Freimaurerei ganz besonders kennzeichnet, ist der wahrhaft diabolische Haß gegen die Armen. Während die Kirche befiehlt, in jedem Armen den Herrn Jesum Christum selbst zu sehen, scheint die Freimaurerei umgekehrt in jedem Armen den Christus zu hassen, den sie mit wüthendem Haß verfolgt.

Die fortwährende Anbetung dessen, was mächtig und reich ist, zeigt sich überall, man trete in irgend eine Freimaurerloge ein, sei es bei der „Clémente Amitié", der die Rothschilds angehören, oder den „Imitateurs d'Osiris", der „Jérusalem des vallées egyptiennes", den „Hospitaliers de la Palestine", oder der „Jérusalem Ecossaise", nie wird dort die Rede davon sein, die Milliarden der Juden anzugreifen; würde sich Jemand eine solche Ungehörigkeit erlauben, so würden die empörten Brüder sofort das Schiboleth über ihn verhängen.

Der Feind, den diese Tapferen angreifen, das ist der barmherzige Bruder und die barmherzige Schwester, mit einem Wort die Schwachen. Gegen diese sind sie furchtbar, gegen sie richten sie ihre Briefe, schütten sie den ganzen Vorrath ihrer gemeinen Angriffe aus.

Die große Stärke der Freimaurerei ist in der Mitwirkung der großen Anzahl mittelmäßiger Geister mit leichtem

Gewissen begründet, durch die es ihr möglich geworden ist, seit einigen Jahren die meisten wichtigen und einflußreichen Stellen zu besetzen. Streng gegen den Verurtheilten,[1]) nehmen sie gern die Anrüchigen, die Geschäftsagenten und zweideutigen Geldmenschen, die Ausgestoßenen, die ihrer bedürfen und in ihren Händen gefügige Werkzeuge werden, auf. Lumpe, wie Ferry oder Tirard werden große Männer bei den Freimaurern. Man unterstützt sie und hilft ihnen auf.

Man sehe sich doch einmal die Liste der Auserwählten unter ihnen an und man wird eine Menge Leute finden, die bei höchst zweifelhaften Geschäften, bei verdächtigen Spekulationen von ihren eigenen Genossen verdächtigt wurden, wie Constans, Cazot, Bouteillier, Paul Bert, Baïhaut und Andere.

Die Freimaurer schützen aber die ihrigen bis zum Aeußersten. Ein Beispiel davon ist Tirard. Als Finanzminister hatte er eine Herabsetzung des Zinsfußes zu vollziehen, eine Operation, die vor Allem die größte Diskretion erheischte. Was geschah? Tirard gab in ostensibler Weise Dugué de la Fauconnerie den Auftrag, bekannt zu machen, daß die Operation nicht stattfinden werde, während dieselbe beschlossene Sache war. So raffte man 15 Millionen für sich ein.

In der Senatssitzung vom 26. April 1883 bestieg Oscar de Vallée die Tribüne und rügte diese Amtsuntreue. Der strenge Ton, wie man ihn nur in früherer Zeit gewohnt war, wobei er mit dem Finger auf den Schuldigen, der auf der Ministerbank saß, hinwies, machte einen tiefen Eindruck. Obgleich die Mehrzahl aus Leuten bestand, für welche die Tugend nur ein leeres Wort ist, so verfehlte doch der Eindruck solcher Worte nicht seine Wirkung.

Eine allgemeine Bewegung ging durch den Saal, als der Redner sich an den Großsiegelbewahrer, welcher das Haupt senkte, mit den Worten wendete; „Sie sind der Entscheidende

---

[1]) Einige Logen sind bei der Aufnahme wählerischer als die übrigen. So wies z. B. die Loge Union et Persévérance Eugen Mayer (von der Lanterne) zurück, wogegen sich die Loge École Mutuelle glücklich fühlte, ihn ihr Mitglied zu nennen.

in solchen öffentlichen Angelegenheiten, wohlan, thun Sie Ihre Schuldigkeit, suchen Sie die Schuldigen und ziehen Sie dieselben zur Verantwortung!"

Freilich war es sehr unwahrscheinlich, daß Martin-Feuillée, der wahrscheinlich seine Hände dabei im Spiel hat, eine Untersuchung anstellen werde, in die er selber verwickelt werden würde,[1]) aber die Volksstimme drückt, wie gesagt, fast stets die Wahrheit aus und so fragte sich Jedermann, ob Tirard nicht dasselbe Loos getroffen hätte, wie s. Z. Teste.

Der „Ehrwürdige" der Loge École Mutuelle ward todtenbleich und erhob, wie es schien um seine Herzensangst anzudeuten, die gekreuzten Hände über seinen Kopf; sofort erscholl von der Linken betäubendes Geschrei und wilde Durcheinander-Rufe. Man wollte Oscar de Vallée verhindern in seiner muthigen Rede fortzufahren.

Die Freimaurer standen von ihren Plätzen auf, um Denjenigen besser beschimpfen zu könneu, der den Skandal einer der ihrigen aufzudecken beabsichtigte. Unter den Erregtesten zeichneten sich besonders Deschanel und Laurent Pichat, Mitglieder der Loge Clémente Amitié, der Jude Millaud von der Loge Fraternité progressive, Testelin vom Étoile du Nord aus, welchem die Sprache der Rechtschaffenheit wie eine ihm fremde Sprache klingt und endlich Tolin von der Prévoyance, der stets Bereite, wo es sich um Nichtswürdigkeiten handelt.

Die Stimme des rechtschaffenen Mannes ward vom Geschrei erstickt, er ward todtgeschwiegen; Martin-Feuillée trocknet

---

[1]) In einem Proceß gegen einen armen Teufel, einen Gerichtsschreibergehülfen Namens Lebas, der im Januar 1885 wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses angeklagt war, verlas sein Vertheidiger Falateuf eine größere Anzahl Briefe und Depeschen, welche bewiesen, daß ein reicher Börsenmann durch den republikanischen Senator Lenoël von allen Vorgängen unterrichtet ward, welche eine gegen denselben schwebende Untersuchung betrafen; der Großsiegelbewahrer ließ die betreffenden Actenstücke dem Angeschuldigten zustellen, damit er in die Lage versetzt werde, sich auf seine Vertheidigung vorzubereiten. Es hieß nun allerdings, daß jener Großsiegelbewahrer nicht dabei betheiligt gewesen sei. Falateuf hat aber, das steht fest, gesagt: „Herr Martin Feu . . ." dann hat er allerdings geschwiegen.

sich den Angstschweiß von der Stirn und Tirard war für diesmal gerettet.

Dieser frühere Händler mit unächten Steinen, ein wahrer Lowton und der Benjamin aller Logen, scheint den Kindern zu gleichen, die, kaum erwachsen, des bösen Beispiels halber geliebt werden.

Fortwährend in unsaubere Geschäfte verwickelt, suchte er, als einstmals die Sache schief ging, sich durch ein fast kindisches Läugnen aus der Affaire zu ziehen. Er hatte sich mit einigen habgierigen Freunden geeinigt, den Franzosen ein paar Millionen aus ihren Taschen herauszulocken und man hatte seinen Namen auf einen Prospektus gesetzt, der als Lockspeise dienen sollte.

In der Republik Uruguay herrschte seit langer Zeit tiefster Friede und der vom Präsidenten und den hervorragendsten Mitgliedern jener Regierung verbürgte Beistand ist das beste Unterpfand für die sichere Bürgschaft unserer Gesellschaft.

Die Verbindungen zwischen dem Bergwerk Santa Ernestina und Montevideo sind vortrefflich, das Klima ist gemäßigt und gesund. Die Arbeitskräfte sind billig. Auf alles das uns stützend, und bei der ungewöhnlichen Reichhaltigkeit der Ausbeute von Goldquarzen, haben wir für unser Unternehmen bereits zahlreiche Unterzeichner unter unsern Freunden gefunden.

Der deutsche Banquier Isaac Kolisch, welcher mit der Ausgabe der Aktien betraut war, richtete an die Aktionäre ein Circular, aus welchem in jenem bekannten dringenden und raffinirten Tone herausklang, daß man sich beeilen möge zu unterzeichnen, wenn man noch in „dem engen Kreis der Eingeweihten“ Aufnahme finden wolle.

Handels- u. Kommissionsbankgeschäft
J. Kolisch.
1 rue de 4. Septembre.
(Vertraulich.)

Paris, am 23. Mai 1879.

P. P.

Nachdem Sie die hierbei folgende Anzeige gelesen haben, werden Sie die Ueberzeugung theilen, daß es sich hier um ein ausnahmsweise günstiges Geschäft handelt, und werden begreifen, weshalb es nicht möglich war, weitere Einzelnheiten in jenem Cirkular zu berühren.

Se. Excellenz der Minister für Ackerbau und Handel, Herr Tirard hat den Vorsitz der Gesellschaft anzunehmen geruht, und

mehrere gleichfalls hochgestellte Persönlichkeiten sind hierbei betheiligt. Die ganze Angelegenheit ist daher ohne an die Oeffentlichkeit zu treten, wie dies wahrhaft guter Unternehmungen würdig ist, auf einen kleineren Kreis **Eingeweihter** beschränkt.

J. Kolisch.

Hier ward also einmal das praktisch versucht, was in einem bekannten maurerischen Gesang so treffend angedeutet ist:

Fern vom Lärm der großen Welt
Bei dem Wechselsang der Brüder
Sich des Maurers Blick erhellt;
Ein Geheimniß rauscht hernieder
Was beglückt und wohlgefällt
Und wir preisen schweigend wieder,
Was da fest zusammenhält
Alle Maurer treu und bieder.[1])

Tirard erklärte hierauf im Français, dem Journal das jenes Circular abgedruckt hatte, ganz empört, daß er jener Angelegenheit, von der er bisher nicht das mindeste gehört habe, durchaus fern stände.

Sämmtliche Journale theilten diese Entrüstung und hießen im Voraus alle Maßregeln gut, die man gegen einen Menschen ergreifen müsse, der es gewagt hatte, sich des Namens eines Mannes nicht nur, sondern eines Abgeordneten und Ministers der Republik zu bedienen, und es sei nothwendig, daß die Gesetze streng hätten gehandhabt werden müssen gegen die Urheber eines Prospektus, der in Tausenden von Exemplaren verbreitet, die Namen von Brisson und Clémenceau als Vorsitzende erwähne, denen dieser Prospekt ganz unbekannt war.

Aber seltsam, Tirard rührte sich so wenig als ob er versteinert sei und man begann zu munkeln, daß diese Excellenz doch wohl nicht ganz excellent sein müsse, denn der neu entdeckte Rosentopf duftete doch keineswegs Wohlgerüche Arabiens aus.

Als nämlich jener Banquier sich aus dem Staube gemacht hatte, selbstverständlich unter Mitnahme dessen, was der Gesellschaftsfonds barg, ward den verblüfften Aktionären klar, daß jenes Bergwerk kein Stäubchen Gold enthielt, denn ein

[1]) Recueil de Chansons des Francs-Maçons.

dorthin gesandter Ingenieur kehrte mit der betrübenden Bestätigung dessen zurück. Anstatt dies Ergebniß ehrlich mitzutheilen, hielten die Verwalter, wie das Journal „le Parlement“ berichtet, jene Nachricht geheim und fügten dem Aktienkapital von 15 Millionen noch eine neue Ausgabe von 10 Millionen Aktien hinzu.

Glaubte Tirard etwa hierdurch den Osiris nachzuahmen, der bekanntlich Löcher im Mond entdeckte; oder wollte er den Tod Hirams rächen? Kurzum bei dem Feste der Sonnenwende begnügte man sich nicht, sich die Hände zu reiben, sondern der „Ehrwürdige, der intakte Minister, welcher den dritten Grad erhielt“ wurde laut beklatscht.

„Man müßte ihn zum „Ziegelbrenner“ (tuileur) ernennen,“ sagte jener bekannte Maurer, der bei einer Preisvertheilung bekundete, daß Brutus bei Philippi gesiegt habe, denn noch nie seit der Honduras-Affaire haben sich die Aktionäre so die Finger verbrannt (reçu une tuile pareille).

Der durch das Freimaurerthum seinen Mitgliedern geleistete Beistand, wie er hier im kritischen Augenblick geübt ward, erklärt doch zur Genüge, ohne daß man in seine sonstigen Geheimnisse einzudringen nöthig hat, weshalb es so viel Anhänger findet.

Es giebt in den Provinzen gewisse Leute, Banquiers, Notare, Staatsbeamte, die ohne Stütze der Freimaurer längst dem Zuchthaus verfallen gewesen wären, die aber — so manche bis zu ihrem Tode — wenn auch nicht in Wahrheit hochgeehrt, so doch äußerlich geachtet dastanden und noch dastehen. Unter diesen Existenzen sind manche höchst merkwürdige.

Die Geschichte des Bruders .˙. Guillot kann hier als Probe wahrhaft heldenmüthiger Art angeführt werden.

Dieser Guillot, Notar und Maire von Trévoux, Ritter der Ehrenlegion, Mitglied des Generalraths, Präsident der Departemental-Commission, hoher Würdenträger der Freimaurer, war Großwähler des Departements. Als er im Mai 1883 starb, herrschte unter den Republikanern allgemeine, tiefe Trauer.

Beim Leichenbegängniß ging zur Seite des Präfekten

von Ain, Namens Stehelin, der Unterpräfekt von Trévoux, Duval, ferner die Mitglieder aller Behörden und Vereine der Stadt u. s. w. u. s. w. und es wurden an seinem Grabe Reden, würdig eines Mannes gehalten, der das Vaterland gerettet hat. Der Unterpräfekt Duval ward in seiner Rede lyrisch, und wir wollen uns begnügen, nur die Eigenschaften hervorzuheben, die er dem Verstorbenen nachrühmte:

Er war, so hieß es, der ausgezeichnete Mitbürger und ein hingebender Freund; Trévaux beweint in ihm den unvergleichlichen Verwalter, dessen Leben Arbeit und Wohlthun war. Das öffentliche Wohl stellte er stets seinen persönlichen Interessen voran. Allen Armen, Leidenden war er ein Beistand. Die Werthschätzung seiner Mitbürger zu erlangen, war sein einziger Stolz. Als ihm das Kreuz der Ehrenlegion verliehen ward und ich ihm die Mittheilung machte, ward er tief ergriffen und fragte, ob er es denn auch verdient habe. Es wird eine lange Zeit vergehen, bis wir einen ihn gleichen Mann unter uns haben werden; hätte Guillot im Alterthum gelebt, so würde Griechenland ihn unter seine Weisen aufgenommen haben u. s. w.

Aehnlich lauteten die Reden, welche der Generalrath Ducher und der erste Adjunkt Vollet am Grabe hielten. Der letztere betonte, daß er durch seine Verdienste seine Feinde zum Schweigen und sein Wohlthun sie zur Bewunderung hingerissen habe, daß das Gedächtniß dieses Mannes unauslöschlich sei, da er als Vorbild aller Bürgertugenden dienen könnte.

Allein kein Schmerz währt ewig. Die Einwohner trockneten ihre Thränen und erkundigten sich nach den Kapitalien und deren Erträgen, die jener brave Maurer verwaltet hatte.

Aber ach! Der maurerische Hammer fiel wie eine niederschmetternde Keule nieder und sie empfanden nicht das geringste Verlangen, das dreifache Houssé, der Begeisterungsschrei des Sohnes der Wittwe, auszustoßen, der Herr Präfekt hatte Recht gehabt, der Verlust war bedeutend, bedeutender als man gedacht hatte. Der „Ehrwürdige" war ein gemeiner Betrüger gewesen, der das anvertraute Geld bis auf den letzten Heller ganz geräuschlos in gemeinsten Ausschweifungen verbraucht hatte. Die Zeitschrift le Salut public schrieb darüber folgendes:

Die Zahl der Fälschungen war ungeheuer. Guillots Verfahren war dabei sehr einfach gewesen. Wurde ihm Geld zu hypothekarischer Anlegung gebracht, so steckte er es einfach ein, fertigte ein falsches Doku-

ment an und zahlte von anderen ihm zu gleichen Zweck übergebenen Kapitalien regelmäßig die Zinsen.

Das Bemerkenswerthe dabei ist, daß Guillot durch seine Stellung in der Lage war, dies lange Jahre hindurch fortsetzen zu können, weil seine Kundschaft ein blindes Vertrauen zu ihm besaß. Denn man darf nicht vergessen, daß es noch eine Menge Leute giebt, die von diesen republikanischen Ehrenmännern viel halten.

Obgleich ein Lyoner Journal die Höhe der Passiva glaubte angeben zu können, ist dies doch höchst wahrscheinlich ungenau, denn es wird schwer halten in diesem Falle der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Alles was man weiß ist, daß mehr falsche als richtige Obligationen zum Vorschein gekommen sind und daß hierdurch im Canton Trévaux ein förmlicher Krach entstanden ist.[1])

Unerhört aber ist es, daß Guillot durch den Beistand der Maurer doch unbestraft blieb, obwohl man in officiellen Kreisen seine Lage sehr wohl kannte.

Indeß war Guillot's Verbrechen eine wahre Kinderei einem gewissen Bellamy gegenüber. Derselbe Protestant und gleichfalls Freimaurer, Chef der opportunistischen Partei in Finisterre, Generalrath, Maire von Brest, Ritter der Ehrenlegion, war ein Typus. Gambetta, welchen die Unredlichkeit so anzog, wie der Magnet das Eisen, erwählte ihn zu seinem Freunde und so war denn Bellamy lange Jahre wie Gambetta Großwähler seines Departements.

Noch als schon seine Unterschlagungen nicht mehr verdeckt werden konnten, schützten ihn die republikanischen Abgeordneten lange Zeit gegen die Verfolgungen.

Die Zahl der Vertrauensbrüche und Diebereien Belamy's ist unglaublich und die Höhe der eingestandenen Entwendungen betrug 800000 Franken, was sicherlich weit unter der Wirklichkeit ist. Dabei besaß er eine besondere Vorliebe gerade die Armen zu betrügen; dies scheint überhaupt eine republikanische Tugend zu sein. Ein alter Matrose hatte sich — ein Vermögen für ihn — 11000 Franken zusammengespart; Bellamy stahl es und erklärte es verloren zu haben. Eine barmherzige Gesellschaft l'Adoration perpétuelle kam

---

[1]) *Ueber diesen Vorfall vergleiche man eine unter nachstehendem* Titel erschienene Broschure, welche in geschickter Weise eine Menge Einzelheiten aufzählt: Un notaire Franc-Maçon et bienpensant, par le syndicat de ses victimes.

sonderbarerweise auf den Einfall ihm ihre Gelder anzuvertrauen, er stahl ihr 13000 Franken. Den armen Bergleuten zu Graville nahm er 7000 Franken. Eine Dame Namens Lefranc hatte ihrem Kutscher Namens Mear eine Lebensrente von 800 Franken vermacht, die Bellamy verwaltete; zu diesem Zweck hatten deren Erben 32 Obligationen bei demselben niedergelegt. Als der Kutscher gestorben war, benachrichtigte die ehrliche Tochter desselben ihn sogleich vom Ableben, aber dieser Ehrenmann verschwieg dies den Erben und bezog die Rente noch vier Jahre lang weiter für sich.

Dennoch ward er von der Jury freigesprochen. Kann man deshalb eine solche Einrichtung tadeln, wenn dergleichen vorkommt? Sicherlich nicht. Der große Fehler der konservativen Partei besteht nur darin, daß sie bei sonstigen Wahlen nicht principiell zusammensteht. Bei der Jury wird man immer einige ehrenhafte Leute finden. Bei den freimaurerischen und jüdischen Wählern sicherlich keinen einzigen.

Selbst eine Verurtheilung, wenn sie nicht zu schwer ist, verhindert den Freimaurer nicht an seinem weiteren Fortkommen.

Hätte man dem Herzog von Broglie zugemuthet, einen zu sechs Monaten wegen Körperverletzung verurtheilten Katholiken in dem von ihm geleiteten Ministerium anzustellen, so würde er dies entrüstet zurückgewiesen haben. Brisson, der Redner in der Grande loge centrale zögerte keinen Augenblick, Dautresme das Portefeuille für Handel anzubieten.

Die einzige Begründung hierfür bestand darin, daß Dautresme in sehr verdrießliche Händel verwickelt war und die Musik zu einigen schlechten Opern komponirt hatte. Im Jahre 1867 wegen thätlichen Angriffs des Directors des théatre lyrique zu wohlverdienten sechs Monaten Gefängniß verurtheilt, begnadigte Napoleon III. diesen sich zu seinen Füßen windenden Musiker.

Aber selbst in den Gefängnissen finden die Freimaurer noch ihre Beschützer. Wenn über alle einflußreichen Aemter verfügt ist, suchen sich die Freimaurer niederer Gattung der Aemter von Directoren oder Inspectoren der Strafanstalten zu bemächtigen. So ist z. B. der Inspector des Gefängnisses

jugendlicher Gefangener zu Douhaires bei Gaillon ein ehemaliger Versicherungs-Agent Namens Fleury von der .·. Loge der Philantropes réunis, man kann also sicher sein, daß die moralische Erziehung jener Gefangenen sich in den besten Händen befindet.

Giebt es keinen Gott, so giebt es auch keine Kirchen, dann aber giebt es auch keine Priester und keine Religion mehr; demnach keine unnützen Aemter, aber eine gleichmäßige Vertheilung der irdischen Güter.[1])

Dieser vollendete Nihilist erklärt demnach, daß die Gesellschaft an allem Schuld sei, man müsse also die ganze menschliche Gesellschaft einstecken.

Das einzige Verbrechen, was man dem Arbeiter zur Last legen kann, ist seine Unwissenheit über das gemeinsame Elend. Man sehe sich doch die vom Schicksal Enterbten, die im Leben Unterjochten an, wie sie Tags ohne Brod und Nachts ohne Schlaf, mit leerem Magen und hohlem Schädel, vor Fieber zitternd, mit Krankheitsstoff angefüllt dahinsiechen, und Ihr, die sogenannte Gesellschaft, zeiht sie eines Verbrechens, weil sie dieselbe Luft mit Euch athmen? Denn Ihr bestreitet jenen Unglücklichen selbst das Recht sich von der Sonne bescheinen zu lassen, wollt ihnen die einzige Hoffnung, die ihnen bleibt, schmälern, Kraft und Wohlbehagen aus dem wärmenden Sonnenstrahl zu schöpfen.

Ja! Den Reichen, den Glücklichen gehört Luft, Raum, Tanz, Spiel, Freude und Unterhaltung; den Armen die Werkstatt oder das Gefängniß, die elende Lagerstätte oder das Krankenhaus, die Traurigkeit und der Schmerz! Wo bleibt dann sein Recht zu leben, wenn ihm das Recht auf das Sonnenlicht genommen wird? Denn die Sonne ist unser Lebensprincip, die Kraft, welche die ganze Welt bewegt, der Erzeuger und Erhalter aller Dinge, der Tröster bis in Ewigkeit, und wer dies dem Anderen vorenthält, versündigt sich an der Majestät der Menschheit.[2])

Ich möchte nicht gern einem Schützling des Herrn Margue entgegentreten, aber ist es nicht ein sonderbares Verhängniß, daß dieser Vertheidiger des Sonnenkultus die Stellung als Direktor einer jenen veralteten Anstalten übernahm, wo man die Insassen kalt stellt?

---

[1]) Raison et religion, par et Fleury, de la R. .·. Loge des Philanthropes réunis. Ordre de Paris.

[2]) Revendications sociales, conférences faites par le frère..·. Fleury. Da wird Einem allerdings die Auflehnung erklärlich, welche in allen Gefängnissen zu Riom, Beaulieu, Embrun, Rochefort, Belle Isle und Thouars stattfanden.

So finden wir im Freimaurerthum eine Menge Halbwisser und unächte Redner, deren Ingrimm gegen die Gesellschaft nicht jener muthigen Auflehnung eines Spartacus, jenem gerechten Stolz eines Vindex gleicht, sondern dem giftigen Neide, welcher nach Kriecherei und Stellenjagd riecht, er geht nicht darauf aus, das ganze sociale Bauwerk zu zerstören, weil er auf mehr oder weniger tadelnswerthe Weise sich selber in demselben Stellung zu schaffen bestrebt ist, kämpft dagegen fortwährend gegen die Kirche an, weil diese edle Denkuugsart und Ergebung lehrt und praktisch verbreiten will.

Augenblicklich sind die Freimaurer oben auf, und der ehrwürdige Bruder Delaporte hat ganz Recht, wenn er sagt: „Sie sind schon so weit, daß sie nach menschlichen Begriffen nahe vor einem vollständigen Erfolge ihrer Pläne stehen. Welch' irdische Kraft könnte auch gegen sie ankämpfen, die mit Hülfe der Juden, welche sich ihnen angeschlossen haben, um sie später selber ganz zu unterjochen — die Regierung, die Presse und den Geldmarkt, d. h. die ganze Industrie und den Handel aller Völker beherrschen.

Was wir hier über die Freimaurer gesagt haben, soll nur eine Skizze, oder wie man wohl zu sagen pflegt, ein Versuch sein. Wir haben deshalb nicht nöthig zu wiederholen, daß wir hier keine gründliche Abhandlung über diese in ihren Formen stets wechselnde und mannigfaltige Institution geben konnten, die uns im Bereich unserer Studien mehrfach begegnete. Wie ein unterirdischer Canal unsichtbar unter den Straßen einer Stadt fortgeführt ist, so zieht sich das Freimaurerthum unsichtbar durch die Weltgeschichte hin.

Noch einmal verweisen wir daher auf das monumentale Werk des Pater Deschamps, welches Claudio Jannet vollendet hat. Unsere Leser finden in demselben ein fast vollständiges Verzeichniß der Männer unserer Zeit, die dem Freimaurerbunde angehören. Außerdem ist das ausgezeichnete Buch des Abt Chabauty zu empfehlen: Juifs et Franc-Maçons, dessen Bedeutsamkeit wir bereits früher erwähnten,

und das eine unerschöpfliche Quelle der wichtigsten Aufschlüsse bietet. [1])

Wir haben uns bemüht, Denen zu Hülfe zu sein, welche den festen Willen haben, dieser zersetzenden Bewegung entgegenzutreten, damit sie zunächst erkennen, wie diese Gesellschaft arbeitet, die von den schlechtesten Grundsätzen geleitet und vom tiefsten Haß erfüllt ist gegen den Katholicismus, dessen Anhänger vielmehr bemüht sind Gutes zu schaffen, als fähig dem Bösen zu widerstehen und deren Gedankengang himmelweit von dem jener Freimaurer verschieden ist, von dessen feindseligem Charakter sie meist keine richtige Vorstellung haben.

---

[1]) Man vergleiche ferner den Cri du peuple vom 23. Oktober 1884, welcher über die Rolle spricht, die .·. Caubet in der Freimaurerei gespielt hat, welche dazu ausersehen war, eine Hülfsanstalt der Polizei zu werden. Es ist bekannt, daß Caubet „Ehrwürdiger" in der Loge der Rose du Parfait silence war.

„Die unverbrüchlichste Schweigsamkeit!" Welche Ironie! Früher schrieb Caubet allerdings kleine Abhandlungen, die auch vielfach Laien zu Gesicht bekamen, in denen er feierlich „den lieben Brüdern" anempfahl, niemals das maurerische Geheimniß zu verletzen. Seitdem er aber Chef der städtischen Polizei ist, scheint seine Strenge in dieser Hinsicht nachgelassen zu haben. Jetzt treibt er die Veröffentlichung dieser Geheimnisse sehr weit, denn er läßt durch seine Spione seine eigenen Brüder vom Grand Orient aushorchen.

Auf der Polizeipräfektur spielt er die Rolle eines Exerciermeisters und besitzt eine wahre Manie, die eingefleischtesten Maurer in sein Personal einzuverleiben.

Ein anderer „Erwürdiger" ist ihm bei diesem eigenthühmlichen Geschäft behülflich. Auf der Liste einer Loge die sich l'Atélier nennt und die uns vorliegt, befindet sich eine ganze nette Auswahl von Polizeispionen.

II.

Die Protestanten.

Der Protestant ist nicht so streng und unbeugsam wie es scheint. — Die unächten Märtyrer. — Der angebliche Apostel der Toleranz ist der unversöhnlichste Gewalthaber. — Er bemüht sich Calais den Engländern zu übergeben. — Die St. Bartholomäusnacht. — Der moderne Protestantismus ist der Helfershelfer der Juden. — Die protestantische Propaganda. — Die Beschlagnahmen. — Ein rührender Brief. — Daudet und Elise Ebsen. — Der Pastor Steeg und sein Handbuch. — Monod. — Die Schwestern der rue de la Lune und die Heldenthaten Winckam's. — Die Umwandlungen unserer Advokaten. — Die Todesverfolgung. — Die Protestanten des Südens. —

Im Gotteskriege hat auch der Protestantismus eine so bedeutende Rolle gespielt, daß es unmöglich ist, ihn bei unserer Betrachtung über die Religionsverfolgung außer Acht zu lassen.

Vorzugsweise hat er sich hierbei als ein vorsichtiger Heuchler bewiesen. Weiter oben haben wir jene Sucht besprochen, welche damit beginnt, gewisse Persönlichkeiten durch Beinamen ins Lächerliche zu ziehen, um schließlich gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Weshalb giebt man nun wohl dem Protestantismus das Beiwort unbeugsamer Strenge? Genau hat es eigentlich Niemand bisher gewußt und doch ist nichts strenger als der Protestantismus.

Denjenigen, welche in England gelebt haben und welche die Gemeinheiten kennen, die von den Engländern und Engländerinnen heimlich begangen werden, die öffentlich fortwährend das Wort shocking auf den Lippen haben, ist dies nichts Neues. Die Pall Mall Gazette hat den Charakter jener Protestanten richtig beleuchtet, welche kleine Mädchen von sechs Jahren mißbrauchten und hinterher Ketzer-Psalmen anstimmten.

Im politischen Leben ist der Protestant vorzugsweise als Betrüger und Lügner berüchtigt.

Dieser katzenfreundliche, salbungsvolle, schmeichelhafte und Jedermann täuschende Freycinet, ist kein geringes Beispiel jener unbeugsamen Individuen, die jedem Versuch einer Ausgleichung widerstreben und deren moralische Feigheit dadurch noch größer wird.

Keiner war wohl weniger unbeugsam als jener Jauréguiberry, der stets darauf bedacht, die Seinigen, wenn auch

auf anrüchigste Weise, vorwärts zu schieben, gleichzeitig das gefügige Werkzeug der Radikalen war.

Dieser angebliche Wütherich zur See war in Wahrheit ein sehr zahmer Admiral; jener zigeunerhafte Knabe war zum Volksvertreter hinaufgerückt, weil er Gambetta dadurch zu belustigen verstand, daß er das Geräusch des Windes in den Kokosbäumen nachzuahmen wußte und diesem machte es Vergnügen, den Admiral auf seinem Platz aufzusuchen mit der Geberde, als wolle er Jemandem die Ohren abreißen; dann lachte dieser, riß seinen einfältigen Mund und seine großen Katzaugen weit auf, und begriff nicht, daß es seiner militärischen Ehre unwürdig sei, in einem Ministerium neben Cazot und Constans zu sitzen. Dadurch ward jedoch dieser genuesische Mucker in seinem Gewissen auch nicht beunruhigt, daß man den Christus, an welchen er angeblich glaubte, in den Schmutz warf; er ließ das alles zu und hätte noch Gott weis was zugelassen, um nur Minister zu bleiben, wenn seine Fratze nicht eines Tages doch mißfallen hätte: displicuit nasus tuus. . .

Stets bereit wie alle Protestanten, seine politische Parthei seiner religiösen Secte zum Opfer zu bringen, machte dieser Admiral, anstatt die französischen Interessen in Madagascar zu wahren, das Marine Ministerium zu einer Hülfs-Anstalt für die englisch-protestantische Mission und spielte sich als Beschützer jener Pastoren auf, die das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden wissen, indem sie Bibeln einführten gleichzeitig aber auch den Vertrieb englischer Colonialwaaren.

Der Baron von Cambourg hat mit vielleicht zu großer Mäßigung interessante Einzelheiten über das seltsame Benehmen eines französischen Admirals im Matin veröffentlicht.[1])

Wie es schien, handelte Admiral Jauréguiberry unter dem Einfluß eines Marseiller protestantischen Pastors Namens Monod.[2])

---

[1]) Matin vom 14. Januar und 2. Februar 1885.

[2]) Die Vermehrung der Monod's, wenn sie auch noch nicht diejenige der Mayer erreicht hat, ist eine jener aegyptischen Landplagen, die unsere Jetztzeit am schmerzlichsten betroffen hat.

Cambourg theilt mit, daß Monod die antifranzösischen Flugschriften methodistischer Missionare zu Madagaskar, welche sich bemühen, die Howas zu feindseeligen Gesinnungen gegen Frankreich aufzureizen, eifrigst ins Französische übersetzt hat; er hat sich zu diesem Behuf mit Exeter Hall, dem Sitz der antikatholischen und antifranzösischen Propaganda der „Missionary Societies", in Verbindung gesetzt, welche mit der Religion praktische Handelspolitik verbinden.

Dieser Geistliche hat wenigstens das Verdienst der Aufrichtigkeit, denn er hält mit seinen Sympathien für die Engländer und seinen Antipathien gegen Frankreich nicht hinterm Berge. In der Vorrede, die er zu der Uebersetzung eines Werkes von James Subrel, eines Architekten der evangelischen Kirchen zu Tanariva geschrieben hat, sagt er ganz offen: Wir sind so glücklich sagen zu können, daß zum wahren Heile Madagaskars der englische Einfluß auf dieser Insel den französischen, das evangelische Christenthum dasjenige Roms, besiegt hat.

Man kann in der That kein besserer Patriot sein.

Verfolgen wir an der Hand der Geschichte die Haltung des Protestantismus, so finden wir, daß er heut noch ganz so beschaffen ist wie früher. Die Protestanten sind allerdings weniger habgierig als die Juden; Brantôme schildert sie sehr zutreffend: „sie sind voller Unruh°, unbeständig und beutelustig."

Der „große" Protestant Coligny, ist der unächte Märtyrer par excellence. Die Geschichte, welche ihn uns jetzt an der Hand glaubwürdiger Urkunden zeigt, bestätigt, daß dies angebliche Opfer seiner religiösen Ueberzeugung der unversöhnlichste Henkersknecht gewesen ist.

Um diesen Helden des Protestantismus gerecht zu richten, muß man selbstverständlich den Sitten seiner Zeit Rechnung tragen. Die Geusen hatten sich mit Spanien alliirt und Coligny verkaufte sich an England, jedoch in einer ganz besonders gemeinen Art. Er erbot sich, gegen angemessene Zahlung unsern Erbfeinden, den Engländern, die Stadt Calais zu überliefern, welche der Herzog von Guise mit so großen Opfern zurückerobert hatte.

In London besitzt man noch den zu Hamptoncourt am 29. September 1562 abgeschlossenen Vertrag, welcher die Sache Englands mit jener der Hugenotten verband. Durch diesen Vertrag ward der Königin Elisabeth, gegen eine zu Frankfurt a. M. oder Straßburg zahlbare Summe von 100000 Thalern Gold, Havre unter der Bedingung zugesichert, es

wieder zurückzugeben, sobald sie in den Besitz von Calais gelangt sei.

Dieser Vertrag war im Namen des Prinzen Condé vom Admiral Jean de Rohan, de Mouy, de Moustier und de Bouchart abgeschlossen.

Der Zeitgenosse Dupleix sagt darüber: „so verfügten die Calvinisten über königliche Städte zu Gunsten Fremder, ja selbst des Erbfeindes von Frankreich."

In einem Jahrhundert, wo so leichtsinnig Menschenblut vergossen wurde, wo die hinterlistige Ermordung eines Feindes eine berechtigte Handlung zu sein schien, hatte bei jenem Admiral die Verachtung des Menschenlebens den höchsten Grad erreicht.

Als die Sache der Protestanten bei Dreux verloren zu sein schien, fand es Coligny ganz naturgemäß, Poltrot von Méré mit hundert Thalern zu unterstützen, damit er, nachdem er den Herzog von Guise ermordet hätte, ungestraft entfliehen könnte.

Ueber die Mitschuld des Admirals herrscht nicht der mindeste Zweifel.

Etienne Pasquier erzählt: Nachdem Poltrot mit Coligny verhandelt und mit ihm Raths gepflogen hatte, kam er nach Orléans zum Herzog von Guise und sagte ihm, daß er übelberathen dem Prinzen gefolgt sei, daß er jedoch, dies bereuend, nunmehr den festen Vorsatz gefaßt habe, des Königs treuer Diener zu sein. Der Herzog von Guise, welcher dies als eine ehrliche Erklärung ansah, nahm ihn freundlich auf, und lud ihn sogar öfters zur Tafel. Doch hatte die Freundlichkeit des Prinzen einen so tiefen Eindruck auf jenen gemacht, daß er sich beschämt fühlte und plötzlich zum Admiral zurückkehrte, jedoch viel unschlüssiger als sonst auf's neue den Rückzug zu Guise anzutreten, hätte ihn nicht die Ueberredungskunst des Ministers dazu vermocht.

Als Poltrot de Méré nun verhaftet ward, gestand er, daß Coligny und Theodor von Bèze ihn zu jenem Morde überredet hätten.

Chantonay schrieb an seinen Freund Jossé de Courteville: „Derjenige, welcher den Stoß nach Herrn von Guise führte, bekennt ganz offen die That und wahrscheinlich haben ihn dazu der Admiral von Chatillon und Theodor de Bèze beauftragt und ihm 100 Thaler dafür gezahlt."

Die erste That Calvin's, als er sich in einem freien

Lande befand, bestand darin, daß er seinen eigenen Freund Servet verbrennen ließ, weil derselbe bezüglich einiger metaphysischen Punkte von ihm abwich und weil er statt Sohn des unsterblichen Gottes darauf bestand, es hieße unsterblicher Sohn Gottes.

Coligny hatte die gleiche Anschauung. So lange er unterdrückt war, forderte er Denkfreiheit für sich. Als er frei war, ward dieser vorgebliche Apostel der Toleranz ebenso unduldsam als der Baron des Adrets. In Angoulême erneuerte er das Schauspiel der lebenden Fackeln des Nero; Mönche, welche in seine Hände fielen, wurden in Schwefel getränkt, an Pfähle gebunden und lebendig verbrannt. Einer derselben, so erzählt Mézeray, hatte vor seinem qualvollen Ende jenem Admiral von Frankreich das Schicksal, was ihm selber treffen werde, vorausgesagt. „Erinnere dich an Jézabel, die Mörderin der Propheten! Man wird dich zum Fenster hinauswerfen, und dich von dort zum Galgen führen und du wirst todt oder lebend alle die Unwürdigkeiten und Grausamkeiten durchmachen, die du jetzt an den Dienern Gottes verübst." Deshalb verwunderte es auch Niemand, daß der Sohn Guise's den Tod des Vaters an dessen Mörder rächte. „Als er getödtet war," sagte Tavannes, „schwelgten seine Augen an dem Anblick dessen, der seinen Vater getödtet hatte." Die Beschimpfungen, deren seine Mörder ihn aussetzten, waren ein Akt der Vergeltung, eine Sühne der Martern, welche er Andere hatte erdulden lassen.

In diesem Sinne sprach sich die öffentliche Meinung aufs Entschiedenste aus. Die noch aufbewahrte Grabschrift Coligny's ist Zeugniß der Volksstimme.[1]) Man wird also

---

[1]) Man vergleiche das treffliche Werk des Barons Kervyn de Lettenhove, die letzten Tage Coligny's, von Charles Buet französisch herausgegeben. Der Erzbischof Freppel hatte den heut zu Tage seltenen, hohen Muth, dem Herausgeber folgendes darüber zu schreiben:

„Kann es je vergessen werden, daß dieser seltsame Franzose, welcher eine so hohe militärische Stelle bekleidete, nur um seines Hasses und seines Ehrgeizes willen sich nicht gescheut hat, Fremde in sein Vaterland zu rufen, daß er in Folge eines nichtswürdigen Vertrages Dieppe, Havre und Rouen an England für eine Gegenleistung von Menschen, Geld und Schiffen auslieferte, zum Nachtheil seines Königs und seines Landes,

einräumen müssen, daß nie ein Galgen in Montfaucon aus gerechterer Veranlassung errichtet ward, als in diesem Falle.

Und solchem Manne wollen die Protestanten ein Denkmal errichten. Die Engländer, welche einmal den gleichen Gedanken hatten, haben, nachdem sie die geschichtlichen Thatsachen berücksichtigten, doch moralische Bedenken empfunden; sie fühlten, daß es für eine große Nation gefährlich sei, das schlechte Beispiel einer Verherrlichung des Verraths zu geben, selbst wenn dieser Verrath ihrem eigenen Lande gedient hatte. Sie wollten nicht einen französischen Admiral ehren, der ihnen einst hatte Calais verkaufen wollen, denn das hätte einer Ermuthigung für einen englischen Admiral gleichen können, Dover an Frankreich abzutreten.

Was die St. Bartholomäusnacht betrifft, so ist auch hier viel revolutionär-sagenhaftes im Spiel, was man tief, wie vieles andere betrauern muß. Der Baron Kervyn von Lettenhove, der, bevor er sein ausgezeichnetes Werk: Les Huguenots et les Gueux, études de vingtcinq années du XVI. siècle herausgab, gründlich alle Archive Frankreichs, Englands, Belgiens und Spaniens durchforscht und keine Behauptung aufgestellt hat, ohne Quellen dafür anzugeben, hat diese ganze Angelegenheit neu beleuchtet.

Catharina von Medicis, in die unlösbarsten Streitigkeiten verwickelt, wußte kein anderes Auskunftsmittel mehr,

---

daß er Frankreich mit jenen deutschen Reiterschaaren überschwemmte, die er für Raub und Mord gedungen hatte?

So weit man seine militärische Laufbahn verfolgt, war er stets bemüht mit dem Ausland Bündnisse abzuschließen, zu dem Zweck, sein Vaterland entweder mit Truppen der Königin Elisabeth von England, des Prinzen von Oranien, des Herzogs von Zweibrücken oder deutscher Fürsten zu überschwemmen.

Und war in diesem unpatriotischen Mann, dessen kriegerische Laufbahn ebenso viele Niederlagen als Schlachten aufzuweisen hat, sonst eine moralische Größe, welche jene Fehler verdeckt hätte? Wer weiß aber nicht, daß der von Poltrot de Méré, einem Vertrauten Coligny's, an dem heldenmüthigen Herzog von Guise verübte Mord wie eine unzerstörbare Anklage auf dem Admiral lastet! Außer den Geständnissen des Mörders, der bis auf dem Schaffot dem Coligny des Auftrags hierzu beschuldigte, werden in Ihrem Buch die Zeugnisse der Zeitgenossen, eins belastender als das andere, für diese Thatsache angeführt."

als Coligny ermorden zu lassen, sowie er den Herzog von Guise ermordet hatte. Man hat behauptet, Maurevel sei sein Mörder, jedoch ist es viel wahrscheinlicher, daß ein italienischer Raufbold, Pietro Paolo Tosingi, von einem kleinen erbärmlichen Zimmer der rue des Fossés-Saint-Germain-l'Auxerrois aus auf den Admiral geschossen hat, als er eben aus dem Louvre kam; aber vier Flintenschüsse trafen ihn nicht tödtlich. Das Ungenügende dieses Mordversuchs entschied für die Bartholomäus-Nacht. „Wenn eine dieser Kugeln das Herz des Admirals getroffen hätte", so berichten die venetianischen Gesandten, dann hätte die Bartholomäusnacht nicht stattgefunden."

Die aufs höchste erbitterten Hugenotten lehnten sich nun offen auf und schickten sich an, auf den Louvre loszumarschiren, um Karl IX. zu entthronen.

Die Sage behauptet, die armen unschuldigen Hugenotten hätten im Vertrauen auf ihren Vertrag ruhig geschlafen. Diese Unschuldigen waren kriegserfahrene, bis an die Zähne bewaffnete Soldaten, welche den ganzen Tag zuvor schon in den Straßen von Paris umherschwärmten, Coligny begleiteten und im Vertrauen auf ihre Zahl fortwährend Tavannes und andere Katholiken angriffen und zuletzt den König bei Tafel insultirten. Sie waren die Herren von Paris und hatten hier alle ihre Streitkräfte vereinigt, denn ihrer waren 800 Edelleute und 8000 Mann wohldisciplinirte Truppen. Montgommery hatte den Befehl erhalten, 4000 Mann im Faubourg Saint-Germain zu versammeln; die Flandrischen Geusen, von denen eine große Anzahl beim blutigen Getümmel umkam, erfüllten die Stadt; andererseits eilte von allen Provinzen Ersatz hinzu, um den Tod des Admirals zu rächen.

Der Rath der Sechs war in Permanenz und leitete den Angriff; in der Nacht vom 24. bis 25. August hatte man die letzten bestimmenden Maaßregeln getroffen.

Katharina von Médicis, welche die ganze Zeit hindurch eine männliche Energie bewies, und durch die Benachrichtigungen Seitens Bouchavennes und Gramonts stets genau von allem unterrichtet war, wußte sehr gut, daß sie sowohl als ihr Sohn verloren war, wenn sie nicht einen schnellen Entschluß faßte.

Mit einem Wort, die Lage war die gleiche, wie in der Nacht des 10. August 1792. In beiden Nächten flammte das revolutionäre Feuer auf. Hätte Ludwig XVI. statt in seinem Palast abzuwarten, bis ihn die lärmend heranrückenden Abtheilungen angriffen, selbst die Offensive ergriffen, wer hätte ihn wohl eines meuchlerischen Ueberfalles beschuldigt?

Ebensowenig hatte ein solcher von Seiten Karl IX. statt. Er griff zuerst an, weiter nichts. Wahrscheinlich hatte er aufrichtig den Mordanfall gegen den Admiral bedauert, als er seinem Zorn darüber Ausdruck gab, als man ihm jedoch die Beweise einer gegen ihn geplanten Verschwörung vor die Augen führte, schien ihm die Gefahr doch so ungeheuer, daß er die Sturmglocken von Saint-Germain-l'Auxerrois zwei Stunden früher läuten ließ, als verabredet war.

Marcel, der frühere Vorsteher der Kaufmanns-Innung, war schon vorbereitet und es bedurfte nur eines Zeichens, daß die gutkatholische Bevölkerung von Paris, welche die Hugenotten haßte, aufstand, um die Soldaten des Königs und des Herzogs von Guise, welche viel schwächer als die Protestanten waren, zu unterstützen. Zuerst fielen die Edelleute, welche ins Louvre eingedrungen waren, um ihren Freunden den Eintritt zu ermöglichen. —

Seit Beginn der Republik sind die Protestanten im Bündniß mit den Juden, deren Interesse Waddington, wie wir früher gezeigt haben, auf dem Berliner Kongreß vertrat. Das war ganz natürlich. Zwanzigmal hat man den engen Zusammenhang zwischen den Juden und Protestanten nachgewiesen. Heine sagt: „ein Protestant ist ein solcher Katholik, der das dreieinige Götzenthum abgelegt hat, um sich dem Monotheismus der Juden zuzuwenden.“

Zweifelsohne ersparen zwar die Juden ihren Verbündeten keineswegs die Demüthigungen, aber sie sind doch einverstanden damit, sie neben sich hergehen zu lassen. In gewissen Gesellschaften, so z. B. im Klub Saint-Simon, war dessen erster Schatzmeister Meyrargues, der den blüthenreichen Namen Nephthali führte, während Monod Präsident war. Ein schweizerischer Protestant Namens Cherbuliez, überhäufte in der

Revue des deux mondes unter dem Pseudonym Valbert die Juden mit den ekelhaftesten Speichelleckereien und die von Alkan Lévy herausgegebene Revue historique gab Gelegenheit, Gift und Galle gegen die Katholiken auszuspritzen.

Mit Hülfe der Juden konnten die Protestanten ohne Furcht ein Apostel-Amt übernehmen, was kein Mittel zur Erreichung seiner Zwecke verschmähte. Sie errichteten da und dort Bibel-Stationen, wie Daudet sie im Evangéliste beschrieben hat und hielten junge Mädchen zurück, um sie zu bekehren. Sie durften sich dergleichen gestatten, weil ihnen Straflosigkeit durch das Todtschweigen Seitens der jüdischen Presse sicher war.

Man nehme einmal an, Aehnliches wie es Daudet erzählt, geschehe katholischerseits, sofort würde darob großes Geschrei in den republikanischen Blättern erhoben werden. Daudet bestätigt in dieser Beziehung die Glaubwürdigkeit der kleinsten Einzelheit. Wir haben alles dies mit ihm bei der Mutter von Eline Ebsen durchgesprochen, deren Sohn er deutschen Unterricht ertheilte.

Die Presse hat auch seines Buches Erwähnung gethan, aber ein absolutes Stillschweigen über die darin besprochenen Vorfälle beobachtet, obgleich Jedermann der Ansicht des Polizei-Kommissarius war, dessen Schutz Frau L. erbeten hatte.

— Das ist ja abscheulich, verehrte Frau, ich bin selbst Vater. Ich verspreche Ihnen, daß ich alles mögliche aufwenden werde, um Ihnen Recht zu verschaffen; wie heißt denn die abscheuliche Person, welche diesen frevelhaften Angriff beging?

— Frau J. M. . .

„Dann Verehrte", sagte der Kommissar plötzlich in ganz anderem Tone, als er den Namen eines angesehenen Banquiers gehört hatte, „ist nichts zu machen. Das wäre gerade so, als wenn Sie Rothschild's angreifen wollten".

Das, was ich erzähle, ist streng der Wahrheit gemäß. Aber wie kann Einen das noch Wunder nehmen, wenn man sieht, wie es der armen Anna Féral geht, welche seit sechs

Jahren von den Protestanten eingesperrt ist, ohne daß die Familie von ihr Nachrichten erhält, noch weiß, wo sie sich befindet.

Man führt einen Aufsehen machenden Prozeß und ein richterlicher Befehl bestimmt, daß das Kind seinen Verwandten wieder zugeführt werde. Der Justizminister, sich ohne Weiteres über die Gesetze stellend, macht sich zum Mitschuldigen und verbietet die Ausführung des gerichtlichen Urtheils.

Die Mutter stirbt vor Gram; der Großvater setzt mit der bei Greisen bekannten Hartnäckigkeit und ohnerachtet seiner Armuth, die Versuche, sein Recht zu erreichen, gegen die protestantischen reichen Banquiers fort.

Nichts gleicht dem beredten Herzens-Erguß, der aus den Briefen dieser Unglücklichen spricht, obgleich Martin Feuillée darüber lacht, während Cazot deshalb vor Lachen bald geplatzt wäre, und selbst der ernsthafte Freimaurer Humbert darüber gelächelt hat. Der letzte dieser Briefe, vom 12. März 1864 ist wahrhaft rührend in seiner Einfachheit:

Nègrepelisse (Tarn et Garonne),
am 12. März 1884.

Herr Minister!

Das dritte mal schreibe ich wegen eines bisher unbestraft gebliebenen Verbrechens und werde nicht eher ruhen, bis mir Recht geworden.

Seit sechs Jahren ist unerachtet zweier Entscheidungen der Gerichtshöfe von Toulouse meine Enkelin Anna Féral eingesperrt, ohne daß ich erfahre wo.

Ihre Mutter ist vor drei Jahren vor Gram im Hospital zu Montauban gestorben.

Der Gerichtshof zu Toulouse hat befohlen, daß mir meine Enkelin wieder zugeführt werde, da ich ihr gesetzlicher Vormund bin, aber ich erreiche es nicht, ebensowenig wie es ihre Mutter erreichen konnte.

Inzwischen ist ihr Vater und Großvater gestorben. Ich allein habe daher auch die väterliche Gewalt über sie.

Ich habe mich an den Staatsanwalt, an die Minister und an den Präsidenten der Republik gewendet, aber vergeblich.

Die Presse, die öffentliche Meinung und die Gerichte allein unterstützen mich. Und Sie, Herr Justizminister, als Wächter der Gesetze, wollen erlauben, daß dies Verbrechen unbestraft bleibe?

Die Urheber jener Einsperrung sind seit vier Jahren todt, und die

Mitschuldigen bei dieser ungerechten Handlungsweise setzen das Verbrechen weiter fort.

Ein protestantischer Pastor und einige Sektirer zahlen die Pension für Anna Féral in einer Erziehungs-Anstalt. Sie lehnen sich dadurch gegen das Gesetz auf.

Hätte ein katholischer Priester sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht, so wäre er längst bestraft worden.

Und unter dem Vorwand einer religiösen Frage verletzt man richterliche Befehle, Gesetz und Menschlichkeit? Sie, Herr Minister, könnten gegen solchen Uebergriff unempfindlich sein? — Nein!

Von den Verbrechern wird die religiöse Frage in den Vordergrund geschoben; das ist eine Nichtswürdigkeit! ich habe nur mein Enkelkind, das einzige, was mir blieb, im Auge, man hält sie eingesperrt und das Glaubensbekenntniß ist hierbei ganz gleichgültig.

Darf der protestantische Fanatismus unsere Nation in die Zeiten der Inquisition zurückversetzen?

Was wird aus der verletzten väterlichen Autorität, dem unbeachtet bleibenden Gesetz, was aus der Gerechtigkeit selbst, wenn die Ungerechtigkeit sie besiegt? Was hat die religiöse Frage, wo es sich um ein Kind handelt, die seit dem Alter von 4—5 Jahren eingesperrt ist, für eine Bedeutung?

Ob meine Tochter Protestantin, Jüdin oder Muhamedanerin war, geht mich nichts an, und Andere noch weniger.

Sie ist von meinem Blut, ist das einzige Wesen, was mir auf dieser Welt geblieben ist, und Niemand hat das Recht, sie mir zu nehmen, selbst nicht das Oberhaupt des Staats.

Ich bitte Sie nochmals, Herr Minister, Befehl zu geben, daß diesem Skandal ein Ende gemacht werde, im Namen der Würde der Landesregierug.

Seit vier Jahren, seit jene Sektirer todt sind, habe ich meine Tochter verloren.

Ich bemühe mich, ruhig zu bleiben; aber wenn durch mein verletztes Recht, durch die mir angethane Unterjochung mir die Geduld reißt, und ein Unglück geschieht, so wird die Verantwortlichkeit nicht auf mich, einen armen verlassenen Greis, zurückfallen, der nur dies eine Enkelkind besitzt, was er noch sehen möchte, bevor er sterben muß ..... und das alles, weil es ein protestantischer Pastor will ... und dem Gesetze trotzt.

Ich nehme Gott zum Zeugen, treibe man mich nicht zum Aeußersten!

Sie, Herr Minister, können allein diesem unverantwortlichen Zustand ein Ende machen, indem Sie befehlen, daß die Schuldigen bestraft, daß mein Enkelkind in eine Erziehungsanstalt zu Montauban gebracht werde, wo ich sie wenigstens sehen kann, da mein Alter und meine Lage mir nicht gestatten, sie ganz bei mir zu haben.

Im Namen des verletzten Gesetzes, der beleidigten Gerechtigkeit, des

öffentlichen Gewissens und der Verkennung der natürlichen Rechte flehe ich Sie ein letztes Mal an.

Empfangen Sie, Herr Minister, die Versicherung meiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit.

Barboteau.
Als Großvater und Vormund der
Anna Féral.

Also auch die Protestanten betreiben, wenn auch nicht so dreist und unerschrocken, wie die Juden, die Proselytenmacherei, indem sie gewaltsam die Religion der Mehrzahl der Franzosen entehren und verfolgen.

Der Führer in der Bekämpfung aller hochherzigen Empfindungen, aller Ehrfurcht gegen die Ueberlieferungen der Vorzeit, um diese in den Seelen des jüngeren Geschlechts zu zerstören, ist ein Pastor Steeg, ein eifriger Verächter des Katholicismus. Diesen Verfasser eines jener verdammenswerthen Handbücher, hat man mit Hülfe der Freimaurerei in Bordeaux zum Abgeordneten gewählt. Er arbeitet mit Leib und Seele wie Spuller daran, die französische Jugend zu verderben; wie dieser ist er ein geborener Deutscher und niemals hier naturalisirt worden. Diese Wahl war gleichsam ein neues Bindemittel für die Linke, bei der jedes Vaterlandsgefühl erloschen ist, die nur Haß empfindet für alles, was französisch ist, dagegen alles fremde liebt. Im Februar 1886 wurde dieser Steeg durch Akklamation zum Vorsitzenden des Ausschusses der Linken gewählt.

Einige Protestanten, die über das Abscheuliche der oben geschilderten Vorgänge empört waren, konnten doch bedauerlicherweise nicht umhin, den Eltern ans Herz zu legen, daß sie ihren Kindern das Handbuch von Compary, was bekanntlich vom Papst verboten wurde, in die Hände geben möchten.

Unter den so Gesinnten zeichnete sich der Präfekt Monod aus. [1])

[1]) Monod war es, der die Ungesetzlichkeiten, welche am Passionssonntag im Jahre 1884 sich ereigneten, geduldet, wenn nicht gar unterstützt hat. Ein Elender wagte es, mit einer Nummer der Lanterne in der Hand, den auf der Kanzel der Kirche Saint-Pierre stehenden Pater Delorme zu beschimpfen.

Die auf dem Platz vor der Kirche stehenden Straßenjungen ver-

Er verpestete das ganze Departement Calvados mit jenen Compary'schen Handbüchern, welche er mit seiner Visitenkarte den Stadtbehörden zusandte. Er ging sogar noch weiter, er wagte es, als Protestant, den Katholiken zu versichern, daß ein auf den Index gesetztes Manuel die Neutralität der Schule nicht berühre. In Folge eines von Monod veröffentlichten, recht lächerlichen Briefes in Bezug hierauf, erhob ein normännisches Blatt in allerdings übergroßem Eifer und deshalb in nicht ganz passenden Ausdrücken, Widerspruch, der in der Sache selbst voll verdient war, indem dabei auf die anstößigen Vorfälle in Paris zurückgegriffen ward, welche von jenen Glaubens-Fälschern mit Hülfe der Freimaurerei veranlaßt worden waren.

Um sich eines volksthümlichen Vrrgleiches zu bedienen, so hieß es in jenem Journal, möchten wir Herrn Monod, der uns wie ein öffentlicher Giftmischer vorkommt, den Beinamen eines Weinfälschers beilegen. Wenn eine chemische Analyse ausweist, daß man Euch einen mit unsagbaren Substanzen vermischten Wein, für den keine Sprache einen anderen Namen als den eines Mischmasches (mastroquet) kennt, anbietet, so kann man nur rathen: Trinkt dies nicht, es ist Gift! Der Mischmasch aber, den Euch Monod anbietet, widersteht Einem von selbst und „zeigt", wie er sich ausdrückt, „daß er (deshalb) ganz unschädlich ist". Es fehlte nur noch, daß er ihn mit reinstem Chateau Margaux, aus dem Jahre des großen Kometen (1811) vergliche!

Mich verfolgt übrigens das Schicksal, daß mir Monod stets, wenn ich mich geschichtlich beschäftige, begegnet.

Ich habe im ersten Band jenes unglaubliche Abentheuer von den Saint-Simon'schen Papieren mitgetheilt, welche seit einem Jahrhundert im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten aufbewahrt werden, deren Herausgabe der Archivdirektor Faugère unter dem Vorgeben verweigerte, er hoffe sie eines Tages selber zu veröffentlichen.

Das Verhalten des Herrn von Freycinet in dieser Angelegenheit verdient eine besondere Beachtung. Auf besonderen Wunsch eines meiner besten Freunde, des Herrn Henri

---

suchten die Kirchenthür mit Gewalt zu öffnen und beschimpften die aus der Kirche Hinaustretenden; dann zerstreuten sie sich in die Stadt, beschimpften und stießen Todesdrohungen unter den Fenstern der Katholiken aus. Die städtischen Behörden aber rührten sich den ganzen Abend nicht.

Lesserre, hatte ich sein Buch: La Guerre en Province lobend besprochen. Damals noch unbekannt und seines Erfolges nicht sicher, suchte er, hieran anknüpfend, das Buch durch verschiedene Journale zu poussiren. Erinnert er sich wohl noch meiner damaligen Besprechung? Folgte er dem richtigen Impuls? Das eine steht fest: er gab die Erlaubniß zur Veröffentlichung der Papiere dieses vor 25 Jahren verstorbenen Verfassers.

Ich machte mich an die Arbeit, die mich in hohem Grade interessirte, und eben sollte der erste Band bei Quantin erscheine, als man mich fragte, ob ich mich nicht mit dem Hause Hachette verständigen wollte.

Das Haus Hachette ist sicher eins der angenehmsten für Autoren.

Für mich wäre dies ein günstiger Fall gewesen, denn dies Haus hätte sicher gern 100000 Franken für das Manuskript der Mémoires von Saint-Simon gezahlt. Ich hätte daher um so klüger gethan, da einer der Direktoren jenes Hauses einer meiner besten Kameraden vom Gymnasium her ist.

Es war mir indeß unmöglich, dies zu thun, da ich Quantin mein Wort gegeben. Sobald ich dies erklärt hatte, wurden sofort alle Urkunden zurückgefordert. Wahrscheinlich hatte einer jener von Gambetta Freigelassenen, Namens Girard de Rialle, eine jener gefügigen Mittelmäßigkeiten, die seiner Spur folgten, mit jenem, den Opportunisten eigenen Scharfblick erspäht, daß hier etwas zu machen sei. Es ward also die seltsame Theorie in die Praxis übersetzt, daß ein Konservator eines Archivs oder einer Bibliothek das erste Recht an der Ausnützung der seiner Aufsicht anvertrauten Schätze habe, und daß die übrigen, die Steuerzahler, erst nach dem von ihnen Bezahlten kämen. Das ist gerade so, als ob der Verwalter einer Waldung das Recht hätte, vorweg für sich die schönsten Bäume zu fällen, oder ein Bergwerksdirektor die reichsten Schätze für sich behalten dürfte.

Ob das ausschließliche Recht, noch nicht veröffentlichte Schriften Saint-Simons herauszugeben, 10 oder 100000 Franken einbringt, ist gleichgültig, jedenfalls ist es unerhört, daß

irgend einer Person hierzu ein Monopol ertheilt wird. „Solche Papiere sind Gemeingut; jeder Berufene muß sie frei durchforschen und auf seine Gefahr hin veröffentlichen dürfen, und zwar auf die ihm zusagende Weise, ob dies nun die „Noces de Cana“ oder die „Assomption du Louvre“ sei.

Selbst die republikanischen Zeitungen sind dieser Meinung, theilten diese jedoch selbstverständlich nicht ihren Lesern mit. Girard, der glaube ich, in dieser Beziehung an Rialle nicht heranreicht, sondern, wenn man ihn in seinem Vorhaben gehindert hätte, gute Miene zum bösen Spiel gemacht haben würde, wie man sich in gewissen Kreisen auszudrücken beliebt; weit entfernt, sich zu härmen, nahm er an Würde und Ansehen zu, und ward sogar nach einiger Zeit Ritter der Ehrenlegion, wodurch er allerdings ritterlich ward.

Monod allein vertrat in der Presse die Ansicht der Archiv-Kommission, und vertheidigte lächerlicherweise den absonderlichen Gedanken, dem Direktor als einfachen Wächter der Archivschätze ein Privilegium darauf zuzugestehen. Dies brachte ihm vielen Spott ein, der noch heutigen Tages unvergessen ist.

Lassen wir das aber und kehren wir zu dem Thema der Religionsverfolgung Seitens der Protestanten zurück.

Ein Mann unter ihnen zeichnete sich durch eine abscheuliche, noch nicht ganz vergessene Rohheit aus, worüber man freilich, nachdem jener schon soviel Schandbares durchgemacht, sich hinwegsetzen müßte. Ich habe früher schon den Namen Winckam genannt, des Mannes, der das Hausrecht der armen frommen Schwestern verletzte.

Nie vielleicht war dies Recht gröblicher verletzt. Der Gesetzesparagraph war klar, und ließ keinen Zweifel zu. Das in der Rue de la Lune belegene Haus war im Jahre 1693 von Frau Louvet dem Orden der barmherzigen Schwestern geschenkt worden und zwar zum Zweck, eine Schule dort einzurichten, unter der Bedingung, daß gewisse Bestimmungen hinsichtlich der Abend- und Morgengebete erfüllt würden. Unter jenen Gebeten war auch nach der Testamentsklausel das Gebet de profundis vorgeschrieben.

Es war demnach ein bindender Vertrag geschlossen, von

dessen Erfüllung das Eigenthumsrecht abhängig war. Entweder man nahm die Bedingungen an, oder man verzichtete auf den Besitz. Man stelle sich z. B. vor, die Akademie hätte das Geld von Monthyon genommen und die testamentarisch vom Erblasser bestimmten Preise nicht ausgezahlt?

Selbst Herold, der sonst vor nichts Ungesetzlichem zurückschreckte, wäre vor einer so augenfälligen Gesetzverletzung zurückgewichen.

In der Sitzung vom 16. Juni 1879 erklärte das berathende Comité der Präfektur des Seine-Departements unter Vorsitz des Herrn Cléry, daß jene den Schwestern auferlegte Bedingung, gewisse Gebete von den armen kleinen Schülerinnen sprechen zu lassen, unvereinbar mit dem Wesen der Verweltlichung (laïcisation) der Schule sei, und erklärte deshalb diese für ungesetzlich und gefährlich.

Er sprach sich darüber also aus:

> Daß zwar die Erfüllung der erwähnten Testaments-Clausel in einer von barmherzigen Schwestern geleiteten Schule leicht und regelmäßig auszuführen sei, daß dieselbe jedoch unvereinbar mit den Grundsätzen sei, die bei einer allen Kindern des betreffenden Stadttheils ausnahmslos und ohne Ansehung des Glaubensbekenntnisses geöffneten Schule Platz greifen müßten.[1])

Inzwischen kam Floquet ans Ruder, zweifelsohne wurden kleinere Geldspenden vertheilt und dieselben Männer, mit wenigen Ausnahmen, welche am 16. Juni 1879 jene Maßregel für ungerecht erklärt hatten, fanden dieselbe — es ist traurig, dies zuzugestehen, — in der am 13. März 1882 unter dem Vorsitz von Templier stattfindenden Sitzung ganz gerecht und sprachen sich zustimmend zu dem Verlangen des Präfekten aus.

Daß man eine solche Schändung dieser geheiligten Angelegenheit recht und gut heißt, ist eine der schmerzlichsten Erfahrungen der Gegenwart. Ich dächte, daß gerade diejenigen, welche man einst die „Priester des Gesetzes" nannte, mitten in dem sie umgebenden moralischen Schlamme unbeirrt und unbeeinflußt walten müßten. Das Herz blutet Einem, wenn man sieht, wie die Vertreter des französischen Advokaten-

---

[1]) Gazette des Tribunaux vom 7. Oktober 1882 Seite 970.

standes, der auf so herrliche Beweise seiner ehrenhaften Amtsführung zurückblicken darf, sich willig zu solchen Schändlichkeiten herbeilassen.

Man lese darüber eine Broschüre von Le Berquier, welche uns das Janusgesicht der Advokatur zeigt, betitelt: Le tableau des avocats.[1]) Dann glaubt man in der That, daß dieser Advokatenstand dem römischen Senate geglichen habe, in welchem Pyrrhus' Gesandter eine Versammlung von Göttern und Halbgöttern zu erblicken meinte. Da ist von nichts anderem die Rede, als von Einspruch jeglicher Ungerechtigkeit gegenüber, „vom Schutz der Freiheit, des Vermögens, des Lebens der Mitbürger, von wem diese auch bedroht seien, gleichviel ob es in ruhigen oder unruhigen Zeiten, unbekümmert, ob es unter der Herrschaft des Despotismus oder der Gesetze geschehe."

Man erinnerte dabei an die Worte des beim Prozeß gegen Ludwig XVI. wenig vortheilhaft bekannten Farget: „Nur durch die Ehre selbst kann die Ehre gewahrt werden; schon alles, was das Zartgefühl verletzt, ist in unseren Augen einem Vergehen gleich, denn was jedem anderen Stande gestattet ist, muß für den unsrigen nach dieser Richtung hin unstatthaft sein."

Man vergegenwärtige sich, was gelegentlich der Erhebung Le Berquier's zum Vorstand der Advokatur geschrieben wurde. Es schien, daß die Unabhängigkeit und die Tugend in der Person dieses Mannes verkörpert sei. Man dachte dabei an den großen Kanzler Thomas Morus, welchen als Gefangenen im Tower eines Tages seine Frau und Kinder dort besuchten. — „Unterzeichne diesen Widerruf und Du bist frei", riefen sie ihm zu. Er besann sich einen Augenblick, weil ihm bewußt war, daß, wenn er dies ablehne, anderen Morgens sein Kopf auf jenem Block fallen müsse, den man noch heut im Tower zeigt; dann fragte er seine Frau, wie lang sie wohl seine Lebenszeit noch schätze? — Nun, vielleicht zehn bis fünfzehn Jahre erwiederte dieselbe. Wohlan, rief er, soll ich die

[1]) Imprimerie Balitout et Questroy.

Ewigkeit für diese kurze Spanne Zeit, die ich mit den Meinigen noch verleben könnte, vertauschen?

So war es denn im XVIII. Jahrhundert soweit gekommen, daß Leute, ohne eigentlich zu wissen warum, dem neuen Advokaturvorstand, begeisterte Oden und Beinamen widmeten.

Und doch war bekannt, daß diese Ovationen wenig auf Le Berquier paßten. Ein solcher Mann soll genau wissen, was er von der Gesetzlichkeit eines Vorganges zu halten habe, und heut nicht dasjenige für schwarz erklären, von dem er gestern behauptet hatte, es sei weiß. Eine solche angebliche Biegsamkeit (parangon) dessen, was fest sein soll, gleicht der Kunst des Jongleurs.

Dort, wo es sich um das Testament einer armen Wittwe zu Gunsten einer Waisenanstalt handelte, mußte die Loosung, treu dem geleisteten Eide, lauten: „Wittwen- und Waisen vertheidigen!“ Sonst heißt's die Pflichten seines Amtes aus persönlichen Gründen, die unsere Leser unschwer errathen werden, vergessen.

Ich meinerseits werde bei jeder Veranlassung die Abschweifung von der Wirklichkeit zu Gunsten irgend einer Annahme, jene fortwährenden Zugeständnisse, welche das beunruhigendste Moment unserer Zeit sind, der die Wahrheit kein Bedürfniß mehr zu sein scheint, klar zu stellen mich bemühen. Man darf hier mit Recht das wiederholen, was Tacitus von den Römern seiner Zeit gesagt hat: nos vera rerum vocabula amisimus.

Es kam jetzt nur noch darauf an, diesen seltsamen Beschluß auszuführen. Der Maire des 2. Arondissements, Carcsenac, nahm, um sich an einem solchen Vorgange nicht zu betheiligen, seinen Abschied. Da erbot sich Winckam, der Jedem widerwärtig war, dies zu übernehmen. Am 27. September 1882 öffnete er in Begleitung des nur zu berüchtigten Dulac die Thüren jener Schule, welche 1¼ Stunde Widerstand geleistet hatten, mittelst Nachschlüssels und verjagte trotz des energischen Widerspruchs Lefebure's, nachdem er so *mit Gewalt ins Haus eingedrungen war, die frommen Schwestern* aus ihrem Eigenthum.

Die ganze Straße gerieth ob solcher Gemeinheit in Aufregung und verhöhnte diesen Elenden, der vor Schande die Farbe wechselte; selbst Nationalisten überhäuften ihn mit Schimpfworten. Es war dies der erste Fall, wo man gegen barmherzige Schwestern Gewalt brauchte, das erstemal, daß sich ein Bürger freiwillig zur Ausführung einer That herbeiließ, welcher selbst Polizeibeamte nur mit Widerstreben und unter steter Berufung auf den ihnen ertheilten Befehl sich unterziehen.

Deshalb war auch das Erstaunen nicht gering, als im Februar 1883 bei Gelegenheit der Wahlen zum Consistorium Winckam sich dieser elenden Handlungsweise noch rühmte, seine Thaten nach Art eines Bruchbandagisten erzählte und neben Mirabeau und Steiner-Dollfuß ins Consistorium gewählt ward.

Diese Wahl wurde von den ausländischen Protestanten sehr getadelt. Man kann sich ja allenfalls den Rachetrieb einzelner Verbitterter, die ehedem in den Minoritäten unterdrückt worden sind, vorstellen; immerhin bleibt es schmachvoll und feige, sich an Frauen, an geistliche Schwestern vom Orden des heiligen Vincent-Paul zu vergreifen, die auf Schritt und Tritt nur Gutes thaten. Daß man sich eines Menschen wie Winckam hierzu bediente, der, in passender Art abgefunden, seine Schande dann im fremden Lande verbergen konnte, kann man allenfalls noch verstehen, aber daß man einen solchen Einbrecher in ein Consistorium wählt, übersteigt jede Einbildungskraft und beweist, wie tief der Protestantismus in Frankreich gesunken ist.

Ueberall mißbrauchen aber diese Protestanten ihre ihnen durch ihre Gemeinschaft mit den Juden gewordene Macht, um die Katholiken in ihren theuersten religiösen Ueberzeugungen zu beleidigen. In einer kleinen Gemeinde der Charante Namens Mornac, wagte im Jahre 1882 ein solcher Protestant, was bisher unerhört war; er verfolgte alle, die nicht wie er dachten, bis aufs Blut, und erlangte die traurige Berühmtheit, der erste unter denen zu sein, welche die Kirchhofskreuze zerbrachen.

Es lohnt sich eigentlich kaum, dies des Langen und

Breiten wieder zu erzählen, aber es zeigt, wie im Grunde die Empfindungen dieser Menschen beschaffen sind, welche so laut über die Verfolgung ihrer Väter klagten. Wenn diese Vorfahren stärker gewesen wären, würden sie vielleicht selbst grausamere Bedrücker als die Katholiken gewesen sein.

Die Darstellung dieses Begebnisses auf einen Kirchhof wird uns urkundlich dargelegt, und hatte in seiner schlichten Darstellung einen tragischen Anstrich. . . .

In Folge des stattgehabten öffentlichen Aergernisses hatte man noch die Frechheit, diejenigen gerichtlich zu verfolgen, deren Schuld in nichts anderem bestand, als daß sie ihr Kind hatten beerdigen wollen; und sogar ein Knabe von 16 Jahren ward mit angeklagt.

Beim Gerichtshof zu Marennes hatte der Staatsanwalt Virien, welcher unter allen Umständen die Bestrafung der Angeschuldigten durchsetzen wollte, weil die Freimaurer in Paris dies wünschten, zu dem seltsamen Mittel gegriffen, die Entlastungszeugen im Fall mit sofortiger Gefängnißstrafe zu bedrohen.

Durch die Ungeschicklichkeit ihres Vertheidigers Querenet wurden denn auch richtig auf Grund des Thatbestandes die Angeschuldigten zu 10 bis 15 Tagen Gefängniß verurtheilt.

Haben Sie Chambruns Buch les Larmes gelesen? Es wird über die Gebühr von Michelet gepriesen, und die ergreifende Schilderung des Schicksals der französischen Protestanten hat uns einst einmal zu Thränen gerührt. Wäre Pineton dort Herr gewesen, so hätte er sicher wie der Maire zu Mornac gehandelt und den Sarg dessen, der nicht zu seiner Glaubensgemeinschaft gehört hatte, in den Koth werfen lassen.

Namentlich im Süden benahmen sich die Protestanten höchst unwürdig. In Montauban, wo sie die Majorität im Stadtrath haben, trotzdem sie nur ein Sechstel der Bevölkerung bilden, benutzten sie ihre Ueberlegenheit, bemächtigten sich der den religiösen Brüdern zugehörigen Schule „Villebourbon“, und entfernten alle Cruzifixe aus derselben.

In Nismes untersagten sie zuvörderst die Processionen,

sodann beseitigten sie im Juli 1882 das im Saale des neuerdings eingeweihten Hospitals aufgestellte Cruzifix.

Bei dieser Gelegenheit gab es eine ergreifende Scene. Alle Kranken, die auf ihren Beinen stehen konnten, begleiteten die weinenden Schwestern, welche das Cruzifix in Prozession in eine kleine Kapelle übertrugen, während die Verwalter sie verhöhnten und gotteslästerliche Reden führten.

Wenn einst der Vergeltungstag für diese Minderheit gekommen sein wird, welche sich solcher Handlungen schuldig machte, dann werden dieselben Menschen, welche im Erfolg so plump sind, im Mißerfolg aber desto verzagter sein und werden von Neuem ihr Toleranzgeplärr anstimmen.

Ist es nicht hochbedeutsam und traurig-bedeutsam auf alle Fälle, daß der Protestantismus, welcher mit dem Haß gegen die Kirche begonnen hat, nun so weit gekommen ist, Christum zu hassen, überall sein Bild zu beseitigen und nun verbietet, daß man den Kindern seinen Namen nennt?

So schmerzlich es uns erscheint, so ist eine solche Wendung doch ganz folgerichtig. Den Vorzug hat jedenfalls unsere heutige Zeit, daß sie alle Doppelsinnigkeiten entfernt und den Kern der Dinge klar legt. Der Protestantismus ist gezwungen, den ihm vorgezeichneten Weg zu verfolgen und wird das Ziel erreichen, dem er auf solchem Wege entgegen geht; er besiegelt sein Bündniß mit dem Judenthum, indem er das Kreuz Christi verläugnet, indem er, wie es der Einweihungsakt des freimaurerischen Tempelherren-Ordens, welcher der Ursprung und der Vorfahr der heutigen Freimaurerei ist, vorschrieb, gleichfalls dem göttlichen Meister ins Antlitz speit.

III.

Die Juden.

Der Haß des Kindes. — Das blutige Opfer. — Die Zeugnisse der Geschichte. — Chaucer und die Erzählungen Canterbury's. — Raphael Levy. — Die Ermordung des Pater Thomas. — Der Kinderraub im Orient. — Ein Buch des bekehrten Rabbiners. — Der Moloch-Cultus. — Mangel von Unabhängigkeit der französischen Gelehrten. — Die Juden bei der Akademie. — Das Erbrecht. — Schmähungen des katholischen Cultus durch die Juden. — Die jüdischen Republikaner. — Hendlé. — Jesaias Levaillant. — Jüdische Zeugen vor Gericht — Moyse, Lisbonne und Michael Dreifuß. — Herold. — Eduard Lockroy. — Gestern und heut. — Der Grünschnabel von Spion Robespierre's. — Paul Bert und seine Lügen. — Die jüdischen Verleger der Handbücher. — Kleine Juden. — Michel Bréal. — Camille Sée und das Mädchenschulgesetz. — Der Jude und die Schule. — Die Denunziationen von Charles Laurent. — Herr und Frau Neuburger. — Challemel-Lacour. — Die Juden und die Unzüchtigkeiten. — Die obscöne Litteratur. — Was man auf der Straße zu sehen kriegt. — Leo Taxil und die Juden. — Die Langmuth der Katholiken. — Die Nichtswürdigkeiten der Lanterne. — Der Talmud der Gasse. — Gesetzliche Verfolgung. — Jüdische Agenten. — Die Affaire Clovis Hugues. — Eine Gerichtssitzung 1885. — Die Vertheidigung des Mordes. — Die neue Polizei. — Custodes ipsos quis custodiet? — Das Paris des Ignotus. — Die Unschuldigen vor Gericht. — Der freimaurerische und jüdische Richterstand. — Einige typische Richter. — Beyne. — Die Liebschaften eines Sectionsvorstandes des Staatsraths. — Die Priesterjagd. — Der Tod des Pfarrers Frairot. — Die Archives israëlites und der Hochwürdige Howard. — Unsere armen Brüder. — Die Affaire St. Elme. — Zwei ungetreue Abgeordnete. — Bist Du zu Ende? — Die Leiden der Kleinen. — Ein Meisterstück. — Die Beleidigungen von unten her. — Ein Glaubensbekenntniß aus der Zeit der Schreckensherrschaft. — Freycinet. — Die Verfolgung im Krankenhause. — Weltliche Krankenwärter und Wärterinnen. — Quentin. — Der Doktor Desprès. — Die barmherzigen Schwestern und die Cholera. — Flüchtige Kranke. — Ein Stadtrath, der sich vor den Preußen fürchtet, aber vor den barmherzigen Schwestern nicht flieht. — Schluß.

Durch die heuchlerische Unterwürfigkeit der Freimaurer sowohl als der Protestanten, welche gewisse Menschen treibt, sich stets auf die Seite der Starken und Mächtigen zu stellen, erhält die religiöse Verfolgung Seitens der Juden einen ganz besonders bitteren Beigeschmack. Sie sind, was den Haß gegen das Christenthum betrifft, noch heut dieselben, wie zur Zeit der Tiberius Augustus, nach wie vor wird Christus von ihnen verspottet. Im Mittelalter peitschten sie am Charfreitag die Crucifixe, entweihten die Hostien und besudelten die Bildnisse der Heiligen, das war ihre größte Freude damals wie jetzt. Ehemals mißhandelten sie christliche Kinder körperlich, jetzt vergiften sie den Geist derselben durch ihre atheistischen Lehren; früher hieß der Wahlspruch Blut, heut heißt er Gift; was von beiden ist nun das Schlimmere?

Man kann dieser Beharrlichkeit der Juden in gehässigen Gesinnungen nicht gedenken, ohne auf die blutigen Opfer und die tausendfach nachgewiesene Anschuldigung des breiteren zurückzukommen, deren Thatsächlichkeit sie stets mit jener ihnen eigenthümlichen Zuversicht bestreiten.

Sind nun diese blutigen Opfer in der That begangen worden? Bei der bekannten Tiszla Elzlar'schen Geschichte hat Renan den Juden ein gutes Zeugniß ausgestellt. „Unter den, durch den Haß und Glaubenseifer erzeugten Verläumdungen giebt es," so sagt Renan, „keine abgeschmacktere als die, daß die Juden gelegentlich ihrer religiösen Feste Blut vergießen. Dergleichen zu glauben ist eine große Narrheit.[1])

Unglücklicherweise widersprechen zahlreiche Zeugnisse dieser sehr verdächtigen Behauptung Renans.

---

[1]) Revue des Études juives N. 5.

Im Jahre 1071 wurde zu Blois ein Kind von den Juden gekreuzigt und dann in den Fluß geworfen; 1113 ward zu Norwich in England ein zwölfjähriges Kind in ein jüdisches Haus gelockt und erlitt schauderhafte Martern; um 1179 wurde ein Kind, das von der Kirche unter dem Namen des heiligen Richard verehrt wird und dessen Fest am 25. März gefeiert wird, am Ostersonntag ermordet; ebenso 1181 ein anderes, Namens Radbert, gleichfalls während desselben Festes getödtet. Im Jahre 1236 wurden in der Nähe von Hagenau drei Kinder im Alter von 7 Jahren von den Juden geschlachtet; 1244 ward ein Christenkind gemartert; 1255 wurde ein Kind Lincolns Namens Hugo bis zum Osterfeste eingesperrt und eine größere Anzahl von Juden, welche aus allen möglichen Theilen Englands zusammenkamen, kreuzigten es; in den Jahren 1257 und 1261 geschahen in London und in Wellsenburg die gleichen Gewaltthaten; 1261 ward in Pforzheim ein kleines Mädchen von 7 Jahren erdrosselt; 1283 ward in Mainz ein Kind von seiner Amme verkauft und von den Juden getödtet; 1285 wurde in München einem Kinde das Blut abgezapft; 1286 ward daselbst ein 14jähriges Kind Namens Utherner drei Tage lang gemartert; 1287 ward in Bern ein kleiner Knabe Namens Rudolph zum Osterfeste geschlachtet; 1292, 1293, 1295 geschahen die gleichen Uebelthaten zu Colmar, Krems und Bern; 1303 ward ein kleiner Schüler Namens Conrad, der Sohn eines Soldaten, erwürgt; 1345 ward der heilige Heinrich auf gleiche Weise getödtet; 1401 ereilte zu Düssenlosen in Württemberg ein Kind von 4 Jahren das gleiche Schicksal; 1407 wurden in Folge ähnlicher Barbareien die Juden aus dem Lande gejagt; 1429 ward Ludwig van Bruck von den Juden, nachdem er während des Osterfestes den Juden bei Tisch aufgewartet hatte, geopfert; 1454 ward in Castilien ein Kind zerstückelt und dann sein Herz gekocht; 1462 ist der seelige André geopfert; ebenso 1375 der seelige kleine Simon zu Trident gemartert; 1480 geschahen die gleichen Verbrechen in Treviso: 1486 fielen in Regensburg sechs Kinder den Juden zum Opfer; 1503 ward ein Kind vom eigenen Vater den Juden überliefert; 1520 ließ man 2 Kinder zu Biring verbluten; 1541 ward ein

4 jähriges Kind Namens Michel drei Tage hindurch gepeinigt; 1547 wurde zu Rave der Sohn eines Schneiders von zwei Juden gekreuzigt; 1569 hat der Jude Jacob von Leozyka ein Kind erwürgt; 1574 wurde zu Punia ein kleines siebenjähriges Mädchen von den Juden Joachim Smieclavicz ermordet; 1597 erdrosselten die Juden in der Nähe von Sigalow ein Kind, um den Fußboden der Synagoge mit seinem Blute zu benetzen; 1550 ward zu Ladaen ein Kind von 5 Jahren Namens Mattheus Zilloch ermordet; 1670 ward der Jude Raphael Levy lebendig verbrannt, weil er ein Kind hatte verbluten lassen.[1])

Aehnliche Schandthaten ereignen sich fortwährend im Orient.

Alle aufgezählten Fälle sind durch zahlreiche Geschichtsschreiber beglaubigt, es würde den Raum dieses Buches überschreiten, um alle Quellen hier aufzuführen. Rupert hat übrigens in seiner Histoire de la Synagogue einige der hervorragendsten Berichte aufgeführt.

Es giebt keinen Schriftsteller des Mittelalters, welcher nicht bestätigte, daß derartige Grausamkeiten an der Tagesordnung gewesen seien.

Der sächsische Geschichtsschreiber, welcher alles was in seiner Nähe vorgeht mittheilt, dabei stets Ort und Tag der Begebenheit genau angiebt, erzählt auch den oben angeführten Mord des Kindes zu Norwich.

„In jener Zeit," so berichtet er, „kauften die Juden von Norwich vor Ostern ein Christenkind, peinigten es ganz wie unser Heiland gepeinigt worden war, erhängten es am Charfreitag und verbrannten dann die Leiche. Es geschahen seither merkwürdige Wunder durch dies Kind, welches man nun den heiligen Wilhelm nannte."

Der interessanteste Schriftsteller über diese Materie ist jedenfalls Chaucer. Dieser Dichter des 15. Jahrhunderts,

---

[1]) Der Verfasser des zu Turin 1884 bei Roux und Favale erschienenen Buchs: Pro Judaeis, reflessioni e documenti, giebt keines dieser Fakta zu. Uebrigens ist das Buch nichts als eine seichte Rechtfertigung der Juden aller Länder und aller Zeiten.

dessen Leiche in der Westminsterabtei ruht und auf dessen Grabstein einige Verse von seinem Gedichte die Blume und das Blatt eingravirt sind, ist ein treuer Sittenmaler seiner Zeit. Seine Canterbury tales sind eine Art von Decameron, zu dem die Pilgerfahrt zu den Reliquien des heiligen Thomas Becket den Vorwurf und den Rahmen geliefert hat. Dieser Heilige hat in dem früheren Leben Englands eine sehr bedeutende Rolle gespielt und zu diesem berühmten Heiligthum wallfahrteten jährlich Hunderttausende nicht nur aus England, sondern aus den entferntesten Ländern. [1])

Eines Tages trafen zufällig auf einer solchen Pilgerfahrt allerlei Menschen zusammen als: ein Rechtskundiger, ein Landedelmann, ein Schiffskapitän, ein reicher Kaufmann, eine Gevatterin aus Bath, „die Wittwe von nicht weniger als fünf Männern", und eine Klosteroberin; diese alle, um sich die Langeweile des weiten Weges abzukürzen, begannen sich nach und nach Geschichten zu erzählen. Die rührendste darunter war die Geschichte der Priorin. Dieselbe hat in ihrem Glauben an das Geheimnißvolle einen so tiefen Reiz, daß ich mich nicht enthalten kann, sie fast vollständig wieder zu geben, wobei ich mich bemüht habe, die Einfachheit der Schilderungen des Originals möglichst treu zu bewahren.

Die Geschichte der Priorin.

. . . In einer großen Stadt Asiens war einmal mitten in der christlichen Bevölkerung eine Judenfamilie, welche, von einem Großen des Landes „for foul usure and lucre of

---

[1]) Chaucer betreffend vergleiche man das Werk von Taine, vor allem aber Filon's Historie de la littérature anglaise. Filon ist als Lehrer, oder richtiger gesagt als Freund eines jungen fürstlichen Helden, diesem nach England gefolgt; er lebte einem Weisen gleich auf seinem Landbesitz zu Margate, und dort hat er jenes Buch voll der geistreichsten Eindrücke und eindringlichsten Beobachtungen über englische Schriftsteller verfaßt.

Wir dürfen noch hinzufügen, daß Chaucer ein Spötter in der Art Rabelais ist, der auch das Mönchsthum nicht verschont hat. Sein Recit de la Prieure ist nichts weniger als fanatisch; er stellt mit untrüglicher Gewißheit, wie sie im Geist aller seiner Zeitgenossen lebendig war, die Thatsache der Kindermorde durch die Juden fest.

felonye" beschützt, Christum und seinen Anhängern ein Gräuel ward. Jedermann aber konnte diesen Ort von einem Ende zum anderen zu Fuß oder zu Pferde betreten, denn er war überall offen.

Nun aber gab es an einem der äußersten Punkte eine christliche Schule, die von Kindern christlicher Abstammung in großer Anzahl besucht ward, und diese Kinder lernten dort, Jahr aus Jahr ein das, was den dortigen Landesgebräuchen entsprach, d. h. singen und lesen, wie alle kleinen Kinder im ersten Kindesalter.

Unter diesen Kindern befand sich ein kleiner niedlicher Knabe, der Sohn einer Wittwe, der jeden Tag regelmäßig zur Schule kam und jedesmal, wenn er das Bild der Mutter Gottes sah, so wie man es ihn gelehrt hatte, niederkniete und ein „Ave Maria" betete, ehe er weiter schritt.

Auch hatte die Wittwe den Kleinen gelehrt, unsere hochgebenedeite Mutter Maria hoch in Ehren zu halten und er behielt es wohl; denn die lieben einfältigen Kinder lernen so etwas schnell, und wahrlich, stets wenn ich zurück denke, tritt der heilige Nikolaus mir vor die Seele, wie er Christum grüßt „for he so young to Crist did reverence.

Als der kleine Knabe noch mit dem ABC zu thun hatte, hörte er andere Kinder das Alma Redemptoris singen, und er hörte aufmerksam zu, bis er Worte und Töne wohl behalten hatte und den ersten Vers auswendig konnte.

Doch verstand er kein Wort, da es lateinisch war, „for he so young and tender was of age."

Er bat nun seine Mitschüler ihm die Worte zu erklären und ihm zu sagen, weshalb man so singe, und so inständig bat er oft auf nackten Knieen ihn zu belehren, daß ihm sein älterer Mitschüler also antwortete:

„Man hat mich gelehrt, daß dieser Gesang zu Ehren der hochgebenedeiten Mutter Gottes gemacht ist, sie damit zu grüßen und sie um ihren Beistand zu bitten, wenn wir sterben. Weiter kann ich Dir nichts sagen, denn ich singe ihn zwar, kenne aber die Sprache nicht."

„Und dieser Gesang ist zur Ehre der Gottesmutter gemacht?" rief der unschuldige Kleine. „Ja, gewiß! ich werde

mich befleißigen, ihn ganz zu lernen, ehe Christmeß beginnt, und wenn ich auch wegen meiner ABC's in einer Stunde dreimal Schläge bekäme." „I wol it conne, our lady for to honoure."

Und ein Kamerad sagte ihm den Gesang beim Nachhausegehen täglich so lange vor, bis er ihn ganz auswendig wußte.

Und nun sang unverzagt der kleine Sohn
Ihn Wort für Wort und richtig jeden Ton.

Zweimal jeden Tages auf dem Hin- und Rückweg zur Schule war seine ganze Aufmerksamkeit auf die Gottesmutter gerichtet.

Und so sang er denn in voller Freude und mit heller Stimme, wenn er das Judenviertel durchschritt unterwegs sein O Alma redemptoris, die süße Sanftmuth der Mutter Gottes hatte so sein Herz ergriffen, daß er es nicht unterlassen konnte.

Da erwachte unser Urfeind, „the serpent Sathanas",

that hath in Jewish hert his waspis nest,

er ward zornig und sprach:

„Bist du, hebräisch Volk, dazu gut, daß ein solcher Gassenbube zu deinem Verdruß einen Gesang anstimme, der wider deine Gesetze verstößt?"

Von nun ab schworen die Juden, sie müßten diesen Unschuldigen fortschaffen und sie dungen einen Mörder in einem entlegenen Theil der Stadt, dieser verfluchte Jude ergriff das Kind, schnitt ihm die Kehle durch und warf die Leiche in einen Graben.

Ja, ich wiederhole, er warf das Kind in eine unsaubere Cloake, wo diese Juden „purgen her entraile". O Du verfluchtes Volk, Ihr Nachkommen des Herodes, wohin wird Euch solche Schandthat bringen? Der Mord wird bekannt werden, . . . und das vergossene Blut wird laut Eure verfluchte That anklagen.

Und Du reiner unschuldiger Märtyrer, Du wirst nun droben singen und dem Lamm Gottes nahe sein, von dem der große Evangelist St. Johannes nach Pathmos schrieb:

„Jungfrauen gehen vor ihm her und singen ihm ein hohes Lied.“

Die arme Wittwe aber erwartete vergeblich die ganze Nacht ihr Kind. Als aber der Tag anbrach, trieb sie die Angst ihres Herzens bleich und in Todesfurcht auf die Straße und sie suchte das Kind in der Schule und allerwärts, bis sie erfuhr, daß es zuletzt im Judenviertel gesehen worden sei.

Das Herz von Sorge erfüllt eilte sie von Straße zu Straße, von Platz zu Platz, rief die heilige gebenedeite Mutter Gottes laut an und ging zuletzt in das verfluchte Judenviertel.

Sie bat und flehte alle Juden, die ihr begegneten, um Auskunft an, aber vergeblich; bis sie von Gott getrieben, endlich an die Stätte gelangte, wo man das Kind hingeworfen hatte.

O großer Gott, da lag diese keusche Perle, dieser Smaragd, glänzender als der Rubin des Märtyrers mit zerschnittener Kehle und sie sang so laut, daß der Platz wiederhallte: Alma Redemptoris mater!

Das vorübergehende Christenvolk trat herzu und sah das Wunder. Und man holte den Richter herbei und als er kam, lobte er Christum den Himmelskönig und die Mutter Gottes, die Gebenedeite und ließ dann die Juden binden.

Und als man das Kind hervorzog, sang es fort und fort und man trug es in Prozession zur benachbarten Abtei. Die Mutter kniete am Sarge und nur schwer gelang es diese neue Rachel zu entfernen.

Und der Richter ließ die Juden unter Martern auf der Stelle den schändlichen Tod der Mörder sterben und verfluchte sie, indem er ausrief: „Der die Strafe verdient, dem soll sie werden“; und er ließ sie durch ein wildes Pferd davon schleifen und dann hängen, wie es das Gesetz will.

Und der Unschuldige lag auf der Bahre, während man die Messe las. Der Abt und sein Gefolge luden alsdann die Leute zum Begräbniß, aber als man das geweihte Wasser über die Leiche sprengte, erhob sie von Neuem an zu singen: Alma Redemptoris mater!

Der Abt, der ein frommer Mann war (wie alle Mönche es sind, oder doch sein sollten), beschwor das Kind und sprach: „Liebes Kind, ich beschwöre Dich bei der heiligen Dreieinigkeit, sage mir, wie vermagst Du doch mit durchschnittener Kehle zu singen?"

Und das Kind antwortete: „Meine Kehle ist durchschnitten bis zum Halswirbel und natürlicherweise hätte ich längst sterben müssen. Aber der Herr Jesus Christus hat, wie Ihr dies in den heiligen Büchern leset, gesagt: sein Ruhm bleibt ewig und lebt im Geist fort zu Ehren der gebenedeiten Mutter und so singe ich noch laut und hell Alma.

Diesen Dankesborn, der Gottesmutter geweiht, habe ich von jeher geliebt und als ich sterben sollte, kam die Mutter Gottes und befahl mir während des Todeskampfes diesen Gesang zu singen und als ich ihn sang schien mir's als lege sie mir ein Rosenkranz-Kügelchen auf die Zunge.

Deshalb singe ich und werde sicherlich zum Lobe der guten, gebenedeiten Mutter Gottes fortsingen, bis man das Kügelchen von meiner Zunge entfernt. Und dann sagte sie: „Mein liebes Kind, sobald man dies gethan haben wird, werde ich Dich holen, sei ohne Furcht, ich werde Dich nicht verlassen."

Und nun nahm der heilige Mönch, jener Abt, das Kügelchen von des Kindes Zunge hinweg und das Kind entschlief alsbald sanft und selig. Als aber der Abt dies Wunder schaute, rannen seine Thränen in Strömen und fiel der Länge nach zur Erde nnd blieb wie angewurzelt lange Zeit liegen.

Alle fielen zur Erde, küßten den Boden und lobten die Mutter Gottes. Dann schritt man zur Bahre des Märtyrers und legte ihn in ein marmornes Grab.

„Enclosed his little body sweet."

Gott führe uns alle dereinst ihm zu!

Und Du, Hugo von Lincoln, der Du auch von Juden getödtet bist, (der Vorgang ist offenkundig und hat sich erst kürzlich zugetragen) bete auch Du für uns armen Sünder, damit Gott in seiner Barmherzigkeit seinen Segen auf uns niederträufeln lasse, zur Ehre der Mutter Maria.

O yongé Hughe of Lincoln, slayn also
With cursed Jewes (as it is notable
For it nys but a litel while ago)
Pray eek for us, we synfull folk unstable,
That of his mercy god so merciable
On us his great mercy multiple
For reverence of his modir Mary.

Laßt es uns wie die Priorin machen, bitten wir die Kinder-Märtyrer früherer Zeit Hugo, Wilhelm, Heinrich und unsern kleinen pariser Richard, daß sie für ihre unglücklichen Opfer der jüdischen Freimaurerei inständig beten; mögen auch sie ihre unschuldigen Händchen falten und das Alma Redemptoris singen, sie die gleichfalls, um mit Chaucer zu sprechen, durch ihre Henker in jene unreinen Kloaken geworfen werden, in welche die Juden ihren Unrath entleeren, nämlich: den weltlichen Unterricht. Beklagen wir sie und beten wir für sie.

Bis ins Unendliche, das wiederhole ich, könnte ich Beweise beibringen.

Die Civitta catolica hat in ihrer Nummer vom 1. April 1882 die urkundliche Mittheilung über jenen Tridentiner Vorgang vom Jahre 1475 mitgetheilt, dessen Original in den Archiven des Vatikans aufbewahrt wird.

Nichts Seltsameres kann es geben, als die Einzelheiten dieses Vorganges von unzweifelbarer Thatsächlichkeit, nichts Ergreifenderes als die eigenen Geständnisse der Angeklagten. Es rollt sich plötzlich vor unseren Blicken eine Spanne Zeit vergangener Jahrhunderte auf. Ein unter der Last von 80 Jahren stehender Jude Namens Moses, genannt der alte Moses, hat sein ganzes Leben hindurch sich des Christenbluts bedient. Da gab es Verkäufer von Christenblut, wie z. B. Isaac aus Cöln oder Richard aus Brescia, welche jeden Bedarf lieferten. Ours aus Sachsen war der Handlungsreisende, der Repräsentant dieses scheußlichen Gewerbes und er wanderte von Stadt zu Stadt, von Ghetto zu Ghetto, um seine entsetzliche Waare, versehen mit einem Zeugniß seines Rabbiners Spring, anzupreisen.

Ein anderer Angeschuldigter hieß Vitale (eine Umstellung von Levita), derselbe war inspirirt von seinem Onkel Salomon,

der in Monza bei Mailand wohnte. Das Blut ward in einen Kuchen in Form eines Dreiecks hineingemischt, eine Form, die wahrscheinlich mit dem freimaurerischen Dreieck in Zusammenhang steht.

Aus neuerer Zeit ist ein im Jahre 1670 zu Metz gegen einen Raphael Lévy stattgehabter Prozeß von besonderem Interesse. Man kann hier die Entfernung sowie die Vorurtheile vergangener Zeiten als anfechtbare Gründe nicht dagegen zur Geltung bringen, denn die Sache hat sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Frankreich ereignet und alle darüber sprechenden Urkunden sind für die Kritik zur Stelle. Der Vorgang enthält Stoff für das ergreifendste Drama, und wenn nicht die Juden alles, was ihnen mißfällt aufs Eifrigste unterdrückten, würde die Angelegenheit tausendfach — beträfe sie einen Katholiken — in illustrirter Ausgabe lieferungsweise als cause celèbre verbreitet worden sein.

Als ausgezeichneter Führer bei diesem Prozeß kann die Darstellung eines gewissenhaften Geschichtsschreibers Namens Amelot de la Houssaye dienen, wie er sie in seinem Abrégé du procès fait aux Juifs de Metz giebt. Ein Redner Richard Simon hat es, zwar nur in sehr schüchterner Weise versucht, diese Thatsachen durch ein Faktum zu mildern, welches er später in seiner Bibliothèque critique wiedergab, indeß ist die Vorliebe dieses jüdischen Geistlichen für widersinnige Behauptungen bekannt, wie durch eine Notiz aus Dieppe über ihn selbst bestätigt wurde, welche 1863 daselbst in Betreff des Schimeon ben Joachim bekannt geworden ist.

Wie dem aber auch sei, die Vorbehalte Richard Simon's können der Wirklichkeit der genau festgestellten Thatsache, die wir hier in möglichster Kürze wiedergeben, keinen Eintrag thun.

Am Mittwoch den 25. September 1659 Mittags gegen 1 Uhr ging die Frau eines Stellmachers, Namens Gilles le Moine, Mangeotte Wilhelmine, aus der Umgegend von Metz nach einem 200 Schritt vom Dorfe entfernten Brunnen, um dort Wäsche zu waschen; ihr Söhnchen von 3 Jahren mit blondgelocktem Haar, ein rothes Mützchen auf dem Kopf, folgte irh. Etwa 25 Schritt vom Brunnen entfernt, fiel das

Kind, die Mutter drehte sich um, es aufzuheben, das Kind rief jedoch, es bedürfe keiner Hülfe und sie setzte daher ihren Weg fort, wusch ihre Wäsche und erwartete, daß das Kind nachkommen werde.

Amelot de la Houssaye berichtet weiter: Als nach etwa einer Viertelstunde die Frau das Kind vermißte, lief sie nach jener Stelle hin, wo es gefallen war, fand es jedoch nicht und nahm an, es sei nach Haus zurückgelaufen, und ging nun sofort nach Haus, aber weder ihr Mann noch die Schwiegereltern hatten das Kind gesehen und da man nun eine Verirrung desselben befürchtete, ward das Dorf abgesucht, der Maire des Ortes entboten, forschte an jenem Brunnen und in dem es umgebenden Gebüsch, aber, obschon man laut den Namen des Kindes, das Didier hieß, rief, mußte man unverrichteter Sache umkehren.

Nun rieth man der Mutter die große Straße nach Metz einzuschlagen; sie that dies in Begleitung ihres Schwiegervaters und noch einer Frau, und etwa 200 Schritt jenseits des Brunnes fanden sich die Fußspuren desselben, die sich aber bald verloren. Sie kehrten nun zurück und theilten dies dem Vater mit, der sich eben anschickte denselben Weg anzutreten; diesem begegnete bald darauf ein Reiter von der Compagnie des Grafen von Vaudemont, Namens Daniel Payer, der ihm auf Befragen mittheilte, er sei auf dem Wege von Metz einem auf einem Schimmel reitenden Juden mit schwarzem Barte begegnet, der vor sich ein Kind von 3 bis 4 Jahren gehabt, sich aber als er seiner ansichtig geworden, auf etwa Pistolenschußweite vom großen Wege entfernt habe.

Weitere Nachforschungen ergaben, daß ein Bewohner des Dorfes Hez den Juden, dem er selbigen Tages begegnet war und der etwas unter einem großen Mantel verborgen hielt und den er unter den Namen Raphael Lévy von Bouley kenne, sowie daß dieser bei einem seiner Verwandten, einem Juden Namens Garçon gewohnt habe. Als man dort nachforschte war Raphael Lévy nicht mehr dort, man traf auch den Garçon nicht, und als man eine in der Nähe der Thür stehende Frau nach dem Kinde fragte, trat ein aus der Stadt zurückkehrendes jüdisches Mädchen herzu und sagte zu jener Frau in deutscher Sprache, sie möge nichts sagen. Der Vater aber, welcher deutsch verstand, beschloß nun den Juden Raphael Lévy weiter zu verfolgen.

Dieser Lévy war ein Mann von 56 Jahren von mittlerer Größe mit schwarzen krausen Haaren und einem schwarzen, sehr starkem Bart. Als eifriger jüdischer Agent hatte er die Levante, Italien, Deutschland und Holland in religiösen Aufträgen bereist. Er war aus dem Dorf Relaincourt in der Umgegend von Metz gebürtig und hatte sich seit einigen Jahren in der Stadt Boulay niedergelassen.

Bei dem nunmehr angestellten Prozeß ging es, wie bei

den jüdischen Prozessen aller Breitegrade, wo sich stets dieselben Vorgänge mit einer erstaunlichen Gleichmäßigkeit wiederholen.

Alle Juden der ganzen Umgegend setzten sich in Bewegung, bestachen die Zeugen und suchten sich mit dem Angeschuldigten in schriftlichen Verkehr zu setzen. Jene später beschlagnahmten Briefe zeugten stark wider ihn. In einem derselben schrieb er an die Synagogen-Vorsteher in Metz.

Geehrte Vorsteher! Die Magd des Gefängnißwärters hat mir gesagt, daß der Jude, welcher mir das Essen bringt, ihr erzählt habe, man habe das Kind gefunden. Ach, meldet mir, wie meine Zeugen meine Angelegenheit behandeln, schreibt mir auf eine oder andere Weise, damit ich Trost erlange, und schickt mir Papiere! Der Hamann[1]) ist heut in meinem Gefängniß gewesen und hat gesagt, er werde Widerspruch gegen die Advokaten erheben, habt daher Acht auf den Gerichtshof. Ich bitte, steht mir in meinem Unglück bei und sorgt, daß ich mit meiner lieben Frau und meinem Kinde sprechen kann und auch daß ich mit dem Controleur in Metz abrechnen könne, damit meine liebe Frau und meine Kinder ein Stück Brot haben. Ich werde den Tod wie ein würdiger Sohn Israels erdulden und den Namen Gottes heilig halten; ich begehre nichts weiter als daß man meine Tochter Blümchen, die verlobt ist, verheirathe und daß man meine Frau und Kinder nicht verlasse, denn ich bin für unsere Gemeinschaft in dies Elend gegangen, der große Gott wird mir beistehen. Zuletzt bitte ich um ein jüdisches Begräbniß, sonst vergebe ich Euch nicht.

Ein anderer Brief ist wegen der Einzelheiten erwähnenswerth, welche er über jüdische Gebräuche enthält. Man schickte dem Angeklagten einen kleinen Strohhalm, den er bei den Gerichtsverhandlungen unter die Zunge legen solle, um die Richter für sich günstig zu stimmen; sodann empfahl man ihm eine Besprechungsformel aus fünf hebräischen Wörtern bestehend.

Wenn man Dir (was Gott verhüte), die hochnothpeinliche Frage vorlegt, so sprich dreimal: „Ich Jude, Jude ich, lebend Jude, Jude lebend, todt Jude, Jude todt.

Die Juden, welche fortwährend bei einem ihrer eifrigsten Glaubensgenossen Gidéon Levy, geheime Zusammenkünfte hatten, verfolgten eine ganz ähnliche Politik wie bei der Affaire

[1]) Lévy nennt den Oberstaats-Anwalt Hamann, im Vergleich zu jenem gottlosen Aman vom Stamm der Amalakiter, der bei den Juden in steter Verachtung geblieben ist.

Tisza-Eszlar; sie wiederholten die Geschichte der Kinder Jakobs, die dem Vater erzählten, daß ihren Bruder, den sie verkauft hatten, ein wildes Thier zerrissen habe. Fera pessima comedit eum. Auch hier sollte das gesuchte Kind von Wölfen verzehrt worden sein.

Amelot de la Houssaye berichtet weiter: Sie beschlossen nun, die Kleider und die Ueberreste des Kindes, darunter einen Theil des Halses und etwas von den Rippen in einen Wald, eine Viertelstunde von Glatigny entfernt, zu verschleppen und damit man dies leichter auffinde, ward das Hemd auf einem Strauch in der Höhe von drei Fuß ausgebreitet. Dann wendeten sie sich an verschiedene Leute, sowohl in der Stadt wie auf dem Lande, um sie zu veranlassen, nach jenen Resten zu forschen, indem sie ihnen große Belohnungen zusicherten.

Eine Frau aus dem Dorfe Ratansai, nicht weit von Glatigny, erklärte vor Gericht, daß drei Juden, deren Namen sie nicht kenne, zu ihr gekommen seien und sie gefragt hätten, was sie von dem Kinde wisse, und als sie gesagt habe, daß, wenn es wahr wäre, daß das Kind von wilden Thieren gefressen sei, so mögen sie doch im Walde selber nachforschen, ob sich noch Reste von den Kleidern dort fänden, habe einer der Juden hinzugefügt: vielleicht fände sich auch noch der Kopf desselben.

Und in der That fanden Tags darauf am 26. September 1669 vier Sauhirten, die ihre Thiere in jenem Walde hüteten, einen Kinderkopf mit einem Stück vom Hals und einem Theil der Rippen, ferner zwei kleine Röckchen, den einen im anderen steckend, einen wollenen Strumpf, ein rothes Mützchen und auf einen Strauch ein kleines Hemd, alles unzerissen und ohne Blutflecken.

Auf die dem Vater gemachte und von diesem dem Staatsanwalt gewordene Mittheilung, beschloß das Gericht einen Rath an Ort und Stelle zu schicken, der hier ein Protokoll aufnahm und in Gegenwart des Vaters des Kindes ward festgestellt, daß dies Reste seines am vorigen Tage vermißten Kindes seien.

Am Kopf war dasselbe nicht wieder zu erkennen, da das Gesicht ganz mit Blut unterlaufen und entstellt war.

Die Sauhirten, welche diesen Fund an Ort und Stelle bezeugten, sagten aus, daß es unmöglich sei, daß diese Reste von wilden Thieren übrig gelassen seien, denn wenn wilde Thiere ein Schaaf oder ein anderes Hausthier zerissen, so würde stets der Kopf zuerst von ihnen verzehrt.

Dieser Versuch, die Sache zu verdunkeln, hätte und hat in einem Lande wie Oesterreich, wo die Juden allmächtig sind, sicher Erfolg haben können, aber nicht in Frankreich, wo im 17. Jahrhundert die Gerichtshöfe durchaus unabhängig waren und unbeeinflußt von Außen, nach reinem Gewissen urtheilten.

Die Nachbarn erklärten, daß sie Gidéon Levy mit einem Tragkorb auf dem Rücken hätten in den Wald gehen sehen, und daß er, ehe man die Kleider und den Kinderkopf gefunden, in gleicher Weise wieder zurückgekehrt sei. Ein anderer Zeuge erklärte, daß dieser Gidéon Levy ihn nach jenen Resten ausgesandt und ihm den Ort bezeichnet habe, wo er sie finden werde.

Das Gericht ließ Gidéon Levy festnehmen und in Anklagezustand versetzen.

Das Verbrechen war somit unzweifelhaft. Von den Belastungszeugen überführt, wurde Raphael Lévy verurtheilt lebendig verbrannt zu werden und ward das Urtheil am 17. Januar 1670 vollstreckt.

Im Tode war er standhaft. Er verabschiedete sich von einigen seiner Glaubensgenossen, welche gekommen waren, ihn noch einmal zu sehen, empfahl ihnen seine Frau und Kinder und nahm ihnen dieserhalb einen Eid ab. Er schlug den Wein aus, den man ihn anbot, weil er nicht koscher sei, verschmähte die Wachskerze, die man ihm in die Hand geben wollte und versetzte dem Kapuziner, der ihn mit einer rührenden Geduld ermahnte, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, einen gewaltigen Stoß, wobei er ihm zurief, er sei Jude und wolle auch als Jude sterben. „Seine Seele" — so sagte ein deutscher Bericht — „schwang sich an einen Sonnabend in voller Reinheit und Heiligkeit zum Schooße Gottes auf."

Obgleich die Juden keine andere Ueberzeugung über das Thatsächliche dieses Verbrechens haben konnten, weil sie in demselben die Erfüllung eines religiösen Gebots sehen, verehrten sie diesen Mann, der sich, wie er selbst gesagt, für die Gemeinschaft geopfert hatte, als einen Märtyrer. Obgleich nicht wissenschaftlich vorgebildet, ward er nach seinem Tode doch zum Ehrenrabbiner ernannt und ihm der Ehrenname eines Chover beigelegt; wurde sein Name genannt, so fügte man hinzu Kadosch, d. i. der Heilige und Chasid, d. i. der Fromme hinzu. Die Archives israëlites schlugen vor einigen Jahren vor, ihm ein Standbild zu errichten und veröffentlichten bei dieser Gelegenheit einige ihm von einer Dame C. P. Merlieux, geborene Polack, gewidmete Verse:

O Schatten Raphaels, weshalb betrübt mich hier
Dein klagend Wort und seine Trauertöne?
Weshalb erscheint aus hohem Himmel mir
Dein flieh'nder Geist in seiner vollen Schöne?
Mein schwacher Mund sucht nach den würd'gen Weisen
Um Deine reine Tugend, edler Held,
Und Dein großmüthig Opfer recht zu preisen
Vor dem Allmächtigen, dem Herrn der Welt.

Gidéon Levy kam mit der Verbannung davon.

Bei Gelegenheit der Verhandlungen wegen jenes Verbrechens ward aufs Neue die stete Gewohnheit der Juden an's Licht gestellt, den Glauben Anderer zu beleidigen und die Ceremonien unserer Religion in's Lächerliche zu ziehen. Am Charfreitag jedes Jahres versammelten sich die Juden bei Maier Schaub um die Passion Christi zu verhöhnen und das Crucifix zu peitschen. Jedes Jahr wohnen wir ähnlichen Auftritten bei, nur daß sie sich jetzt am hellen Tage vollziehen, da die Juden ja heut die Herren sind.

Nächst diesem Vorfall mit Raphael Lévy, über dessen Thatsächlichkeit kein Zweifel ist, ist als neuester Fall religiösen Mordes derjenige zu verzeichnen, welcher im Jahre 1840 an den Pater Thomas in Damas verübt ward und dessen Einzelheiten bis in's Kleinste so bekannt sind, daß es um so unmöglicher ist, daran zu zweifeln, da er sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts begeben hat. Gerade als die berühmte Tisza-Eszlar-Affaire spielte hat das Journal l'Union d'Alsace-Lorraine mit einer haarscharfen Genauigkeit den ganzen Prozeß mitgetheilt.

Pater Thomas vom Kapuzinerorden war von Jedermann in Damas hochgeschätzt, da er außer seinem geistlichen Beruf noch die Heilkunde trieb, so daß er also für das Heil der Seelen und des Körpers thätig war.

Christen, Türken und Juden waren einstimmig im Lobe seiner Kunst und seiner unveränderlichen christlichen Liebe: Man nannte ihn allgemein den heiligen Missionar. In allen Gesellschaftsklassen besaß er das gleiche Vertrauen, und besonders gut und wohlwollend war er gegen die Juden, was aus seinem innigen Verlangen zu erklären war, ihre Seelen für den Gott Christi zu gewinnen. Eines Tages war er von einem schlechten Christen mit dem Tode bedroht, weil er es abgelehnt hatte, dessen ungesetzliche Ehe einzusegnen; er bot ihm seine Brust dar mit den Worten: „Ich bin bereit zu sterben, aber nicht meine Pflicht

zu verletzen.“ — Während in Damas die Pest wüthete, ließ er sich mit den Pestkranken abschließen und widmete ihnen seine Sorgfalt. Keine Mühe und kein Opfer scheute er, sobald es sich um das Wohl seines Nächsten handelte. Auch ehrte ihn der türkische Gouverneur Sherif Pascha durch persönliche Zuneigung. Seine Diener hatten Befehl ihm zu jeder Stunde den Zutritt zu ihm zu gestatten.

Und doch fand sich ein elender Schwärmer als Mörder dieses edlen Menschen. Als er am Abend des 5. Februar 1840 an dem Hause eines Israeliten Namens David Hariri vorüberging, bat dieser ihn zu ihm hineinzukommen. Pater Thomas folgte dieser Aufforderung um so vertrauensvoller, als David Hariri dem Pater Thomas als ein sehr frommer Jude bekannt war.

Kaum aber war die Thür hinter dem Eingetretenen geschlossen, als David Hariri, dessen beide Brüder sammt dem Onkel und noch zwei anderen Juden über den armen Kapuziner herfielen, ihm einen Knebel in den Mund steckten und ihn dann festbanden.

Sodann kam noch ein Rabbiner oder Chakam und nun rief man den jüdischen Barbier Soliman hinzu. Dieser erhielt den Auftrag dem Gebundenen die Kehle durchzuschneiden und da er hierzu den Muth nicht hatte, ergriff Hariri, der gute fromme Freund des Paters, selbst das Messer! — Aber seine Hand zitterte und das furchtbare Geschäft stockte; da kam ihm sein Bruder Aron zu Hülfe, während Soliman den Kopf des Paters am Bart zurückbog.

Das Blut ward aufgefangen und in Flaschen gefüllt und so dem Großrabbiner übersandt; dann ward er entkleidet, die Kleider verbrannt und nun der Körper in kleine Stücke zerstückelt. Die Knochen wurden mittelst eines Mörsers zerstampft nnd die unförmlichen Ueberreste in eine Dunggrube geworfen.

So hofften die Mörder jede Spur ihres Verbrechens für immer zu verwischen.

Als die Nacht hereinbrach, beunruhigte das Ausbleiben des Paters dessen christlichen Diener Ibrahim Amorany und da er wußte, daß jener in's Judenviertel gegangen war, so machte er sich auf ihn dort zu suchen. Hier ereilte ihn dasselbe Schicksal wie seinen Herrn. Auch er ward gefesselt und von den zu diesem Zweck versammelten Juden ermordet, welche, wie das Journal l'Union d'Alsace-Lorraine mittheilt, „des Christenbluts bedurften, um es für das Purimsfest in die süßen Brode hineinzubacken.“

Doch bald wurde das Verschwinden der Zwei ruchbar

und man schöpfte Verdacht. Der französische Consul bemächtigte sich der Sache und veranlaßte eine Untersuchung. Man wußte, daß der jüdische Barbier Soliman in jener Nacht zu David Hariri gerufen worden war. Er ward festgenommen, dem Verhör unterworfen und durch sein Geständniß fand man die Ueberreste des Pater Thomas und setzte nun die Verbrecher fest.

Sechszehn Personen wurden eingezogen, zwei davon starben während der Untersuchung; vier wurden begnadigt, darunter auch Soliman wegen des reuigen Geständnisses, die übrigen zehn wurden zum Tode verurtheilt.

Bei dieser Gelegenheit gab die jüdische Rasse ein erneutes Beispiel des ausgezeichneten Geistes gegenseitiger Haftung, der bei derselben herrscht. Crémieux und Montefiore begaben sich persönlich nach Damas. Die Verurtheilung konnten sie, da die Thatsache bewiesen war, allerdings nicht verhindern, aber sie erzwangen vom Vice-König durch das ganze Gewicht der jüdisch-kosmopolitischen Geldmacht die Begnadigung der Verurtheilten. Man rechtfertigte und entschuldigte zwar die Schuldigen nicht, aber man hob doch eine voll und gerecht verdiente Strafe auf.[1])

Der Moniteur de Rome berichtete in der Nummer vom 15. Juni 1883 über einige Vorfälle dieser Gattung aus der neuesten Zeit.

Sein Correspondent in Constantinopel schreibt: Vor einigen Jahren wurde in Smyrna, vor dem Herannahen des Osterfestes, einer der ersten griechischen Familien jener Stadt ein Kind geraubt.

Vier Tage später fand man dessen Körper am Meeresufer von Tausenden von Nadelstichen durchbohrt. Die vor Schmerz wahnsinnige Mutter beschuldigte die Juden dieses Mordes, die ganze christliche Bevölkerung stand in Masse auf, stürmte das Judenviertel und es gab ein furchtbares Blutbad, bei dem gegen 600 Juden umkamen.

Voriges Jahr wurde in Balato, dem Ghetto Constantinopels ein Kind in ein jüdisches Haus gelockt, mehr als zwanzig Personen hatten es dort eintreten sehen. Anderen Tages fand man seinen Leichnam am goldenen Horn, die Folge davon war ein Aufstand.

Dasselbe geschah zu Galata. Der bedeutendste Advokat der griechi-

---

[1]) Man vergleiche hierüber das leider schwer aufzutreibende Buch von Achille Laurent: Relation historique des affaires de Syrie depuis 1840 à 1842.

schen Gemeinde, Namens Serouïos sandte eine Mittheilung an die Vertreter aller christlichen Mächte zu Constantinopel, um Gerechtigkeit und Sühne bittend. Aber die Juden hatten die türkische Polizei gedungen und so verliefen alle Verhöre und Aussagen resultatlos. Das oekumenische Patriarchat ließ, einer höheren Weisung gehorchend, durch unabhängige Aerzte erklären, daß die Mutter von der die Anklage ausging, an einer Gehirnkrankheit leide. Was auch Serouïos anfing, man unterdrückte die Sache und das oekumenische Patriarchat empfing von den Juden eine Summe Geldes behufs einer Pension für die Mutter des gestohlenen Kindes.

Anfangs des Jahres 1883 wurden zwei Kinder aus maltesischen Familien durch einen Juden entführt. Auf die Seitens des Vaters eines dieser Kinder, eines Herrn Caruana gelieferten Angaben lenkte das Journal le Stamboul die Aufmerksamkeit der Polizei auf diesen Raub und forderte energisch die Bestrafung des Schuldigen. Die Sache machte ein so großes Aufsehen in der Stadt, daß die ganze Bevölkerung in Aufruhr gerieth.

Der Polizei-Director zu Pera, Bahri Paschah und der Polizei-Commissar wurden zwar mit der Untersuchung beauftragt, nahmen jedoch aus klingenden und deshalb Ausschlag gebenden Gründen davon Abstand den Vater, die Mutter und die Pathin des Kindes zu verhören, ebenso wie einen türkischen Schlächter, welcher das arme Kind aus den Händen des Entführers gerettet hatte.

Nichtsdestoweniger verweigerte der Stamboul die von ihm gemachte Behauptung, zu widerrufen, obwohl man ihm für diesen Fall eine monatliche Unterstützung von 1000 Franken zugesagt hatte. Was thaten die Juden? Mittelst eines Baschik von sechstausend Pfund (ohngefähr 137000 Franken) erlangten sie es, daß das Journal unterdrückt ward und so wurde die Angelegenheit todtgeschwiegen.[1])

---

[1]) Selbst in Europa sind Fälle dieser Art noch häufig.

In der Regel schweigen die Journale, außer in solchen Fällen, wo es sich um eine Freisprechung handelt. So beobachteten sie z. B. vollständiges Stillschweigen über ein Verbrechen genannter Art, welches im Jahre 1881 zu Lutcza, einem kleinen Dorfe im Kreis Rzeszow in Oesterreichisch-Galizien an einem jungen Mädchen Namens Francesca Mnich verübt ward. Die drei Angeschuldigten Moses Ritter, dessen

Die Juden, welche Thatsachen dieser Art nicht läugnen konnten, gaben stets vor, daß dergleichen nur die Folgen individueller Rohheit, niemals aber eine Ausübung liturgischer Vorschriften seien. In dieser Beziehung ist die deutsche Rechtswissenschaft unendlich viel vorurtheilsfreier als die unsrige und überführt sie häufig der Lüge. Ein Doctor Justus in Paderborn schreibt darüber in seinem Judenspiegel:

„Es giebt zwei Categorien von jüdisch-theologischen Büchern, nämlich die Peschath und die Kabbala. Nun ist es aber nach dem Schulchan Aruch „keine Sünde, wenn ein Jude einen Christen tödtet." (Gesetz 50 und 81.) In der 1646 zu Amsterdam erschienenen Ausgabe des Talmud „wird den Juden befohlen, die Anhänger des Nazareners auszurotten." (Sanhedrin Pireck X., Chcleck und Aboda, Sarah Pireck I.)

Einige Zeilen weiter heißt es:

„Indeß ist es sonderbar, daß das Blut der Klipoth, d. h. der nichtjüdischen Mädchen dem Himmel ein so wohlgefälliges Opfer ist. Dies ist so zu verstehen, „daß das vergossene Blut eines jungen nichtjüdischen Mädchens ein so heiliges Opfer ist, als das der kostbarsten Specereien und gleichzeitig ein Mittel der göttlichen Versöhnung und des göttlichen Segens theilhaftig zu werden.

Volle Aufklärung hierüber findet sich in einem merkwürdigen Buch: Réfutation de la religion des Juifs et des leurs rites par démonstration du vieux et du nouveau testament. Der Verfasser desselben ist ein im vorigen Jahrhundert geborener Jude, welcher erst Rabbiner war und dann ein Mönch wurde.

Höchst bezeichnend ist das Schicksal seines Buches, selbst für Diejenigen, denen es bekannt ist, daß die Israeliten es vortrefflich verstanden, alles was geeignet ist, die öffentliche

---

Frau und ein Dritter Namens Stochlinski, wurden durch die Geschworenen zu Rzesczow am 21. December 1882 zum Tode verurtheilt.

Der Gerichtshof zweiter Instanz vernichte dies Urtheil wegen eines Formfehlers und verwies die drei angeschuldigten Juden vor den Gerichtshof zu Krakau, der am 10. Oktober 1883 das Todesurtheil gegen alle drei bestätigte.

Meinung über sie aufzuklären, verschwinden zu machen. Zuerst im Jahre 1803 in moldauischer Sprache erschienen, ward das Buch von Johann von Gorgio ins Neugriechische und später von jenen Orientalen, die sich als hundertjährige Opfer der Juden, mehr als man meint, für die semitische Frage interessiren, ins Arabische übersetzt. Obgleich mehrfach in Rumänien, in Constantinopel, sowie in verschiedenen Städten des Orients neu aufgelegt, verschwanden die Exemplare überall sehr bald. Ein Bewohner von Danin schrieb einst über dies Buch: „Man kann denjenigen reich nennen, welcher davon eine Abschrift besitzt, wer aber ein gedrucktes Exemplar hat, besitzt einen Schatz.“

Im Jahre 1834 ward in der Druckerei des Patriarchats eine neue griechische Ausgabe veranstaltet; nach einem der wenigen noch vorhandenen Exemplare dieser Ausgabe hat ein berühmter italienischer Gelehrter namentlich das Kapitel über den „Ritus des Blutes“ in's Italienische üersetzt.

Das Buch erschien im Jahre 1835 unter dem Titel: Il sangue cristiano nei rite etracci della moderne sinagogua; revelazioni di neofito ex rabbino monaco greco per la prima volta publicate in italia versione dal greco del Professore N. F. S.[1])

Wenn man dies Buch kennt, begreift man den Eifer der Juden jede Spur von ihm zu vertilgen und die Wuthausbrüche der Archives israëlites als es vor drei Jahren neu gedruckt wurde.[2])

Die Kehrseite des Mittelalters erscheint hier in erschreckendster Gestalt; Tausende dunkler Punkte werden erhellt, das undurchdringlich scheinende Geheimniß, welches die Juden jener Zeit umgab, das unaufhörliche Mißtrauen das ihnen entgegengebracht wurde und das, wenn es zu erlöschen schien,

---

1) Prato, tipographio Giachetti figlio & Cie.

2) Diese Ausgabe erschien mit Erlaubniß der geistlichen Behörde; die Archives israëlites hatten die Dreistigkeit zu behaupten, daß dasselbe durch das Organ des Vatikans le Moniteur de Rome verworfen worden sei, der Moniteur erklärte dies jedoch nicht nur für eine Unwahrheit, sondern sprach sich gegentheilig aus und die Archives mußten widerrufen.

stets durch neue Verbrechen wieder aufgefrischt ward, sowie die Einzelheiten unbegreiflicher Hexenprozesse werden hier aufgedeckt und erklärt. Auf's Neue wird die einfältige Sage in ihr Nichts zurückgewiesen, nach welcher die abscheulichsten Menschen in geheimnißvollem Dunkel Ketzergerichte über die Juden abgehalten und diese Muster aller Tugenden gewaltsam verfolgt haben sollen. Wir dringen in die Höhlen der Alchimisten mit ihren unbekannten Mixturen ein, wie sie von denen, welche sich an sie wenden, unter dem Vorwand den Stein der Weisen, die anima mundi, zu entdecken, Menschenblut für ihre Versuche verlangen, in Wahrheit aber, um einen scheußlichen Ritus auszuüben, welcher nichts als ein Ueberbleibsel der gräulichen Geheimnisse des Astoret ist.

Was man in den Ghettos anbetete war nicht der Gott Mosis, sondern der abscheuliche phönicische Moloch, welcher in Gestalt von Kindern und Jungfrauen menschliche Opfer forderte.

War denn das alte Israel etwas anderes als ein steter Kampf zwischen Jehovah und dem Moloch? Jener Moloch, dessen Sinnbild der stählerne Stier von Karthago ist, den man an gewissen Tagen im Feuer glühend machte und mit Menschenfleisch mästete, das war die höchste semitische Gottheit. Dieser, wie der Baal, dessen Symbol ein Esel ist, sind die unaufhörlichen Anziehungspunkte für die semitische Rasse gewesen. Dieser Baal thronte unter Manasse und unter anderen pflichtvergessenen Königen in dem entweihten Tempel; ihm wurden an heiligster Stätte die schrecklichsten Opfer gebracht. Gegen all' dies erhoben sich die Propheten unaufhörlich in entrüsteter Weise und mit so starker Stimme, daß ihr Klang durch Jahrhunderte hindurch widerhallte. Sie trotzten dem Tode, kündeten die furchtbarsten Heimsuchungen an, um jenen Götzendienst entgegenzutreten; ja sie warfen in ihrem unerschrockenem Eifer die falschen Götter um und zerstörten die schamlosen und barbarischen Bilder. Fast auf jeder Seite des alten Testaments sind Stellen zu finden, welche die reine Gottanbetung befehlen und gegen den verderblichen Aberglauben der Völker ankämpfen.

Selbst der Pentateuch warnt die Hebräer vor dem Ge-

nusse warmen Bluts, sowohl auf der Jagd als am Altar des Herrn.

Darum seid fest und strauchelt nicht, widersteht dem Verlangen nach Blut, denn ihr sollt es nicht genießen, sondern ich will, daß ihr es auf den Erdboden gießet wie Wasser."

Die jüdischen Vorschrifteu beim Fleischgenuß, welche noch jetzt die Israeliten beobachten; stehen offenbar im Zusammenhang mit jener Blutgier der Semiten, welche den Ariern unbekannt ist.

Deutsche Schriftsteller haben diese Punkte klargelegt. So Daumer in seiner Schrift; „Kritische und geschichtliche Untersuchungen über den Molochkultus bei den alten Hebräern" und F. W. Ghillany's „Die Menschenopfer bei den alten Hebräern". Beide gelangen zum gleichen Resultat, obwohl beide Bücher zu ein und derselben Zeit erschienen sind.[1]) Daumer ist allerdings vorsichtig, indem er erklärt, man könne nicht das ganze israelitische Volk verantwortlich für die Thaten „einzelner Fanatiker machen, welche hier und da ein Molochfest veranstaltet"; andererseits weist er die engen Beziehungen zwischen israelitischen Gebräuchen gewisser Zeiten zu den blutigen Sühnopfern des Mittelalters nach.[2])

---

1) Das Buch Gustav Tridon's: Le Molochisme juif beleuchtet gleichfalls den steten Kampf der Propheten gegen den durch den Stier und das goldene Kalb personificirten Molochdienst.

2) Der alte Kupferstich von Sadler, auf dem der steinerne Opfertisch bei der Ermordung von sechs Kindern in Regensburg dargestellt ist, macht ganz den Eindruck einer blutigen karthagenischen Ceremonie. Folgende Worte sind unter jenem Stich zu lesen:

„In Folge einer Nachforschung des Gouverneurs von Regensburg fand man die zerstückelten Leichen von 6 vermißten Kindern. Die Opferpriester hatten in der Mitte eines fremdartigen Heiligthums einen ungeheueren Stein von der Länge eines Vorderarmes, der einen Kelch vorstellte und auf einem Fuß stand, errichtet, hier wurden die Opfer abgeschlachtet. Im Hintergrund dieser Höhle fand man ein Laboratorium, in welchem man, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, falsche Münzen anfertigte".

Ein anderer Kupferstich Sadler's stellt die Abschlachtung eines Kindes dar, dessen Tod jenes Blutbad zur Folge hatte, welches an den Juden im Jahre 1285 zu München verübt ward. „Das Kind ward", wie der Text besagte, „in Folge der Angaben Seitens Derer gefunden,

Es ist eine Thatsache, daß bei den tief gesunkenen Juden des Mittelalters, wie durch ein Wunder, sich eine Wiederkehr zu den alten Irrthümern vollzog und so trat denn, diesem Impulse gemäß, das Menschenopfer von Neuem bei ihnen in Kraft.

Zu diesem Wiederaufleben phönicischer Entartung gesellte sich eine wunderliche aber erklärliche Wahrnehmung. Die Juden wurden unwillkürlich durch den Glaubenseifer der ersten christlichen Jahrhunderte und ganz besonders durch die Wundererscheinungen der Heiligen erregt; sie sträubten sich vergeblich gegen die Wahrhaftigkeit derselben und wurden naturgemäß zeitweilig von furchtbarer Bangigkeit befangen; von der Bedeutsamkeit gewisser Prophezeiungen wurden mit ergriffen und so redeten sie sich ein, daß wenn Christus wirklich ihr Messias sei, ein Tröpfchen Blut eines Getauften, von einem Beschnittenen vergossen, genüge, um ihr Seelenheil zu sichern.

Heut zu Tage übt dies nur noch eine äußerliche Wirkung und so ist es erklärlich, daß die jetzigen Wächter über unsere heutigen gesellschaftlichen Zustände sich damit genügen lassen, die Arbeit der Menschen gegen den Wucher, die Kinder gegen den rituellen Mord zu schützen — andererseits bringt ihnen dies den Fluch des Freimaurerthums ein, welchem das Schicksal der guten braven Juden zu Herzen geht.

Wie schon gesagt, ist die französische Geschichte theoretisch an alle dem vorbeigegangen, ist den neueren Forschungs-Erfahrungen zum Hohn blind geblieben, weil sie sich einbildete schon alles erforscht zu haben.

Unsere Geschichtsforschung ist vor den Burgverließen stehen geblieben, welche, selbst nach Viollet le Duc, nur Aborte

welche den Opferpriestern das Nothwendige geliefert hatten. Das Opfer ward in der Synagoge auf einem Tisch festgebunden, dann mit Dolchen durchbohrt und ihm die Augen ausgerissen. Das Blut ward von Kindern aufgefangen. Das empörte Volk bedrohte die Juden mit den gröbsten Excessen und es war die Aufbietung der ganzen Autorität des Bischofs nöthig, um die hochgradige Erregung der Volksmassen zu beschwichtigen und ein Blutbad zu verhüten".

Jene beiden Kupferstiche sind in einer wissenschaftlichen Zeitschrift, „Cosmos" betitelt, in der Nummer vom 30. März 1885 wiedergegeben.

waren und vor den in pace's, die sie für Vorrathskeller hielt, ist sie nicht in jenes geheimnißvolle sacrificarium eingedrungen, in jene Kammern, die blutiger als die des Blaubart waren, wo die verbluteten Kindesopfer semitischen Aberglaubens den ewigen Schlaf schlafen.

Vielleicht unternimmt einer unserer jüngeren Gelehrten eine gründliche Forschung in dieser Richtung. Vielleicht versucht er dem Ursprung jener schrecklichen Sekte nachzuforschen, von welcher die Civitta Catolica glaubt, daß sie mit derjenigen der Kasadim oder Kabbalisten identisch sei und vielleicht gelingt es dieser Forschung, die Existenz derselben geschichtlich festzustellen. Vielleicht wird es dann möglich die Umgestaltungen derselben in die ihr analogen der Mörder des Alten vom Berge, der Skopsiten Rußlands und der indischen Thugs nachzuweisen, welche, nachdem sie im Mittelalter allmächtig waren, nun durch das moderne Judenthum vertreten sind, welches zur Zeit fast durchgängig und einzig auf Luxus und Wohlleben bedacht, nur noch in den Persönlichkeiten einiger vereinzelter Nachzügler die alten Anklänge erkennen läßt.

Derjenige, welcher eine solche Arbeit unternimmt, bedarf dazu allerdings außer der äußeren Unabhängigkeit noch jenes moralischen Muths, den man heut zu Tag leider sehr selten findet; er muß sich von der Macht der öffentlichen Stimme, über welche die Juden heut zu Tage gebieten, nicht imponiren lassen, sich von derselben vielmehr ganz lossagen, er muß auf Ordensbänder, auf gut bezahlte Stellungen und auf akademische Würden verzichten, da alles dies nur allzu geeignet ist, den Weg zu verlassen, auf dem ihn einzig ein gutes Gewissen zum Ziele führt.

Was im Jahre 1873 in der Akademie bezüglich des zweijährigen Preises von 20000 Franken vorgegangen, ist allerdings wenig geeignet, die studirende Jugend zu ermuthigen. Unter dem Vorwand, daß Oppert, der das erstemal diesen Preis erhielt, Jude sei, benutzte Renan den Umstand, daß die Versammlung nicht in abstimmungsfähiger Anzahl vertreten sei, um Paul Mayer — also wieder einen Mayer — den Sohn eines deutschen Juden auf die Liste zu setzen. Nächstdem wurde der Jude Darmstädter, sowie ein Italiener

Masparo aufgestellt. Die Mutter des Letzteren hatte die Devise „mai spero“ gewählt.

Als man diese Namen mit ausländischen Endungen las, sprach ein alter Gelehrter, einer jener ehrwürdigen Greise, die, wie Chenier sagt, nur noch halb und nur in alten Erinnerungen leben, ein melancholisches rührendes Wort: „Arbeiten denn unsere jungen französischen Gelehrten gar nicht mehr, weil man uns ja fast nur Ausländer vorschlägt?“ Sofort ward spöttisches Lächeln sichtbar, man belustigte sich über die patriotische Naivität jenes Greises und die Abstimmenden überboten sich, wer die Ehre haben solle, dem Sohn des Deutschen mitzutheilen, daß er den Preis erhalten habe, welcher so manchen bescheidenen, ehrenhaften armen französischen, jungen Gelehrten glücklich gemacht hätte.

Niemand in jener Versammlung, in der doch auch einige Katholiken sind, kam auf den Gedanken jenem Meyer, unsern verehrten tüchtigen Léon Gautier vorzuziehen, den gelehrten Dichter, der das christliche Frankreich so innig und so frisch liebt und uns so oft und unerwartet aus schönen vergangenen Zeiten in voller Farbenfrische und Lebenswärme Erzeugnisse seiner Muse schenkte.

Wer kennt etwas was Meyer geschrieben hat? Einige Rhapsodien über ein Gedicht aus dem albigensischen Kreuzzuge, der ihn besonders anzog, weil sich die Juden da hineingemischt hatten und von dem er, wenn man Cénac-Monceaux Glauben schenken darf, nichts verstanden hat. Wer kennt dagegen nicht die Épopées françaises und das wunderbare Buch: La Chevalerie, welches der Verfasser 20 Jahre in seinem Herzen herumgetragen hat, ehe er es veröffentlichte und über welches Herr von Mun voll des rührendsten Entzückens ist?

Bis dahin wo sich unsere französischen Gelehrten mit dieser Frage beschäftigen werden, empfehlen wir unsern Lesern die Lektüre jener Broschüre des griechischen Mönches, die von eigenthümlichem Interesse ist; man findet in derselben Ausführliches über die Anwendung des menschlichen Bluts bei den verschiedenen religiösen Ceremonien, als der Beschneidung,

der Heirath, den Leichenbegängnissen, sowie beim Purim und Osterfest.

Sodann wird noch ein Einblick in die sich vom Vater auf Sohn vererbende mündliche Uebertragung gewährt, auf jene Sitte, gemeinsam ein furchtbares Geheimniß zu tragen, das einerseits das Judenthum ermuthigt, andererseits das Judenthum unerkannt durch alle Zeitalter begleitet hat, da kein Buch darüber spricht und kein profaner Blick in jenes Geheimniß eindringt.

Der Vater wählt den der Geheimnißbewahrung würdigsten unter seinen Söhnen und zwar in jenem Lebensalter derselben, wo die Juden die Gewohnheit haben, das Haupt der Kinder mit der sogenannten Krone des Muths zu schmücken. Bei dieser Weihe muß der Betreffende in feierlichster Weise schwören, stets über das, was er erfahren hat, das unverbrüchlichste Schweigen gegen seine Brüder, Schwestern und seine Mutter, sowie jeder lebenden Person, namentlich den Frauen gegenüber, zu wahren.

„Mein Sohn," so sprach der Vater des griechischen Mönches, der uns diese Mittheilungen machte, wenn Du jemals und sei es in der verzweifeltesten Lage Deines Lebens das Dir anvertraute Geheimniß an irgend wen verräthst, so möge die Erde Deinen Körper nach dem Tode wieder ausstoßen und Dir jegliches Begräbniß verweigert sein; selbst wenn Du ein Abtrünniger werden solltest, darfst Du weder in Deinem Interesse noch aus irgend welch' anderem Grunde, es nie über Deine Lippen kommen lassen, noch es sonst Jemand mittheilen.

Beobachten nun aber außerhalb solcher in der Cultur zurückstehenden Länder die modernen Juden diese Gebräuche? Ich glaube es nicht, wenngleich ohne Zweifel noch immer von Zeit zu Zeit unentdeckte Verbrechen vorkommen und manch' räthselhaftes Verschwinden von Menschen mit einem ewigen Dunkel bedeckt bleibt.

Das Blutopfer, welches aus dem Widerwillen des Juden gegen den Goy herstammt und das durch einige kabbalistische Bücher, vielleicht sogar durch einzelne Stellen des Talmud genährt wird, hat indeß mit dem mosaischen Gesetz nichts zu schaffen; es kommt darin gewissermaßen die Krisis, das Wechselvolle des Lebens dieses merkwürdigen Volkes zum Ausdruck, dieses Volkes, welches so oft seinen Wohnsitz ver-

änderte, eine kriegerische, eine vaterlandstreue Zeit in seiner Abwehr der römischen Herrschaft, im 13. und 14. Jahrhunhundert eine Zeit der Verschwörung mit den Templern, dann eine finstere blutige Zeit nach manchen Mißerfolgen und wiederum im 16. und 17. Jahrhundert eine Phase der Sammlung, im 18. Jahrhundert die freimaurerische und endlich im 19. Jahrhundert die sozialistische, finanzielle und kosmopolitische Phase durchlebt hat.

Zu allen Zeiten ist jedoch der Haß gegen Christum, gegen die Christen, gegen das Kreuz und gegen die Priester derselbe geblieben.

Das physiologische Studium ihrer Rasse würde nicht minder lehrreich für uns sein als das historische, von dem wir soeben sprachen, wenn unsere Gelehrten nicht aus triftigen Gründen diesem stets auswichen und uns nicht darin bestärken wollten, daß in der Vergangenheit wie in der Gegenwart der Jude im Ganzen und Großen genommen (le Juif de convention) nichts mit dem eigentlichen ursprünglichen Juden (le Juif réel) zu schaffen habe.

In seinem Buch über die Erblichkeit (l'hérédité) hat Ribot eine Darlegung jener gleichzeitig sittlichen und physiologischen Erscheinungen gegeben, vermöge deren der Jude ein tiefes Gefühl des Hasses selbst gegen leblose Gegenstände bewahrt, die einen christlichen Stempel tragen oder das Christenthum symbolisch vertreten und man kann hier das Wort Montaigne's anwenden: „Was für ein Ungeheuer steckt in jenem Tröpfchen, aus dem wir entstanden, da es in sich nicht nur die Eindrücke angestammter körperlicher Formen, sondern auch der Gesinnungen und Neigungen der Väter birgt![1])

Wie dem nun immer sei, der erbliche Haß erklärt allein das, was sich täglich unserer Wahrnehmung darbietet und was sonst durchaus unverständlich wäre. Diese fortwährenden

---

[1]) Die untilgbaren Spuren der Erblichkeit werden vortrefflich durch die merkwürdigen Beobachtungen eines Frankfurter Arztes erläutert, aus denen hervorgeht, daß viele Juden bereits bei der Geburt die Merkmale der Beschneidung mit zur Welt bringen.

Schmähungen, Ungezogenheiten und Wuthausbrüche gegen Christum, die Jungfrau Maria, die Kirche und die Geistlichkeit entsprechen doch nicht den wirklich herrschenden Gesinnungen der Bevölkerung, sie sind künstlicher Natur und mit der den Juden eigenen Gewandheit geschaffen, mit der sie auch ihre Geldoperationen auszustatten wissen, um die öffentliche Meinung irre zu leiten. Vor etwa zehn Jahren, also lange nach der Zeit der Commune, folgten 20 000 Menschen dem Leichenzuge des Pater Philipp und man hörte selbst von wenig religiös gesinnten Arbeitern Aussprüche, welche die Zuneigung und die Anerkennung verriethen, die sie für die frommen Brüder beseelte, welche so Manchen von ihnen zu einem rechtschaffenen Menschen erzogen hatte. Darf dies als ein aufrichtiger Ausdruck der herrschenden Gesinnung betrachtet werden, so kann man doch Aeußerungen wie sie jüdischer Seits zu Tage treten nur als künstliche Ausbrüche eines tiefen Hasses auffassen, der in den Verhältnissen nicht begründet ist. Selbst die Völker, welche religiös indifferent sind, bewahren für die Empfindungen ihrer Vorfahren eine gewisse Pietät. Noch lange nach Christum hielten die Römer ihre Hausgötter in Ehren, welche so zu sagen mit der ganzen Familie verwachsen waren. Taufe, erste Communion, kirchliche Trauung sind einer großen Mehrheit selbst solcher Pariser liebe Erinnerungen geblieben, die keinen tiefen Glauben haben.

Während früher unsere Abteien, mit ihrem großen Grundbesitz und ihrem Reichthum Neid zu erregen im Stande waren, sind heut zu Tage unsere religiösen Brüderschaften alle arm; und das was Tausenden menschlicher Wesen ins Gesammt genügen würde zum Leben, ist gering gegen das was ein einziger unserer jüdischen Bankiers besitzt.

Was rechtfertigt nun also diesen Haß? Etwa der arme Dorfpfarrer, der stundenlang in seiner kalten Kirche im Beichtstuhl sitzt oder stets bereit zur Tröstung seiner weit zerstreuten Gemeindemitglieder, gleichviel ob bei Sonnenschein oder im tiefen Schnee, stundenweite Wege zu ihnen zurücklegt? Hierfür bezieht er ein spärliches Einkommen von 8, 12 bis höchstens 1500 Franken. Würde der kleinste jüdische

Händler sich bei gleicher Inanspruchnahme mit so Geringem begnügen?

Mit einem Wort die ungeheure Mehrheit des Volkes zollt jenen ehrenwerthen Männern ihre Hochachtung, während die Juden sie von Herzen hassen.

Bei den ungebildeten Juden äußert sich dieser Haß des Christen in einer so rüden Art, daß man ihn mit den Irrenärzten als „einen unwiderstehlichen Drang" bezeichnen möchte. Täglich ereignen sich Thatsachen, die von diesem Geisteszustand Zeugniß geben und mitunter sich als Gewaltakte äußern.

Ein unter jedem Gesichtspunkt beklagenswerthes Ereigniß hat am 2. Februar 1881 in der Kirche St. Eustache stattgefunden.

Die Beerdigung zweier kleiner Mädchen Namens Johanna und Marie Verpillat, welche bei der Feuersbrunst in der rue des deux Écus verbrannt waren, sollte vor sich gehen; während der Feierlichkeit, der eine große theilnehmende Menge beiwohnte, ward plötzlich ein Mann sichtbar, der einen furchtbaren Lärm vollführte. Es gelang endlich, nach heftigem Widerstand seinerseits, ihn zum Polizei-Kommissariat der Nachbarschaft zu bringen.

Es ergab sich hier, daß dieser Ruhestörer ein betrunkener jüdischer Arbeitsmann, Namens Eugen David war.

Am 24. Oktober 1882 ereignete sich in Lyon folgender Fall:

Diesen Morgen, so theilt der Gaulois mit, trat ein Individuum mit dem Hut auf dem Kopf in die Kirche Saint Bonaventure. Es war 6 Uhr Morgens und der Priester las eben die Messe. Da schritt der Unbekannte auf den Altar zu, ohrfeigte den Priester, warf den Kelch zur Erde und streute die Hostien auf dem Fußboden umher, indem er ausrief: „Endlich ist es Zeit, daß diese Komödie ein Ende nimmt."

Alles war Sache weniger Minuten. Als man sich vom Schreck erholt und die Menge ihn festgenommen hatte, setzte er sich nicht zur Wehr und ward seine Persönlichkeit als die eines Israeliten festgestellt.

Im Dezember 1885 theilte die France die Excesse eines Juden Namens Weber mit, der während der großen Messe in der Kirche zu Clamart mit dem Hut auf dem Kopf, die Cigarre im Munde, sich beim Hochaltar niederließ und die Andächtigen verhöhnte.

Erst den Gensdarmen gelang es ihn zu beseitigen.

Am 20. März 1882, am Mitfasten, veranstalteten die Juden zu Roubaix eine skandalöse Maskerade.

Das dortige Lokalblatt schildert den Vorgang folgendermaaßen: Ein unglaublicher Skandal ereignete sich hier am Mitfasten und die Behörde ist bedauerlicherweise nicht gegen diese Verhöhnung des katholischen Festtages eingeschritten. Auf einem Wagen, der einen Beichtstuhl trug, daneben einen großen Geldkasten, stand ein Individuum in geistlicher Tracht, dem drollig maskirte Mädchen beichteten und ihm, nachdem sie vor ihm niedergekniet waren, ein Geldstück in den Kasten warfen, ihn umarmten und dann, mit dem Zeichen des Kreuzes, Anderen Platz machten. Das entrüstete Publikum wollte thätlich gegen diese Verhöhnung einschreiten, ward aber daran durch die Polizei-Agenten gehindert, welche den Aufzug in Schutz nahmen.

Es vergeht kaum ein Tag, wo sich nicht ähnliche Auftritte in den Kirchen und zwar unter stillschweigendem Beistand der Behörden vollziehen. Am Weihnachtsfeiertag habe ich während der Mitternachtsmesse in der Kirche St. Pierre au gros Caillou Individuen jüdischen Aussehens beobachtet, wie sie unfläthige Späße in Gegenwart der Polizei sich erlaubten, ohne daß diese einschritten.

Nun beachte man aber wohl, daß seit Jahrhunderten keine Angriffe ähnlicher Art seitens der Katholiken vorgekommen sind. Es ist kein Beispiel bekannt, daß Rabbiner beschimpft wurden, oder daß man den jüdischen Gottesdienst gestört und das was Anderen heilig, verunglimpft hätte.

Die edle und großmüthige Seele des Ariers besitzt eben die Tugend der religiösen Duldsamkeit, und es bedarf einer großen Aufreizung ehe er sein natürliches Vertheidigungsrecht geltend macht.

Doch in dem oben Erwähnten ist nur die unbedeutendste Seite der jüdischen Verfolgungssucht aufgedeckt; die wahre, ächte und bedeutungsvolle Seite ist die seitens der Juden, welche die öffentliche Gewalt in Händen haben und die öffentliche Meinung beherrschen, also die von Gelehrten, Ministern, Senatoren, Abgeordneten und Journalisten, ausgeübte.

Ueberall wird man sie da am Platz finden, wo es gilt Böses zu thun.

So jener österreichische Jude Hendlé, jetzt Präfekt des Departements Saône et Loire, welcher, wie wir schon früher sahen, sich mit dem Juden Schnerb, jetzt Direktor der Sicherheitspolizei, früher Redakteur eines zweideutigen Journals (Journal pornographique), verband, um die Kreuze auf

Monceau les Mines zu zerstören und einige französische Handwerker zu beseitigen, um die Einführung einer größeren Anzahl seiner ausländischen Religionsgenossen zu begünstigen.[1]) Hendlé ward befördert, wie sich das von selbst versteht, und begann nun im Departement der Seine-Inférieure in seinen Ausbeutungs-Experimenten weiter fortzufahren. In Dieppe stieß er indeß augenblicks auf Hindernisse. Dort war eine von frommen Schwestern geleitete Schule, die sich der Werthschätzung und Zuneigung der ganzen Bevölkerung erfreute, so daß die Stadtbehörde sich aufs Entschiedenste weigerte, die frommen Schwestern verjagen zu lassen.

Der Maire Levert und seine Beisitzer hätten eher ihre Entlassung genommen, als einer solchen Nichtswürdigkeit zugestimmt, wären aber in solchem Fall einstimmig wieder gewählt worden. Hendlé sah sich daher außer Stande hier das beliebte Wort: „Volkesstimme ist Gottesstimme" für sich anzuwenden; da fielen ihm plötzlich die Aufsätze ein, die er früher in die Archives israëlites über die Juden in Polen hatte drucken lassen und er sagte sich, da kann man ja die Russen nachahmen, denn in einem eroberten Lande ist Manches erlaubt; so machte er denn kurzen Proceß, erbrach die Schulthüren und warf die Schwestern auf die Straße.[2])

[1]) Der Erzbischof Freppel, der gelegentlich der Verhandlung über das Ehescheidungsgesetz so trefflich den bekannten Naquet zu entlarven verstand, war bei der Amnestiefrage nicht scharfsichtig genug, als er Rochefort, der die Thatsache aufs Neue bestätigte, entgegnete: „Welches Interesse könnte die Polizei-Präfektur hierbei gehabt haben?" Der berühmte Geistliche weiß nicht was erblicher Haß und Rassenverhängniß bedeutet, deshalb entzieht sich seinem edlen Blicke so Manches in der heutigen Zeitbewegung.

[2]) Hendlé scheint sich vorzugsweise gern mit polnischen Juden abzugeben; im Jahre 1863 dichtete er einen Dithyrambus auf dieselben, den er in der Archives israëlites veröffentlichte. Am 4. November 1865 trat er beim Zuchtpolizeigericht gegen den Generaladvokaten Dupré-Lasalle in einem Proceß auf, wo polnische Juden wegen Betrugs in Anklage versetzt waren und sagte: „Es wird mir übrigens schwer, die Erzählung der Angeschuldigten glaubwürdig zu finden, es sind eben Juden und ich wüßte nicht, daß Juden an der Seite ihrer Brüder gefochten und ihr Blut auf den Schlachtfeldern Polens vergossen hätten".

Durch diesen Erfolg ermuthigt, konnte ihn ein Crucifix förmlich in Wuth versetzen, so haßte er es. Indeß kam er doch einmal an einen entschlossenen Gegner, wie sie in unserer Zeit leider immer seltener werden. Der Maire von Hermanville, Augé, hatte in Dieppe ein sehr schönes Crucifix an Stelle eines früher einmal weggenommenen gekauft und ließ es am 7. Oktober 1882 mit nachstehender Inschrift an betreffender Stelle anbringen.

Dieses Crucifix ist durch eine vom Maire veranstaltete Subskription angekauft, bei der sich der Stadtrath und die ganze Bevölkerung von Hermanville betheiligt hat und ist dasselbe heut der Gemeindeschule hierselbst übergeben worden.

Hendlé und seine Helfershelfer schäumten vor Wuth und drohten die Schule zu schließen. Der Maire trat ihnen jedoch festen Schrittes entgegen und sagte sehr bestimmt und ruhig: „Dies Crucifix gehört der Schule und wird dort verbleiben, das ist der Wille der mir unterstehenden Behörde. Wenn Sie es anzurühren wagen, lasse ich die Sturmglocke ziehen, dann wehe Ihnen!“

Man begreift, daß die Juden hierüber nicht wenig verdutzt waren, und der Präfekt Hendlé machte seinen Ingrimm in den Kaffeehäusern der Stadt durch lautes Schimpfen Luft.

Den stärksten, alles übersteigenden Beweis, wie tief ein Charakter sich erniedrigen kann, lieferte jedoch die Herzogin von Chartres, eine Dame, in deren Adern königliches Blut fließt und die vor ihrer Abreise nach Rouen der Frau des Präfekten Hendlé, der als Repräsentant der Regierung ihrem Gatten seine Entfernung aus dem Heere notificirt hatte, ihre Visite machte, einer Frau, die womöglich einen noch stärkeren Haß gegen Christum hatte, als der Präfekt selbst.

Jesaias Levaillant, ehemals Rabbinatszögling, später mit Cyprian Girerd gemeinschaftlich aus jener schmierigen Affaire gefälschter Papiere bekannt, welche man in einem Eisenbahnwagen fand, ist wieder ein anderer jüdischer Typus. Er liebt die Verfolgungen . . . der Seinigen nicht. In einem Aufsatz in den Archives israëlites vom Jahre 1886 wirft er einem Herrn von Schwab vor, daß er nicht scharf genug seine Mißbilligung über die Verfolgungen der Juden in

Spanien und deren Massenausweisung geäußert habe. „Statt einer kurzen Erwähnung“, so meinte er, „die sich wie ein Protokoll ausnähme, hätten beredte und bewegende Worte gesprochen werden müssen.“

Bis es möglich sein wird die Christen massenweis aus dem Lande zu jagen, begnügt sich dieser für die Interessen Israels so sentimentale Jude damit, unsere Priester Hungers sterben zu lassen. Als Präfekt des Departements Haute-Savoie wollte er den Bischof Isouard verhindern seine bischöflichen Pflichten zu erfüllen und da ihm dies nicht gelang, rächte er sich mitleidlos an dessen Untergebenen, welche zu stolz waren sich ihm zu beugen und lieber auf ihr Brod als auf die Erfüllung ihrer Pflichten verzichteten.

Für diesen ihm gebotenen Widerstand rächte er sich an einer armen Schwester. Diese, Namens Blandine, war insofern nicht vorwurfsfrei, als sie nach den Begriffen dieses schlechten Juden ein grobes Vergehen begangen hatte. In unserem Lande erinnern sich zuweilen diese Gottesdienerinnen, daß sie Kinder desselben Volkes sind, so daß wohl einmal die Bäuerin aus der unterweisenden Schwester herausguckt, kurz, um eine Wäscherin zu sparen, krämpte Schwester Blandine ihre Aermel hoch und wusch eines Donnerstags in der Schule, gleichzeitig den kleinen Mädchen Anleitung zu dieser weiblichen Vorrichtung für deren arme Familien gebend.

Der jüdische Geist trat bei Jesaias Levaillant in ganz eigenthümlicher Weise hervor. Aus dem Rock des Präfekten guckte der „schmutzige, triefäugige Jude“ hervor, von dem Saint-Victor erzählt und den Rembrand oft malerisch in schmutzigen Lumpen dargestellt hat. Der Präsident des General-Raths des Departements sagte von ihm in öffentlicher Sitzung, als Annecy an seine Stelle trat: „Man kann sich nicht vorstellen, in welch schmutzigem und übelriechendem Zustand der Präfekt Levaillant die Präfektur verlassen hat. [1])

---

[1]) Was Maxime du Camp in der Revue des Deux-mondes vom 1. April 1861 gesagt hat, schildert vollkommen zutreffend vom physischen und vom sittlichen Standpunkt aus die jüdische Rasse:

„Man wird nicht fehl greifen, wenn man folgendes grundsätzlich festhält: Je mehr sich die Menschen in ihren religiösen Anschauungen

Die arme Schwester Blandine ward wegen ihres Hanges zur Reinlichkeit in diesem Departement, in welchem der Präfekt Vorliebe am Schmutz fand, abgesetzt. Erinnere ich mich recht, so wurden selbst einige ehrliche Frauen, welche sich lobend über sie geäußert hatten, mit Gefängniß bestraft. [1])

Auch beim Gericht kommt derselbe Haß des Juden gegen Christum zum Vorschein. Schon früher sahen wir, daß sich die Juden alle erdenkliche Mühe gaben, den Eid More judaico von sich abzuwälzen; sie kämpften stets dagegen an, daß sie anders behandelt würden, als ihre Brüder die Franzosen, um, sobald sie ganz in die Gemeinschaft eingetreten wären, sofort überall Aergerniß und Anstoß zu erregen.

Zuerst weigerte sich ein Jude Moyse, den Eid auf's Crucifix zu leisten. [2])

Ein anderer Jude, Namens Lisbonne, [3]) der zur Zeit der Commune verurtheilt wurde, ahmte dies nach. Der Prä=

---

dem Judenthum nähern, desto schmutziger sind sie, je weiter sie sich von ihm entfernen desto sauberer werden sie.

Der Gestank und die Verpestung der Luft sind, seit Paris eine jüdische Stadt geworden ist, ein schlagender Beweis hierfür.

[1]) Jesaias Levaillant ward zum Direktor der Sicherheitspolizei, einem, bezüglich der Spionage wichtigen Posten, befördert, die Juden halten deshalb sehr darauf, daß einer der ihrigen ihn bekleidet. Schnerb war, wie bekannt, Levaillants Vorgänger.

[2]) Bei diesem Moyse, General=Rath des Seine=Departements und Senats=Candidaten, wohnte Louise Michel. Die Juden haben stets gern Fühlung mit solchen Personen, welche bei einer Revolution eine Rolle spielen.

[3]) Dieser Lisbonne, gleichzeitig Komödiant, Geschäftsmann und Oberst bei der Commune, ist ein für unsere Studien hochinteressanter Typus. Nachdem er ein Etablissement eröffnet hatte, wo die Kundschaft durch fromme Schwestern bedient werden sollte, gründete er ein Kaffeehaus, wo die Kellner in akademischer Uniform mit grünen Palmen gestickt, den Degen an der Seite, auftraten; dann eröffnete er die Auberge des reines (Königinnen Herberge) wo die Kellnerinnen im Kostüm historisch berühmter Herrscherinnen auftraten, die sich entweder durch Schönheit oder durch ihre Schicksale auszeichneten. Hier zeigt sich die Sucht des Juden alles Große der Vergangenheit zu besudeln, herunterzuziehen oder lächerlich zu machen. Er geht vor wie der Mistkäfer, um schließlich aus allem ein einträgliches Geschäft zu machen.

Im Grunde genommen gleicht Lisbonne einem in's Communardische

sident des Gerichtshofes — es ist dies charakteristisch für unsere Zustände — war sehr höflich gegen L. und sprach dem Widerspenstigen freundlich zu: „Ich bitte Herr Lisbonne, seien Sie doch nicht unduldsam gegen das Christusbild, was wir zu unserem Bedauern Ihren Blicken nicht entziehen können."

Mit Camille Dreyfuß gab es einen ähnlichen Auftritt. Jedermann weiß, auf welchem Mistbeet diese Giftpflanze des Ghetto erwachsen ist. Wegen Beleidigung eines Priesters bestraft, weil er sich obenein dessen in einem an die Wähler vom Gros Caillou gerichteten Rundschreiben rühmte, hat Dreyfuß nichtsdestoweniger durch Wilson einen Orden erhalten, dem er wenig Ehre macht.

Der widerwärtige Eindruck, welchen seine beleidigenden Aeußerungen gegen die christliche Religion vor Gericht hervorbrachten, schien ihn eher zu freuen, als zu demüthigen. Wenn ein Jude nur recht viel Aufsehen erregen kann, so ist es ihm gleich, ob sich dabei Sympathie für ihn oder Entrüstung gegen ihn kund giebt; ob traurige Berühmtheit oder edler Ruhm, das gilt ihm gleich; er zieht oft sogar die erstere vor, denn sie gewährt den Vortheil, daß jede unrühmliche Sache bei ihm eine Stätte zu finden weiß.

Man sehe sich einmal diesen Dreyfuß vom physiologischen Standpunkt aus näher an, wie er sich vor Gericht breit macht, Lafontaine würde sagen er bläht sich auf, oder mit einem Saint-Simon'schen Wort zu sprechen, er spreitzt sich; man sieht ihm das Behagen an, daß er öffentlich auftreten darf. Allgemein geht die Rede: „Dieser Dreyfuß, das wissen Sie doch, ist der Strohmann Wilson's bei dessen allgemein bekannten berüchtigen Unterhandlungen, es ist der Dreyfuß von der Gasgesellschaft. Hier ist Dreyfuß in seinem Element, er lächelt, die dünkelhafte Nervosität dieser Rasse, die für's Komödiantenthum geboren zu sein scheint, entfaltet sich bei solcher Gelegenheit in voller Blüthe.

In solchen Fällen zeigt sich so recht das, was man am richtigsten mit jüdisch-constitutioneller Lumpenwirth-

übersetzten Halevy, und Halevy ist ein akademisirter Lisbonne. Jeder von Beiden hat sich in seiner Art entwickelt, aber schließlich kommt es bei Beiden auf ein und dasselbe heraus.

schaft (goujatisme constitutionel) bezeichnet. Ein Christ ist zu einer derartigen Kundgebung unfähig.[1])

Man nehme dagegen einen vornehmen Mann, einen Bauer oder einen Arbeiter von ächt französischer Abstammung; trotz sonstiger Verschiedenheit, wird bei allen der angeborene, den Arier charakterisirende Zug hervortreten: zu einer großen Gemeinschaft zugehören, das Verlangen sein Recht zu behaupten, ohne jedoch das des Anderen zu schmälern. Nichts von alledem beim Juden; wo er irgend kann, macht er sich breit, sucht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und ist den Anderen im Wege.

Diese Wahrnehmung steigert sich durch die Wichtigmacherei überall da, wo es sich um jüdische Interessen handelt.[2])

Der Cassationshof verhandelte über die Frage der Eidesleistung und das Gesetz, welches mißfiel, ward geändert. „Wer wagt es die Gewissensfreiheit anzufechten?“ Nun, ich meinerseits fragte mich immer, worin besteht denn diese Gewissensfreiheit der Juden, welche der Gegenstand so großer

---

[1]) In Preußen, wo man weniger hartherzig als bei uns ist, kommen Eidesverweigerungen von Christen vor jüdischen Richtern vor. Ein Beispiel hiervon gab in Berlin ein Prediger Hapke.

Im Comitat von Agram in dem Städtchen Esseg folgte ein Bürger Namens Barholovic diesem Beispiel im Jahre 1883. Zu einer Strafe von 100 Gulden verurtheilt wegen Weigerung der Eidesleistung, appellirte er hiergegen und erreichte es, daß ihm der Eid durch einen katholischen Richter abgenommen wurde.

Wenn man in Frankreich ebenso verführe, würden die Herren Dreyfuß und Moyse bald auf ihre Einfälle verzichten.

[2]) Jeder Beamte, der irgend wie verdächtig erscheint auf Seiten der Geistlichkeit zu stehen, wird unerbittlich von den jüdischen Journalen angegriffen, während der Kriegsminister, Dank der Vorsorge der Alliance israëlite peinlich darauf achtet, daß jedem jüdischen, unter der Fahne stehenden Soldaten während der jüdischen Festtage Urlaub ertheilt werde, und das nennt man gleiches Recht für Alle.

Baudry d'Asson hat das durchschnittliche Jahreseinkommen der Geistlichen der verschiedenen Religionsgesellschaften zusammengestellt; diese Zusammenstellung ist lehrreich.

Das mittlere Jahreseinkommen	der katholischen Geistlichkeit	betr. 922	Franken
„ „ „	der mohamedanisch. Mufti's	„ 1600	„
„ „ „	der protestantischen Pfarrer	„ 2111	„
„ „ „	jüdischer Rabinner	„ 2522	„

Fürsorge ist? Ist sie denn ein fleckenloser Smaragd oder ein Demant? Das steht fest, daß sie anderer Natur zu sein scheint als die unserige. Die Katholiken, wie die religiösen Brüderschaften, haben grausamere Gewissensanfechtungen erduldet und konnten es nicht erreichen, daß ein Gerichtshof für sie eintrat, man hat letztere auf offener Straße festgenommen und kein Cassationshof hat sich mit ihnen beschäftigt; denn es waren ja Goym, Wesen, etwas mehr als Hunde, insofern sie mehr Steuern bezahlen, als jene.

Man weise mir in der Geschichte aller unterdrückten Völker eine einzige Rasse nach, die sich so wie die Juden über das allgemein gültige Recht gestellt hat.

Ueberall, wo der Angriff gegen die Religion einen besonders abstoßenden gehässigen Charakter angenommen hat, begegnet man sicher den deutschen Juden. Als Herold im Jahre 1869 als Candidat für das Abgeordnetenhaus auftrat, protestirte er vergeblich gegen die öffentliche Meinung, welche seine jüdische Abkunft errieth, denn sein Gesicht strafte ihn Lügen. Ohne Zweifel gehörte er jenen religionslosen eingeschmuggelten Juden an, aber der ganze Typus, wenn man ihn genau betrachtet, verräth die Abschwenkung dieses Sektirers, die ihm mit vielen anderen gemeinsam ist.

Unter diesem Gesichtspunkt ist Herold eine vorzügliche Probe. Sein Großvater kam als unbekannter deutscher Musiklehrer nach Paris, faßte hier ganz bescheiden Fuß und der Sohn componirte komische Opern. Die Freimaurer, welche aus mündlicher Ueberlieferung wissen, daß dieser Componist von ihrer Sippe ist, erklärten nun, daß man niemals so etwas Vorzügliches gehört habe als diese Musik, der Autor von Zampa weiß sich jedoch den Landessitten geschickt anzubequemen, so daß man ihm, nachdem er gestorben, mit christlichen Ehren von der Kirche Saint Louis d'Antin aus begräbt.

Der Enkel erklärt hierauf, obgleich nie zum Protestantismus übergetreten, er sei Protestant. Als er es für günstig erachtet, sprießt der jüdische Haß von Neuem empor und der Sohn des liebenswürdigen Musikers wird ein Rasender, er beschimpft, wie Jedermann weiß, die religiösen Schwestern, läßt die Crucifixe auf den Schutt werfen, umgiebt sich mit

Juden, nimmt einen Juden Namens Lyon, welcher vor Freude über jeden den Christen angethanen Schimpf mit den Füßen stampft, zu seinem Cabinetschef, und stirbt, schließlich Denen Ekel erregend, deren niedrige Neigungen er schmeichelte.

Diese Wiederspiegelung des Urväterthums (phènomène d'atavisme) oder deutlicher ausgedrückt die Rückkehr zum Urtypus, welche nach dem gewöhnlichen Naturgesetz zwei, manchmal drei Generationen überspringt, hat einen physischen und moralischen Zusammenhang, und wird selbst durch die Aehnlichkeit der Physiognomie bezeugt.

Der Componist der Zampa erscheint im Porträt melancholisch aber sonst nicht unangenehm.

Mit seiner goldnen Brille, dem natterartigen Untertheil des Gesichts (ganz wie bei seinem Sohn) sieht er aus wie ein Frankfurter Geldwechsler, aber der träumerische fast leidende und traurige Gesichtsausdruck verleiht den listigen Augen einen gewissen Reiz. Namentlich drückt dies die schöne Lithographie von L. Dupré aus, (Dupré seinem Freunde Herold heißt die Widmung), welche den Musiker in Mitten seiner Partituren darstellt, die rechte Hand auf die Claviertasten gelegt. Das Bild von Cäcilie Brand hebt mehr den deutschen Gesichtszug hervor.

Wer kennt nicht das unheimliche Gesicht des Präfekten Herold mit seinen triefenden, mit Blutadern durchzogenen Augen, mit den stark hervorragenden Backenknochen, den schmalen Lippen und dem scheußlichen offen stehenden Munde? Während die Physiognomie des Schöpfers gefälliger, leichter Melodien angehaucht von der Pariser Atmosphäre sanft und veredelt erscheint, kehrt sich in dem Sohn plötzlich die Erscheinung des deutschen Juden wieder heraus, eines jener Juden, wie man sie auf alten Bildern sieht, stets unruhig, voller Angst überfallen und zwischen zwei Hunden gehenkt zu werden, weil er kleinen Kindern nachspürte, um sie bei einer religiösen Ceremonie zu erwürgen.

Wird uns Schriftstellern eine ins Einzelne gehende Darstellung solcher Typen oft recht schwer, so muß man sich vergegenwärtigen, daß damit eine Art von Lösegeld gezahlt wird, für die hocherhebenden und reinen Genüsse, welche das sich Ver-

tiefen in die Anschauung geistiger Blüthen eines Vauvenargue, Jaubert, Chénier, Maurice de Guérin gewährt, die uns empfindungsvolle und wiederum gewaltige Gestalten vorführen, von denen so manche sonst ungekannt im großen Gewühl der Welt spurlos verschwinden würde.

Das gewaltige Gesetz der Erblichkeit der Sünde ist wahrhaft erschütternd, denn leider giebt es menschliche Wesen, die außer der von dem ersten Menschenpaar angeerbten uns allen gemeinsamen Sünde, noch unter einer besonderen Last seufzen, welche Bourdaloue „die zweite Erbsünde“ genannt hat.

Bei gewissen Individuen, wie z. B. Lockroy, scheint neben dem jüdischen Typus noch die Abstammung von den blutigen Jacobinern von 1793 eingeprägt zu sein und bildet ein eigenthümliches Gemisch.

Der Abgeordnete für das Seine-Departement, der unversöhnliche Feind aller Brüder christlicher Doktrin, ist der Sohn eines italienischen Juden Simon, nach Vapereau aus Turin gebürtig und stammt von Jullien de la Drôme ab, welcher eine so traurige Rolle in der Revolution gespielt hat. Er selbst hat in einem bei Calman Lévy unter dem Titel Journal d'une bourgeoise pendant la Révolution erschienenen Buche Aufzeichnungen seiner eigenen Großmutter veröffentlicht, dessen Inhalt so abscheulich ist, daß er es für gerathen hielt, den vollen Namen der Verfasserin durch die Anfangsbuchstaben zu ersetzen. Diese Bürgerin muß eine von Haß und Rache erfüllte Seele besessen haben, die Art und Weise wie diese Megäre allen den scheußlichen Verbrechen, die damals begangen wurden, förmlich zujauchzte, z. B. der Niedermetzlung von Greisen in den Gefängnissen, und den Akten der Volksjustiz, deuten auf eine blutlechzende Anbeterin der Guillotine hin. Sicherlich schlecht erzogen und häßlich, war sie von tiefstem Haß gegen jene Königin erfüllt, die durch ihren Liebreiz und ihre feine Sitten mehr noch als durch ihren hohen Rang in Versailles den ersten Platz einnahm. Jedem edlen Gefühl war jene Bürgerin verschlossen, sie griff gewissermaßen noch den Schandthaten Herberts vor; als die unglückliche Königin bereits im Temple saß, verhöhnte sie jene christliche Mutter, die in den letzten Augenblicken ihres

Lebens, ehe sie das Schaffot bestieg, noch in der Conciergerie die Ihrigen der Milde ihrer Mörder empfahl; sie gab ihr den Namen einer Medicis, und behauptete, die Königin habe ihren Sohn in Gegenwart seiner Wächter Verse hersagen lassen, deren letzte Strophe

Verachte dieses Volks aufrührerische schwarze Tücken,
Als Rächer mögst in's Herz dereinst den Dolch ihm drücken.

gelautet habe. [1])

Sie wußte genau, daß sie log, das rührte sie jedoch nicht; mit solchen Lügen ließ man Köpfe herunterschlagen. Solche Naturen weiden sich noch am Todeskampfe ihrer Opfer; kann die Hyäne kein Blut schlürfen, so will sie es wenigsten riechen.

An einem Oktobermorgen findet sich an einem Fenster der rue St. Honoré ein Künstler mit Feder und Papier in der Hand ein, an seiner Seite ein lachendes schauerlich kokettirendes Weib; plötzlich überfliegt ein Freudestrahl ihr Antlitz, es wird in der Volksmenge eine Bewegung sichtbar, ein Karren erscheint, und auf ihm sitzt die einstige Königin von Frankreich. Unsere Furie kann eine verächtliche Geberde nicht unterdrücken. Marie Antoinette erscheint in fast noch würdevollerer Hoheit wie einst in Versailles. Zwar zusammengebrochen unter der Last der Gemüthsaufregungen und der Schmerzensbürde, welche menschliche Kräfte übersteigt, bewahrt sie dennoch jene heroische Ruhe bis der letzte Augenblick ihres langen Todeskampfes naht und ruft dem Henker mit fester Stimme zu „beeile Dich!“

Jener Künstler war David, das Weib war eine Frau Jullien. [2]) Der Vater dieser liebenswürdigen Tochter stimmte,

---

[1]) Journal d'une bourgeoise de Paris pendant la Révolution (pag. 181).

„Vergiß niemals mein Sohn die letzten Worte deines Vaters, die ich dir wiederhole: Räche niemals unseren Tod“. (Testament der Königin Marie Antoinette).

[2]) Das hier gezeichnete Bild befindet sich in der Sammlung von Hennin in der Nationalbibliothek. Man liest von der Hand Hennin's auf dem Blatte: „Bild Marie Antoinette's, Königin von Frankreich, auf dem Wege zur Richtstätte, gezeichnet von David, Zuschauer bei jener Scene, der er in Gegenwart der Bürgerin Jullien, Frau des Volkspräsentanten Jullien beiwohnte. Die Copie des Originals befindet sich in der Sammlung Soulavie.

von derselben aufgereizt, für den Tod Ludwig des XVI., den er stets gehaßt, „weil seine Menschenwürde der Stimme der Gerechtigkeit Gehör verschaffte, welche ihm gebot, für dessen Tod zu stimmen.“ Vom Sohn galt das Wort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Man denke an die mit der Würde des Proconsulats bekleidet gewesenen Gilles und Abadie zurück und man hat die rechte Vorstellung von dem Sohne jener Jullien. Das Dictionnaire biographique des hommes marquant la fin du XVIII. siècle weiß nicht lebhaft genug dessen überschwänglichen Fanatismus, seine Leidenschaft für Hinrichtungen, seine Götzenverehrung der Guillotine zu schildern, die er „das Fegefeuer der Royalisten“ nannte. Im Alter von 19 Jahren schon ward er an Stelle von Tallien und Ysabeau, welche man für zu wenig eifrig hielt, nach Bordeaux gesandt und der wilde Gesell entsprach ganz den Wünschen des „Comité du Salut public.“ Prudhomme erzählt, daß er eines Tages in einer Volksversammlung ausgerufen habe, „so wie die Milch einst die erste Nahrung unserer Greise gewesen ist, so soll Blut die Nahrung unserer Freiheitskinder sein, deren Lagerstätten Leichen sein werden.“ [1])

Die Briefe dieses blutdürstigen Knaben, welcher den Beinamen von Robespierre's grünnasigem Spion führte, sind in den bei letzterem beschlagnahmten Papieren aufgefunden worden. Einige derselben sind wahre Meisterstücke einer frühreifen Verruchtheit. Gleichzeitig war dieser Tiger ein Spion, er denunzirte wo er konnte, Bordeaux nannte er eine „Brutstätte des Schachers und des Egoismus, er verrieth Ysabeau, von dem er sagte: „er esse Weißbrot, während sich das Volk

---

[1]) Charles Vatel theilt in seinem Buch: Charlotte Corday et les Girondins mit, daß dieser liebenswürdige junge Mann Fleischerhunde auf die Geächteten hetzte und sie wie wilde Thiere behandelte. Joseph Despaze, der Dichter von Bordeaux, schilderte dies in seinen Quatre Satires ou la fin du XVIII siècle:

Der zwanzigjährige Jullien, dieser blut'ge Volkesächter,
Hetzt in Bordeaux auf seine Opfer wüth'ge Schlächter;
Mord ist ihm Wollust, jeder Kopf der fiel
Ist für dies Kinderscheusal Puppenspiel.

von Bohnen nähre", er klagte selbst Carrier an: „derselbe lebe in einem Serail von unverschämten Sultaninnen und Schleppenträgern, die als Eunuchen dienten, umgeben." Dabei war er selbst verschwenderisch. Er begehrte Unterstützung für das Theater zu Bordeaux und wollte das Volksleben durch Aufführung von Ballets neu gestalten: „Da ich den Nutzen solcher Feste für unberechenbar groß halte, hielt ich es für ersprießlich, sie für das Theater in Frankreich in Vorschlag zu bringen und habe ein solch' patriotisches Ballet arrangirt unter dem Titel: „Liebes-Verhältnisse der Bürgerinnen."

Bezüglich der Familie steht Lockroy auf dem gleichen schlüpfrigen Standpunkt. Nachdem er an der Seite Wolff's die Schule der kleinen Journale durchgemacht hatte, ist er an's Theater Déjazet gekommen, um schließlich die politische Bühne zu zieren. Er ist hier so zu sagen der Verfolgungssüchtige à la „Vaudeville" geworden. So wie Saint-Simon von Pussort sagte: „er sähe aus wie eine geärgerte Katze", so gleicht Lockroy, wenn es ihm gelang die Aufmerksamkeit auf seine Person zu lenken, einer Katze, die sich freute ihren Schmutz in eine Kohlenpfanne gelegt zu haben. Sein Auge hat den Ausdruck, wie man ihn bei einem bekannten, banalen Mützenspiel (jeu de bonneteau), wo die Schläger im Kreise um den Geprügelten stehen, wahrnehmen kann; er zeigt jene Unruhe des Kleiderjuden (camelot), der die Vorübergehenden anspricht und dabei unaufhörlich auf der Lauer steht, mit dem gleichzeitig aufmerksamen, dabei aber verschmitzten und boshaften Gesichtsausdruck.

Daß er boshaft ist, hat er zur Zeit der Commune bewiesen. Seine damalige Haltung in Paris war ihm selbst sehr peinlich. Während er die Handlungen der Insurgenten-Regierung heimlich billigte, vermied er es schlauerweise sich öffentlich an dieser Bewegung, deren baldiges Ende er voraussah, zu betheiligen und wußte sein ganzes Verhalten viel geschickter einzurichten, als der unter den Schlitten gerathene Zuave. Er benutzte sehr geschickt die Zeitumstände und unternahm einen ländlichen Spaziergang, um zu sehen, ob in Clamart der Frieden blühe; seine gefälligen Freunde

ließen ihn dort durch eine Patrouille abfassen und setzten ihn, als die Comödie der Commune vorüber war, wieder in Freiheit.

Das biedere Volk war überzeugt, daß dieser Edle sich für sie geopfert habe und gesellte ihn seit jener Zeit der Zahl der tüchtigen Männer zu, die man Republikaner erster Güte nennt.

So figurirte denn dieser Possenreißer bei den letzten Wahlen auf allen Wählerlisten und ist jetzt Handelsminister!

Das größte Verdienst Lockroy's nächst der Freimaurerei ist, daß er sich in die Familie Victor Hugo's einzuführen verstand und hier den Aufpasser spielte, damit jener große, ehemals christliche Dichter nicht wieder zu Christum zurückkehre und das hat er trefflich durchgeführt. Man kannte die Liebe des Alten zu seinen Enkelkindern. Wie schmerzlich muß es für den Dichter gewesen sein, diesen Spatz im Adlernest zu erblicken. Wer könnte ganz den verächtlichen Zug schildern, der sich oft auf dem Antlitz des greisen gegen Juden so gütigen Greises zeigte, welche Blicke er dem unverwüstlich in seiner Rolle als Ammenvater gleichzeitig anmaßlichen und zudringlichen Lockroy zuwarf? In demselben widerspiegelte sich der ganze Abscheu des Dichters gegen ein so gemeines Dasein

Und was ging beim Tode Victor Hugos vor? Man wird es schwerlich jemals genau erfahren. Die letzten Stunden dieses Geistesfürsten bleiben von demselben Dunkel umgeben, wie es die jenes Trägers der göttlichen Gerechtigkeit waren.

Das berühmte, noch vor dem Leichenbegängniß veröffentlichte Testament Victor Hugo's scheint nicht von seiner Hand herzurühren.

Der Privatsekretär Ludwig XIV. war Toussaint Rose, der Präsident des Rechnungshofes. Rose, Mitglied der Akademie und Nachfolger des schweigsamen Conrart, schrieb genau wie der König und fertigte die Briefe, welche des Königs Unterschrift trugen. Das gleiche Amt bei Victor Hugo hatte Lesclide und Jedermann weiß, daß eigenhändige Schriftzüge des Dichters aus seinen letzten Lebensjahren zu den größten

Seltenheiten gehörten. Victor Hugo hätte seiner ihn voll in Anspruch nehmenden Aufgabe nicht genügen können, wenn er noch 50 Briefe täglich selbst hätte schreiben sollen, um den Leuten zu versichern, „daß sie sein Wort besäßen und daß er ihnen aufrichtig die Hand drücke.“

Dieser Lesclide ward von Lokroy als Beobachter aufgestellt; derselbe war ein Jude aus Bordeaux, einer von der lustigen Art, die beim Mittagessen tapfer zechen, sonst aber nicht unangenehm sind.

In solcher Umgebung war Victor Hugo so zu sagen die freie Meinungsäußerung abgeschnitten. Ich habe die moralische Ueberzeugung, daß der Dichter beim Herannahen seiner Sterbestunde nach einem Priester verlangt hat und es sind äußerliche Anzeichen vorhanden diese Meinung zu unterstützen. Vulpian hat es öffentlich behauptet; allerdings hat er es später schriftlich widerrufen, aber dieser Widerruf trägt den Stempel der Unwahrheit, weil der Furcht. Auf alle Fälle steht fest, daß der Brief voller christlicher Liebe, den der Erzbischof von Paris an den Kranken gerichtet hat, nicht in seine Hände gelangt ist.

Man muß nur genau auf den Ton achten, den solche Leute in solchen Fragen anschlagen. Ich würde es ganz natürlich finden, wenn ein Israelit in seiner Todesstunde einen Rabbiner zu seiner Tröstung kommen ließe, ich würde selbst, wenn er mich darum bäte, ihm denselben und wenn es darauf ankäme auf meine Kosten, holen. Wissen Sie nun, wie Germain Sée hierüber denkt? „Mein lieber Freund,“ schrieb er an seinen Gevatter Lockroy, „in der Zeitschrift le Monde werden Sie von der Ungeheuerlichkeit gelesen haben, der Dichter habe das Verlangen geäußert einem Priester zu beichten.“

Nun frage ich, was daran ungeheuerliches sein soll, wenn ein Mann, der seine höchste Begeisterung aus der christlichen Religion geschöpft hat, der Jesum, die Kirche und das Gebet in unsterblichen Versen verherrlicht hat, bevor er diese Erde verläßt einen Diener des Gottes, der der seinige ist, verlangt!

Aber die Unverschämtheit Lockroy's geht noch viel weiter.

Die Redakteure des Journals le Monde, von dem innigen Verlangen beseelt, die Seele des Dichters in der Sterbestunde christlich getröstet zu wissen, erbaten in schlichter und höflicher Weise eine Auskunft darüber, ob Victor Hugo nach einem Priester verlangt habe. Die Antwort Lockroy's begann mit den Worten: „Die seltsamen Käuze, welche ein religiöses Blatt le Monde redigiren" u. s. w. So leitete Lockroy diese Antwort ein.

Lockroy weiß allerdings sehr genau, weshalb er so schreibt. Er gehört ja zu denen, die oft im Leben gezüchtigt wurden und solche Züchtigung stets geduldig ertrugen. Schon in frühester Jugend hat er demüthigende Lehrjahre durchgemacht, als sein Vater gegen kärglichen Lohn seine Kunststücke auf dem Seil machte oder seinen Rücken herlieh, um die Menge auf der Bühne zu amüsiren. So rechtfertigt er also was Montaigne in seiner bilderreichen Sprache von der Macht der Gewohnheit sagt: „Derjenige scheint mir die Macht der Gewohnheit richtig begriffen zu haben, welcher die Geschichte von jener Bauersfrau erdachte, die ein Kalb seit seiner Geburt auf ihren Armen trug und es liebkoste und die sich daran so sehr gewöhnt hatte, daß sie es, als es nachgerade ein ausgewachsener Ochse geworden war, noch immer nicht von sich lassen wollte."

Lockroy rächte sich also an den katholischen Journalisten. Es giebt alte päpstliche Zuavenoffiziere, vor denen Lockroy ihrer auf den Schlachtfeldern bewiesenen Tapferkeit gegenüber unter den Tisch kriechen würde, aber das Verbot der Kirche, sich zu rächen, gestattet Jenem, sie ungehindert zu beschimpfen.

Lockroy's Spießgesellen ziehen hieraus ihre sehr falschen Schlußfolgerungen. Dafür führe ich als Beispiel Stanislaus Meunier an. Ich las Aufsätze von ihm, in denen zwischen gotteslästerlichen Reden so zündende, originelle Worte vorkommen, daß dadurch in unverblümter Weise unser durch die Revolution in Frankreich geschaffenes soziales Elend geschildert wird.

Meunier begreift übrigens auf den ersten Blick, wen er angreift.

Lockroy wäre sofort davon gelaufen, wie im Juli 1885 im Konzertsaal der Rue de Lyon, als einige Wähler, welche nicht so einfältig wie die meisten waren, seine „marktschreierischen" Reden mit Hohngelächter beantworteten...

Paul Bert, mit seiner ans fabelhafte grenzenden Habsucht und den unergründlichen, unverständlichen Schwenkungen in der Verwaltung des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts ist von derselben Gattung. Sicher ist er der erste Großmeister der Universität, der dies Amt mit der Geldfrage verquickt hat, und dadurch Zeugniß für seine Rasse ablegt. Wenn in der That, wie Lorédan Larcher behauptet hat, Bert ein ursprünglich deutscher Name ist, so sind die Vornamen der Großväter dieses Kirchenverächters: Isidor Bert und Simon Boyer doch sicherlich jüdische.

Wie bekannt war Simon Boyer beim Jakobiner-Collegium zu Auxerres Pedell (fesseur). Da sein Amt ihn hauptsächlich auf die Kehrseite der Menschen verwies, war es sonach kein Wunder, daß ihn das Sansculottenthum anheimelte.

Der Almanach administratif, historique et statistique de l'Yonne (1861) sagt: Er hatte das Amt, an den Eleven, unter denen sich Einzelne bis zum Alter von 20 Jahren befanden, die ihnen zudiktirten körperlichen Strafen auf einem gewissen Körpertheil auszuführen. Jede solche Bestrafung brachte ihm 12 Sous ein und auch in der Stadt vollzog er dieses rührende Geschäft. Unstreitig muß seine Einnahme eine sehr bedeutende gewesen sein, denn er kaufte ein Grundstück, welches demjenigen der Jakobiner an Umfang gleichkam. Eines Tages brachte der Chirurg Roux in Auxerres seinen Sohn, welcher in der Klasse des Herrn Amé saß, zu Boyer, damit er an demselben jene Züchtigung vollziehe und gab der Vater, ehe der Sohn niederkniete, die üblichen 12 Sous dem Sohn, der sie weinend dem Auspeitscher überreichte. Dieser Schüler war der später berühmte Chirurg Roux, welcher Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde.

Den bedeutenden Ausgaben nach zu urtheilen, welche, wie an genannter Stelle mitgetheilt wird, jener Zelot der Disziplin in der Revolutionszeit gemacht hat, muß man annehmen, daß, dem bekannten Sprichwort entsprechend, „wen man liebt, den züchtigt man", die Zahl der Geprügelten in Auxerres damals sehr groß gewesen sein muß. Doch wer weiß, ob die Angabe richtig, da ja in jener merkwürdigen

Zeit alles aus Rand und Band war. Hat man es doch in manchen Gemeinden, welche sich bedroht sahen, ihres Eigenthums beraubt zu werden, damals erlebt, daß Leute, die sich das öffentliche Vertrauen zu erschleichen wußten, und denen man die für den Rückkauf versteigerter Grundstücke nothwendigen Mittel übergab, jenes in sie gesetzte Vertrauen mißbrauchend, die Grundstücke für sich selbst erstanden und hartnäckig den ihnen gewordenen Auftrag bestritten. [1])

Bert scheint übrigens mit der Synagoge gebrochen zu haben und debütirt nun für den atheistischen Papst, doch auch hier erscheint er kontraktbrüchig, selbstverständlich im Interesse der Juden. Schon im Jahre 1848 hat ein deutscher Jude im Parlament den Papst der Atheisten erfunden und Paul Bert, dem es darauf nicht ankommt, hat diese Erfindung zur seinigen gemacht.

Ich selbst habe diesen Menschen als Lügner auf der That ertappt.

In der zweiten Ausgabe seines Manuel, Seite 156, Zeile 14 und Folge liest man: „Ludwig XIV. hat in seinem Testament gesagt, ich bin Gottes Statthalter, denn Leben und Eigenthum meines Volkes sind mein. Was ich beschließe, dazu begeistert mich Gott.“

Ich war, als ich dies las, erstaunt, doch da die Stelle in Kursivschrift und zwischen Anführungszeichen abgedruckt war, so hielt ich sie für authentisch und hätte mich auch, würde sie von irgend einem Anderen citirt worden sein, dabei beruhigt, aber Paul Bert darf man selbst auf sein Wort nicht trauen. Ich schlug daher das Testament Ludwig XIV. auf und fand, daß Paul Bert einfach gelogen hatte. [2])

Nun ist aber das Testament Ludwig XIV. ein allbekanntes historisches Aktenstück. Die vom Gerichtssekretär des

---

[1]) In dieser Beziehung verweisen wir auf die lebendige und humoristische Schilderung von R. P. Clair betitelt: Grippard, histoire d'un bien de moines. Ferner vergleiche man die Revue de la Révolution vom 5. Juni 1884.

[2]) Ungeachtet dieser Dreistigkeit ward er dennoch genöthigt, diese Lüge in den nächsten Auflagen zu streichen. Ich halte für Jeden, der es wünscht, den Band zur Einsicht bereit.

Parlaments gefertigte authentische, Wort für Wort und Zeile für Zeile mit dem Original übereinstimmende Abschrift ist im Staats-Archiv unter K. 187. No. 1. 6⁰ vorhanden, wenigstens 20 mal abgedruckt, so auch in der von Grimord veranstalteten Ausgabe der Oeuvres de Louis XIV., sowie in dem Journal des Anthoine, wozu mir Victor Sardou bereitwilligst das Manuskript lieferte.

Zeugt es nun nicht von niedriger Gesinnung und charakterisirt es nicht den Menschen und unsere Zeit, daß dieser Minister des öffentlichen Unterrichts einen Text fälscht, und so die Kinder anleitet, das Andenken eines großen Königs zu entwürdigen? Gott sei Dank ist keiner der armen religiösen Brüder, die er täglich verläumdet und beschimpft, solcher Gemeinheit fähig.

Der ganze Geist dieses Testaments steht in vollstem Widerspruch zu der angeführten Stelle, die außerdem gar nicht der Redeweise jener Zeit entspricht.

Ludwig XIV. spricht gleich im Eingang jenes Testaments sein tiefes Bedauern aus, daß er seinem Volke durch seine Kriege so großes Unglück auferlegt habe. „Da durch Gottes unendliche Barmherzigkeit", so fährt er fort, „der Krieg, welcher mehrere Jahre hindurch in unserem Reiche gewüthet hat, nebst den davon unzertrennlichen Ereignissen und ungerechten Anfechtungen, glücklich beendet ist, so wünschen wir jetzt von ganzem Herzen nichts sehnlicher, als daß wir unserm Volke allen den Beistand schenken können, dessen es während der Kriege nicht theilhaftig werden konnte und in den Stand gesetzt werden, lange Zeit die Früchte des Friedens und das Fernhalten alles dessen, was seine Ruhe stören könnte, ihm zu verschaffen."

Am Schlusse sagt der König, „er habe stets das Wohl des Staates und der Unterthanen im Auge gehabt, bitte Gott, daß er seine Nachkommen segne und ihm für den Rest eines Lebens noch hilfreich sei, Gutes zu thun, damit er das, was er gesündigt, wieder gut machen, und Gottes Barmherzigkeit theilhaftig werden möge."

Wer erinnert sich nicht der ergreifenden Szene, wie Ludwig XIV. auf seinem Todtenbette vor einem Kinde seine

begangenen großen Fehler beichtete und welch' edle Worte Frau von Ventadour an der Wiege des jungen Ludwig XV. widmete.

Und nun zwängt man den Eltern solche lügenhaften Bücher zum Gebrauch der Jugend auf!

Dies verläumderische Handbuch ist durch und durch jüdischer Natur. Die Verleger desselben, Picard Bernheim sind Juden und wurden bei der Verbreitung desselben von dem zweifachen Verlangen getrieben, Geld zu verdienen und die Saat des Bösen zu säen.

Alle Bücher, welche vom Ministerium genehmigt werden, und den Zweck verfolgen, den Geist religiöser Zucht in der Jugend zu zerstören, sind von Juden geschrieben.

Ein Jude ist jener Giedroye, welcher, wie die Archives israëlites es anzeigten, jenes seltsame Buch: la Gerbe de l'Écolier (Schülergarbe) verfaßt hat, in welchem der Name Gottes aus allen angeführten Stellen classischer Autoren ausgemerzt ist.

Geringes Gift wirkt stärker mit der Zeit,
Wenn Gott der Herr das Leben ihm verleiht.

So sprach La Fontaine.

Geringes Gift wirkt stärker mit der Zeit,
Wenn es am Leben bleibet und gedeiht.

So drückt es Giedroye aus und gehorcht dem Instinkt seiner Rasse, indem er Meisterschriftsteller verstümmelt und entehrt, die Frankreich zu einer Zeit hervorgebracht, wo gottlob noch keine Juden bei uns Aufnahme gefunden hatten.

Dieser Gotteshaß wird zur fixen Idee. So sehen wir im Februar 1885 Camille Dreyfuß im Stadtrath einen lächerlichen Vorschlag aufs Tapet bringen.

Er wünscht Victor Hugo's Bücher aus den Schulen entfernt zu sehen, weil vom Namen Gottes und vom Gebet darin die Rede sei, denn man fände Verse wie den nachstehenden:

Gebt, Reiche, gebt; Almosen ist Gebet . . .
Gebt, daß es an den Euren Gott vergelte . . .

Der Stadtrath stimmt dem Juden bei und es wird eine genaue und strenge Durchsicht der Werke Hugo's vorgeschlagen.

Im März 1885 klagt ein deutscher Jude Namens Lyon einen Lehrer aus Chaptal, Namens Pelissier, der dort sich allgemeiner Achtung erfreut, beim Stadtrath an. Worin bestand sein Vergehen? Nicht etwa, daß er die Neutralität der Schule angegriffen und seine Ansichten den Schülern aufgedrängt hätte, nein, er hatte einfach von seinem persönlichen Recht Gebrauch gemacht, indem er ein Buch veröffentlichte unter dem Titel: les leçons de l'antiquité chrétienne, ein Buch voll der edelsten Lehren und der beredtesten Hinweisungen, welches von der Akademie mit dem Preise Montyon gekrönt ward. Der Verfasser wies darin den sittlich machenden, fruchttragenden Einfluß des Christenthums nach. Der über solche Kühnheit entrüstete Jude Lyon-Allemand setzte es durch, daß Pelissier nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit plötzlich aus dem Amte entlassen ward.

Ein deutscher Jude Namens Ollendorff, aus Rawicz in der Provinz Posen stammend, Sekretär bei Ferry, ein Mensch, den man nicht erst zu ermuthigen brauchte, Böses zu thun, reizt öffentlich gegen Jesum Christum auf. [1])

Quilly, ein abtrünniger Mönch, der seine Seele an Paul Bert verkauft hat, dessen geringer theologischer Kenntnisse sich dieser bediente, damit ihm dieser Uebelthäter Material zur Verunglimpfung der Kirche liefere, ist ein Werkzeug der Juden und hat eine deutsche Jüdin, Salomé Brandt, geheirathet.

Der ganze höhere Schulunterricht wird in einigen Jahren ganz unter jüdischer Leitung stehen. An den Universitäten finden wir in der Philologie als zweiten Direktor Henri Weil; vergleichende Grammatik: Studiendirektor Michel Bréal; Zendsprache: zweiter Direktor James Darmstäter; semitische

---

[1]) So wie Lockroy in's Ministerium trat, beeilte er sich diesen Juden zum Cabinetschef des Ministers und zum Direktor der persönlichen Angelegenheiten zu ernennen.

Sprache: Studiendirektor Joseph Derenburg; arabische Sprache: Hartwig Derenburg; ethiopische und himyaritische Sprache: Joseph Halévy; Philologie und assyrische Alterthümer: Julius Oppert.

Unter den Hauptanführern des gegen unser Vaterland unternommenen Zerstörungswerkes muß dem deutschen Juden Michel Bréal ein hervorragender Platz eingeräumt werden.

Dieser hat es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, die schöne Litteratur des alten Frankreich, die humaniores litterae, welche den Menschen erheben und bilden, anzugreifen und zu verfolgen.

Er wurde das Werkzeug, dessen der Jude bedurfte, um, wie wir dies so vielfach in diesem Buch besprachen, alles herunterzuziehen und gleich zu machen.

Dank den deutschen pädagogischen Methoden, führte Bréal diese in Frankreich ein, welche geeignet sind, die armen Köpfe der Kinder mit tausenderlei Unzusammenhängendem vollzustopfen, so daß die Abiturienten häufig nicht mehr die Orthographie inne hatten.

Alle Fakultäten stimmen in ihren Berichten über diesen bedauernswerthen Verfall überein. Ein auf diesem Gebiet des Unterrichts wohlbewanderter Mann, Albert Duruy, hat hierüber ein bemerkenswerthes Urtheil[1]) abgegeben, indem er das Bestreben beleuchtet, den französischen Geist umzuformen und unserer Jugend eine dem Genius der Nationalität widerstrebende Erziehung zu geben.

Sehr richtig sagte er: hier bewegt uns nicht eine einfache pädagogische Frage, nicht der unaufhörliche, stets wieder entbrennende Streit zwischen dem Alten und dem Neuen, hier steht die Verdunkelung des klaren, französischen Geistes in Aussicht, es handelt sich um eine ganze trübseelig in Schmerz und Thränen unter dem Getümmel einer Niederlage aufgewachsene Generation, der man den Blick auf den Himmel und die Aussicht auf Ruhm genommen hat, es betrifft unsere Kinder, welche man ermattet und niederdrückt; unserm zerstückelten, entmuthigten und noch tief bewegten Vaterlande will man die Last neuer Lehrmethoden, fremder Kulturen aufbürden. Darin liegt die wahre Gefahr der neuen Unterrichtsprogramme. Den ihnen anhaftenden Mängeln wird noch derjenige hinzugefügt, daß sie unserer Rasse unsympathisch sind, sie entstam-

1) Revue des deux mondes vom 15. Februar 1884.

men eben nicht dem gallischen, dem für uns heiligen Boden, sie sind jenseits der Berge entstanden.

Von Osten kommend, vervollständigen sie und setzen gewissermaaßen den fremden Einbruch in unser Land weiter fort.

Aller Orten finden wir stets dabei den Juden sich direkt oder indirekt an allem betheiligen was geeignet ist, unsere Religion zu zerstören. Die Ehescheidung ist ein jüdisches Gesetz, der Jude Naquet hat sie in unsere Gesetzgebung hineingeschmuggelt. Unsere feierlichen Ceremonien bei Leichenbegängnissen stören den Juden, ein jüdischer Ingenieur, Namens Salomon, steht an der Spitze jener Gesellschaft, die das obligatorische der Leichenverbrennung anstrebt.

Die Errichtung von Staatsschulen für Mädchen mit Ausschluß des religiösen Unterrichts geht von einem Juden, Camille Sée, aus.

Selbst wenig glaubenseifrige Franzosen sagten diesem Menschen: „Sie wollen den jungen Mädchen eine feinere Bildung, eine sorgfältigere Erziehung behufs ihrer zukünftigen Stellung in der Gesellschaft geben. Musik und was es sonst an künstlerischen Annehmlichkeiten giebt, sollen sie lernen, weil sie wissen, wie schwer Privatstunden außer dem Hause zu ermöglichen sind. Bedenken Sie auch wohl wie viel schwerer Sie dadurch solchen Kindern von Beamten, alten Soldaten oder kleinen Bürgersleuten die Zukunft machen, wenn ihnen ihre Armuth, als geringer Gebildete, fühlbarer wird und wenn sie dadurch mehr als bisher den Versuchungen und der Schande ausgesetzt sind. Weshalb raubt man ihnen noch obenein jenen Glauben, der, in's Herz gepflanzt, sie im Leben tröstet, der ihnen das Ideal ist was sie erhebt, und vor dem Fall bewahrt?"

Jener aber lachte dazu in unverschämter und läppischer Weise, so daß dies denn doch seinen Wählern in St. Denis mißfiel. Schließlich rückte er denn mit seinen Hintergedanken heraus. Bedürfen denn diese über Nacht reich gewordenen Banquiers, diese von der Civilisation beleckten Juden nicht Frauen zur linken Hand, welche sie belustigen, sogenannte Klipoth's (nicht jüdische Mädchen), gut genug dazu, den jüdischen Hypochonder zu erheitern, gleichsam wie David den wahnsinnigen Saul mit seinem Harfenspiel beruhigte.

Steuerfutter, Vergnügungsfutter und Kanonenfutter, das ist die Bestimmung des Christen, seiner Töchter und seiner Söhne. Deshalb könnte man an den Giebeln jener Staatsschulen für Mädchen anschreiben: Oeffentliche Mädchen-Schulen, denn aus ihnen werden sehr viele Unglückliche hervorgehen, zu wenig religiös für einen einfachen ehrenhaften Haushalt und zu gebildet, um sich in die elenden Aussichten hineinzufinden, welche heut zu Tage sich den Frauen in unseren zerrütteten geselligen Verhältnissen bieten. . . .

Im Écho de Paris, einer dem Juden Valentin Simon zugehörigen Zeitung, entwarf ein ehemaliger Soldat aus der Zeit der Commune, Namens Ednund Lepelletier, ein sehr lehrreiches Bild von jenen unglücklichen Klipoth's, in dem er ausführte, daß von 50000 jungen Mädchen, die sich innerhalb eines Jahres zum Examen als Lehrerinnen gemeldet, etwa 300 angenommen worden seien; das Faktum spricht in seiner nackt realistischen Form deutlich genug.

Auf jede ausgeschriebene Stelle stürzen jene Unglücklichen haufenweise zu. Dreitausend solcher Stellen sind letztes Jahr vakant geworden. Man wird sagen, das ist viel. Was beginnen die nicht angenommenen 47 000 Erzieherinnen und Lehrerinnen ohne Stelle, wobei ich die durch's Examen gefallenen nicht mitzähle?

Wo werden wir sie zu suchen haben?

Wie gesagt wäre es unnütz, in Ateliers oder Läden nach ihnen zu suchen, für so etwas wollen sie sich nicht wegwerfen. Wenn wir den richtigen Weg gehen, so finden wir diese Ausgestoßenen unter ihren männlichen Leidensgefährten, den lyrischen Dichtern ohne Gehalt, den Journalisten ohne Zeitung, den Advokaten ohne Klienten, den abgedankten Offizieren und den davongelaufenen Geistlichen. Im Dunst der Bierstuben tauchen diese verbissenen und spöttischen Schatten auf, beim Lärmen der zusammenstoßenden Seidel und Absynthgläser hören wir sie über die Gesellschaft losziehen, oder wir erblicken sie in einem Kaffeehause, wo von betrunkenen Mädchen über die nutzlosen höheren Normalschulen für junge Mädchen im Kanzelton verhandelt wird. Paris ist schon ganz davon vergiftet.

Auf Schritt und Tritt begegnen Einem diese von der Liebe und der Familie ausgeschlossenen Nihilistinnen, diese Vagabondinnen im Unterrock mit kurzem Chignon, Herrenhalsbinde und dem unvermeidlichen Pincenez. Sie lehren, sie berathen, sie entscheiden. Sie sind stets von allerhand Leuten umringt. Entweder werden Geldangelegenheiten berichtigt, oder Liebesbriefe für unwissende Kolleginnen geschrieben, für Milchmädchen in Stellung, oder für Mädchen aus den Vorstädten, welche Mangels anderer Schulbildung nur die militärische Schule genossen haben.

So hat Jede ihre Kundschaft. Die ambulanten Verkäufer von Getränken staunen sie an oder spinnen wohl gar eine gelehrte Unterhaltung mit ihnen an.

Das Hauptbestreben ist heut zu Tage darauf gerichtet, die jüngere Generation zu verderben. Ein Jude, Benoit Lévy, giebt bei einem jüdischen Verleger, Léopold Cerf, ein praktisches Handbuch über das Schulgesetz heraus; er findet es sehr empfehlenswerth, rühmt mit Vorliebe seine guten Seiten, und droht Denen, welche demselben die Anerkennung verweigern. Dabei reizen ihn besonders alle religiösen Symbole, auf deren Beseitigung er ganz erpicht ist.

Er sagt darüber: Die öffentlichen Schulen sind nach unserem Gesetz rein weltliche, daraus folgt, daß religiöse Symbole dort nicht mehr aufgestellt werden dürfen. Das Gegentheil würde ganz gegen die Grundsätze sein, nach denen diese Schulen errichtet sind und bestehen sollen.

Also ist das anti-christliche Gesetz vorzugsweise ihr Werk, und sofort, wenn es gefährdet erscheint, laufen sie zusammen und erheben großes Geschrei.

Die Schulcommission zu Lavaur ist eine derjenigen im Lande, in welcher die Bürger muthig ihre Pflicht gethan und ihre Rechte vertheidigt haben. Sie entschuldigte den Familien-Vater, welcher sich weigerte, sein Kind in eine Schule zu schicken, wo nach dem Compayré'schen Handbuch unterrichtet wird.

Sobald Ferdinand Dreyfuß, von dessen Namen es in Frankreich wie vom Namen Mayer wimmelt, in den Commissionen auftaucht, zieht hinter ihm das wehklagende, weinende Gespenst des seufzenden Compayré's her, das verzweifelt ausruft: Man will mein Handbuch nicht mehr, was soll aus mir werden?! Ich werde am Ende religiöse Bücher schreiben müssen; „dann wird alsbald von Dreyfuß ein Ukas erlassen, in welchem folgender Paragraph enthalten ist":

„Die Schulcommissionen dürfen sich in keinem Falle in die Beurtheilung der Lehrgegenstände und der Unterrichtsgegenstände einmischen."

Eine Schulcommission, die sich mit dem Unterricht nicht zu befassen hat, das ist Blech, wie es in dem Kauderwelsch

der Boulevards heißt, welches die Juden sprechen, aber was geht das Dreyfuß an, dem es ja nur darauf ankommt die Christen zu belästigen.

Es zeigt sich hierin der Aerger des Schulfuchses über die, welche seine Leistungen nicht bewundern. Chateaubriand hat einmal gesagt „es ist unglaublich, wie viele Anhänger der Schreckensherrschaft der Musenalmanach herausgebildet hat. Die Eitelkeit der nothleidenden Mittelmäßigkeiten hat ebenso viel Revolutionäre geschaffen als der beleidigte Stolz der Krüppel: es sind eben die Auflehnungen der Gebrechen des Geistes wie des Körpers."

In diesem Sinn ist Paul Bert vielleicht noch von Compayré übertroffen worden, indem er eigensinniger Weise den Ministern sein Handbuch aufzwang und mit Entziehung seiner Stimme drohte, falls dasselbe, obgleich es Niemand mochte, nicht obligatorisch eingeführt würde.

Im Jahre 1883 setzte der Präfekt des Departements de la Manche, selbstverständlich unter dem Druck Compayré's, eine Lehrerin, Frau Fontaine, genannt Schwester Therese, ab, weil dieselbe ein Handbuch, das der Papst verboten hatte, nicht in Gebrauch nehmen wollte. Kurze Zeit vorher hatte der unverschämte Ferry noch erklärt „es gäbe kein für die Schulen autorisirtes Handbuch.[1])

Ueberall ist also wie gesagt der Jude da, wo es sich darum handelt, Vorgänge religiöser Art zu verunglimpfen.

So zum Beispiel hatte die zweite Ausweisung der Benedictiner zu Solesmes einen gradezu empörenden Charakter.

Diese armen Menschen waren nach ihrer ersten Ausweisung nach und nach wieder zurückgekehrt. Vermögen besitzen sie nicht, so daß sie außerhalb ihres Klosters, wo sie sich für's Leben eingerichtet haben, wo ihre Bibliothek sich befindet, wo sie ihren für die Wissenschaft so wichtigen Arbeiten obliegen, nicht existiren können.

---

[1]) Als Compayré, der in seinen Handbüchern das allgemeine Stimmrecht gerühmt hatte, bei einer öffentlichen Wahlversammlung im Jahre 1885 den Wählern, die ihn als opportunistischen Candidaten auspfiffen, ein Bund Heu zuwarf, rief ihm ein Bauer zu: Aber Herr Abgeordneter Sie thun wahrhaftig sehr Unrecht, so verschwenderisch mit ihrem Frühstück für morgen umzugehen.

Viele der Radikalen, selbst die heftigsten derselben, wissen dies sehr wohl und schweigen deshalb, weil sie sich sagen, daß die Vertreter dieses Ordens während des Mittelalters in den Klöstern die Meisterwerke menschlichen Geistes bewahrt und geschützt haben, und doch immerhin unsere Mitmenschen sind.

Der Jude Charles Laurent aber[1]), durch die jüdische Polizei benachrichtigt, sucht alsbald seinen Direktor, den Juden Veil Picard auf und spricht zu ihm: Holla! da giebts was zu schaffen! „Er zeigt die alten Leute an, giebt dem Pilatus-Freycinet die genauen Details an und dieser, welcher früher selbst ihr Gast, der von ihnen Beschützte und ihnen Verpflichtete war, läßt sie ausweisen.

Ich bin kein Pharisäer, der sich vor Gott seiner Tugend rühmt.

Schlechte Gesellschaft hätte mich vielleicht den Menschen gleich gemacht, über die ich jetzt spreche, jenen Menschen, die wie die heilige Schrift sagt „mit der Rechten freveln und mit der Linken Gutes thun". Indeß giebt es doch gewisse Dinge, deren ich nie fähig wäre. So z. B. würde ich, wenn ich wüßte, daß irgendwo verfolgte Rabbiner sich vereinigt hätten, um die talmudischen Lehrsätze zu studiren, sie sicher nicht verrathen. Laurent empfand keine Gewissensbisse bei seinem Vorgehen.

Es sei gestattet hier noch den psychologischen Moment in Betracht zu ziehen. Einem Mann wie Lockroy, der mitten unter Comödianten groß geworden, dann Redakteur eines Journals wie „Paris", geht ein gewisses feineres Gefühl für Ehre ab, das Andere mit der Muttermilch eingesogen haben; bis zu einem gewissen Punkt mag er also zu entschuldigen sein. Die That dieses jungen Mannes aber, eines Schriftstellers, der sich zum Denuncianten macht, um einem jüdischen Banquier gefällig zu sein, ist sehr seltsam. Man hat mir erzählt, er trage bei gewissen Gelegenheiten eine Offizier-Uniform; ich kann es nicht glauben, denn ich halte es nicht

[1]) Am 14. Juni 1883 geleitete Frau Marie Laurent die Tochter des Herrn Coblenz zur Einweihung als religiöse Schwester nach dem Tempel der rue de la Victoire.

für möglich, daß ein erwiesener Angeber in einem französischen Offizier-Corps Aufnahme finden sollte.

Jedenfalls ist dieser Mensch merkwürdig. Wer eine opportunistische Seele kennen lernen will, muß das Buch Laurent's lesen, betitelt: Monsieur et Madame Neuburger. Ist dieser Neuburger ein Verwandter des scharfsinnigen Erfinders der Neuburgensien? Ich weiß es nicht. Nur das weiß ich, daß derselbe, nachdem er wegen Wuchers verurtheilt war und bevor er die Bank von Paris und Bretagne gründete, die so viel kleine Ersparnisse hinwegraffte, als eine Art von Zeitvertreib ein finanzielles Etablissement unter der Firma Credit-Bank für Miether schuf.

Laurent, zu jener Zeit noch jung und treuherzig, denn man nannte ihn damals noch „den Keuschen", ward vom äußeren Eindruck der schönen Banquier-Läden geblendet und trug sein Geld, um es zinsbar anzulegen, zu Neuburger, der ihn wie einen Goy behandelte. Er verlor alles, klagte und obgleich ihn Reinach vertheidigte, ließ ihn doch — was auch Naquet davon denken mochte — das sehr verständige Gesetz, was damals noch nicht das Börsenspiel und die Börsenwetten kannte, im Stich.

Dies verdroß begreiflicher Weise Laurent sehr und er widmete Neuburger einen ganzen Band, in welchem er ihn in den Schmutz zog. Nichs seltsameres als wenn Jemand, der sich rühmt Schriftsteller zu sein, 200 Seiten vollschreibt, um Einem zu erzählen, daß er eines Tages Pampeluner, anderen Tages Ottomanische Obligationen kaufte, römische Anleihen contrahirte, Suez-Canal-Aktien liquidirte, und schließlich aus Verdruß die Frau Neuburger mit hineinzog, welcher die ganze Sache fremd war.

Nichtsdestoweniger ist das Buch Monsieur et Madame Neuburger ein für die Zukunft durchaus nicht zu unterschätzendes Dokument. Es ist lehrreich daraus zu erfahren, daß ein Mensch, der bereits einmal gerichtlich bestraft und der Gegenstand erheblicher Klagen Seitens eines bei der Regierung so gern gesehenen Mannes wie Laurent war, dennoch und obgleich die Polizei überzeugt sein mußte, daß das ihm anvertraute Geld verloren sein würde, ihn ruhig

eine neue Bank gründen ließ, ohne ihn im mindesten zu stören.

Die sich solcher Weise kundgebende Erblichkeit religiösen Hasses und instinktiven Vorgehens gegen die socialen Sitten und Gebräuche ist es, was wie ein rother Faden durch das ganze Buch hindurch läuft. Ohne dieser Erblichkeit den verderblichen Charakter beizumessen, dessen die neuste Wissenschaft ihn anklagt, kann doch nicht geläugnet werden, daß sie auf das Wesen der jetzigen Generation einen bedeutenden Einfluß ausübt. Ja ich gehe soweit daß ich meine, man könne hier von wahrhaft teuflischen Vorherbestimmungen sprechen. Im Jahre 1790 pflanzte der Marquis von Rochefort, Besitzer von Coulange-la-Vineuse, ein durch seine Partheinahme an der Revolution zu Grunde gerichteter Edelmann, im Hofe seines Schlosses den ersten Freiheitsbaum in Burgund. Der Baum ward vom Pfarrer Pyat eingesegnet. Jener Rochefort ist der Großvater von Heinrich Rochefort. Der Pfarrer Pyat heirathete eine Nonne, die ihm zwei Kinder gebar. Das älteste derselben war Felix Pyat. Ist es nun nicht seltsam, daß beide Namen in der Zeit der Commune eine Rolle gespielt haben?

Kann der Sohn eines Zuchthäuslers heilig gesprochen werden? Die Kirche bejaht es. Erkennt der Sociolog diese Bejahung an, so muß er gleichzeitig zugeben, daß es, um auf den Weg der Tugend zurückzukehren und zu verharren, größerer Anstrengungen bedarf als zu anderen Dingen. Hat er eine gute Erziehung erhalten, so wird ein solcher Mensch leicht alles vermeiden, was dem Gesetz zuwider ist, er wird es verstehen, seine unerlaubten Handlungen mit Redensarten zu beschönigen, den Schlagworten des Fortschritts; den feindseeligen Kundgebungen gegen die Geistlichkeit, er wird ihnen eine Unterlage wie z. B. die Freimaurerei anzupassen verstehen, im Grunde aber bleibt er der Sohn des Zuchthäuslers. Der Psycholog hat Bourget noch weit übertroffen, der den Ausspruch that: „Die Kinder sehen im Grund des Herzens stets den Eltern ähnlich.“

Da haben wir ein Beispiel an Challamel Lacour. Die seine Voreltern betreffenden Akten gehören der Oeffentlichkeit

an, sonst würden wir sie hier nicht wiedergeben; Jedermann hat sie gelesen und wieder gelesen, so sei es dem Denker gestattet, daraus die ihm richtig scheinenden Schlüsse zu ziehen.[1])

Hätte dieser frühere Chef des auswärtigen Ministeriums nicht rechtzeitige Weisung erhalten, so würde er vielleicht unsern berühmten Redner und ausgezeichneten ehemaligen Zögling der École normale Calluire persönlich ausgeraubt haben, so begnügte er sich dies durch Andere besorgen zu lassen, sich aus der Affaire zu ziehen und die Entschädigungs-Kosten zu bezahlen. Wäre er aus dem niederen Volk hervorgegangen, so würde er zu Carayon-Latour gesagt haben:

[1]) Die hier folgenden Aktenstücke bilden nach Art der Auffassung Zola's in dessen Histoire d'une famille ein Dokument von menschlich tiefer Bedeutung. Einem an den Français unterm 23. Februar 1882 gerichteten Brief zufolge, ist über das Ableben des Großvaters unseres früheren Ministers der auswärtigen Angelegenheiten sowohl in den Civilstandsregistern zu Brest als zu Ferté-Macé, dem Wohnort desselben, so wie bei den Mairien und den Gerichtskanzleien zu Brest und Domfront gesagt, daß derselbe im Marine-Hospital zu Brest, d. h. im Zuchthause verstorben und er wahrscheinlich der Nachkomme eines unter Philippe Égalité Guillotinirten sei.

Ueber den Vater

liest man im Journal de Granville vom 12. Mai 1838:

Durch Urtheil des Civilgerichtshofes von Granville (Manche) vom 11. Mai 1838 ist A. T. C. Challemet Lacour, Krämer zu Avranches bankerott erklärt. Der Gerichtshof befiehlt, daß der Genannte unter Aufsicht des Gerichts-Executors bleibe.

Ueber Großvater und Großonkel

liest man im Journal d'Alençon vom 14. Mai 1815:

Durch das Urtheil des Assisenhofes zu Alençon vom 20. und 21. April sind A. T. A. Challemel Lacour, früher Gerichtsexecutor zu Joué-du-Bois, und Fr. Challemel, Leinenwaarenhändler zu Ferté-Macé, wegen gemeinschaftlicher Fälschung von Handelspapieren, der erste zu **zwanzig** und der zweite zu **sechs** Jahren Zuchthaus verurtheilt, und sollen mit Brandmarke T. F. versehen werden. Ebenso ward der **Urgroßvater** nebst zwei Söhnen laut Antrag des Staats-Anwalts zu Falaise vom 28. August 1790 wegen gewaltsamen Eindringens in fremdes Eigenthum mit den Waffen in der Hand vor's Criminalgericht geladen.

Der Sohn

wurde in der Sitzung des Appellationsgerichtshofes zu Dijon vom 24. Januar 1879 wegen Angriffs von Personen und Eigenthum, welche sich nicht nur als Vergehen, sondern als Verbrechen qualificiren, verurtheilt.

„Ich schlage Dich todt." So aber als gebildeter Mann, wenn gleich dieser Firniß die Verderbtheit des Bluts nicht verläugnen kann, schrieb er: „Man schieße diese Leute über den Haufen." Die Cultur war für ihn nur das Mittel Anderen Böses zu thun und sich selbst Vortheile zuzueignen.[1])

Bei allen diesen Gewalthaten, sowie bei allen Angriffsmitteln gegen Jesum Christum und gegen seine Kirche bedient sich die antireligiöse jüdische Propaganda außerdem der Zeitschriften und sonstigen Veröffentlichungen obscöner Gattung, der sogenannten Pornographie.[2]) Auf dem Gebiet der Zote ist der Jude Meister, er besitzt ein wahres Genie dafür. Toussenel hat nicht zu viel gesagt, wenn er behauptet: „Das Schwein ist das Sinnbild des Juden, der sich nicht schämt, sich im Schmutz des Schimpflichen und des Wuchers zu wälzen, um seinen Besitz zu vergrößern und der kein Geschäft zu gemein findet, sobald er nur daraus Nutzen zu ziehen hoffen darf."

Auch hier scheint die Erblichkeit in gebieterischer Weise aufzutreten, denn jener Koth in den Ghetto's, jene sprichwörtlich gewordene Unreinlichkeit, in der die Juden Jahrhunderte lang gelebt haben, sie scheinen auf die Nachkommen für immer übergegangen zu sein. Der bekannte Abscheu des Jesaias Levaillant gegen die Reinlichkeit gehört keineswegs zu den Ausnahmen; es ist dies, wie es scheint, eine besondere Gattung des Nervenleidens der Juden; der breit fließende Strom gedruckten und abgebildeten Schmutzes, den die Juden

---

[1]) Seltsamer Weise weisen fast alle Mitglieder der Linken in ihren Vorfahren anrüchige Persönlichkeiten auf, wodurch sie ehrenhaften Menschen mehr oder weniger verdächtig sind, so erklärt es sich auch, daß sie sich mit Leib und Seele der Freimaurerei zuwenden, die bei der Aufnahme nicht wählerisch zu sein scheint. Der Vater des Unterrichtsministers Gomot wußte sich zwar sehr schlau der Gesetzesstrenge zu entziehen, war aber bei Ehrenmännern darum nicht weniger anrüchig. Am 13. August 1847 brachten die Journale eine Verhandlung wegen betrügerischen Unterschleifs durch den ein Fallissement herbeigeführt ward, und in diese Affaire war auch Martin Gilbert Gomot verwickelt.

[2]) Nach dem Talmud soll es Glück bedeuten, wenn man von Excrementen träumt. Fast alle schweinischen (sadiques) Bücher werden von jüdischen Verlegern verbreitet. Einer derselben, welcher jetzt Millionär ist, begann seine Laufbahn mit dem Verkauf der Justine.

seit einigen Jahren über Frankreich sich ergießen lassen, ist dem Beginn einer übermäßigen Eßbegier vergleichbar, der die Verstopfung auf dem Fuße folgt. So haben sie in dem ursprünglich christlichen Frankreich einen Phalluscultus wieder errichtet, dem aber die künstlerische Seite fehlt, welche die öffentliche Ausstellung und Verbreitung schamloser Bilder und cynischer Attribute bei den alten Römern und Griechen wesentlich anders erscheinen ließ.

Die rue du Croissant, wo sich die Lesehalle anrüchiger (pornographiques) Journale und jene israelitischen Kaufläden befinden, ist ein wahrer jüdischer Schmutzpfuhl. Ein Geschäft überbietet hier das andere in den Ausgeburten einer schamlosen Phantasie. Wer heut zu Tage diese hier unter stillschweigender Zulassung der Regierung seit sechs Jahren öffentlich ausgestellten oder verbreiteten Scheußlichkeiten verzeichnete, würde später seinen eigenen Augen nicht trauen, daß so etwas möglich gewesen ist.

Ignotus hat mit scharfem Blick und der ihm eignen Gabe, Straßenscenen charakteristisch aufzufassen, ein ergreifendes Bild von diesem geheimen und nun öffentlich gewordenen, sich am hellen Tage breit machenden Museum der Zotologie geliefert . . . .

Diese von der Gemeinheit geführte Fehde ergreift jede sich ihm darbietende Gelegenheit und scheut keine Mittel.

Die „Billets de la Sainte Farce“ von Leon Taxil sind, was die Ausführung und den Druck anlangt, fast Kunstwerke zu nennen. Sammler werden sie später als Beweis, was in unserer Zeit ungestraft geleistet worden ist, theuer bezahlen. Auf jeder Seite sieht man religiöse Schwestern und Priester in den unziemlichsten Stellungen, darüber die Gestalt des Pontifex maximus als gefangenen Kirchenfürsten, der aber noch nicht jeden diplomatischen Verkehr mit Frankreich abgebrochen hat. Auf dem Kopf trägt er die Mütze eines Galeerensträflings mit der Ziffer 13. Das Buch trägt den Namen Renan's als „Bannstrahlen-Kassirers“ und dabei die Worte: „Für die Richtigkeit: Leo Taxil.“

Wie tief, ruft man unwillkührlich aus, ist doch jener frühere Zögling von St. Sulpice gefallen, daß er keinen

Widerruf erhebt dagegen, daß sein Name bei solchen Schmutzartikeln mißbraucht wird! Welche Strafe muß es für diejenigen sein, welche später diesen sich fortwährend aufhäufenden Schmutz einmal ausführlich schildern sollen, während wir uns auf eine flüchtige Skizze beschränken dürfen.

Leo Taxil ist dem Renan, was seinen Charakter betrifft, weit überlegen, denn er hat es verstanden, sich von diesem Schmutz frei zu machen. Er schämte sich, ein Genosse dieser Juden zu sein, hat ihrer Wuth gespottet und sich von ihnen getrennt. Er hat richtig erkannt, daß diese ihn in Gemeinschaft mit den Freimaurern auf diese Bahn geführt haben; die Juden haben ihn dabei unterstützt, vor jedem Risiko gewahrt, so daß er alles ohne Gefahr für sich wagen durfte. Der Jude Strauß war der erste Verleger Taxil's, denn sein Name findet sich unter Taxil's Erstlingsschöpfung: A bas la culotte. Mayer übernimmt das Manuel des Confesseurs, und erhebt Widerspruch, als das entrüstete anständige Publikum die schmutzigen Ankündigungen der Amours secrètes de Pie IX. von den Anschlagssäulen herunterriß, und Bénoit Lévy vertheidigte den Leo Taxil als er wegen der Billets de la Sainte Farce nicht etwa auf Grund öffentlichen Aergernisses durch eine schamlose Publikation, oder weil er dadurch Gelegenheit zu zahlreichen Prellereien und Gaunereien gegeben habe, angeklagt ward, sondern einfach „weil er versäumt habe, ein zweites Pflichtexemplar abzuliefern.“

Dabei haben die Juden stets einen Vortheil: ihre Gegner sind meist zu anständig, um zu dem gleichen Mittel zu greifen. Nehmen Sie z. B. an, ich hätte die Absicht, etwas Unschickliches über Fräulein Rothschild zu veröffentlichen, so würden sicherlich die religiösen Brüder, die mich mit ihrer Freundschaft beehren, sowie meine katholischen Freunde zu mir, dem demüthigen Gläubigen, sagen: „Thun Sie das nicht, unterlassen Sie jede Lästerung des Reinen, Keuschen, weil es schwach ist.“

Die Juden von der „Lanterne“ kennen solche Gewissensskrupel nicht; sie verbreiten ruhig mit den nöthigen Einzelheiten die Nachricht, daß eine fromme Schwester auf der Eisenbahnfahrt nach Aix einem Kinde das Leben geschenkt

habe. Ein paar hundert Franken als Schadenersatz und Strafe hindern sie nicht daran. Und solch' ein Schadenersatz wird noch von der Staatsanwaltschaft, die doch die öffentliche Moral vertritt, lebhaft angefochten. Es wäre in der That Unrecht, den Namen jener Gerichtsperson zu verschweigen, welche der Appellation Morin's entgegentrat; man muß sie hören: „Es ist nicht nöthig, auf Schadenersatz zu erkennen; ohne Zweifel hat hier eine Ehrenerklärung stattgefunden, aber die Schwester Saint Charles ist eine zu bekannte und hochgeachtete Person, als daß für sie ein Nachtheil hieraus entstehen könne, oder daß sie dadurch litte, gegentheils wird sie dadurch in der allgemeinen Achtung noch gewinnen. [1]) Diesem eigenthümlichen Prinzip gemäß würde demnach Derjenige viel strafbarer sein, der an der Moralität eines Tropmann zweifelte, als der, welcher den heiligen Vincent de Paul beschimpft. Ich müßte mich gewaltig irren, oder jener paradoxen Gerichtsperson „ist die Akazienblüthe wohl bekannt", mit anderen Worten, dieser Staatsanwalt hat unter seiner Robe das Freimaurerschurzfell.

Was hier von der Schwester Saint-Charles gesagt ist, läßt sich auf jeden von einem Juden in Szene gesetzten Skandal anwenden.

Angenommen Camondo oder irgend welch' anderer Jude führt eine unglückliche Ehe, auf dem Todtenbette entzöge er seiner Frau, die ihn betrogen, die Aufsicht über seinen Sohn und bäte seine alte Mutter, die er verehrt, diese zu übernehmen. Ein Rabbiner würde gerufen und brächte der hart betroffenen Familie seinen geistlichen Trost.

Glaubt man, daß ein katholisches Journal sich in diese

---

[1]) Zuchtpolizeigericht zu Grenoble, Sitzung vom December 1882, unter Vorsitz des Präsidenten Piat Dervial.

Versetzt man sich in Morin's Lage, so hat das Gericht, indem es einer Frau Hugues 2000 Franken Schadenersatz zubilligte, die Ehrenhaftigkeit dieser Dame sehr gering angeschlagen, da die Lanterne bei der Ehrenkränkung der Schwester Saint Charles mit 50 Franken Schadenersatz wegkam. Doch muß ich das für eine übereilte Schlußfolgerung erkären, vielmehr dürfte das Mißverhältniß beider Zahlen nur einen neuen Beweis liefern, in welcher Abhängigkeit sich unser Richterstand augenblicklich, den Abgeordneten der Linken gegenüber, befindet.

Familienangelegenheit mischen, die Großmutter angreifen, den Rabbiner beleidigen würde? Sicher nicht. Man sehe nun andererseits, was die jüdische Presse: das Journal Paris von Veil Picard, die Lanterne von Mayer, der Voltaire von Lafitte und Strauß aus der Affaire Chaulnes gemacht haben, nur aus Haß gegen die edle Herzogin von Chevreuse, weil sie sich untersteht, einen der schönsten französischen Namen zu tragen.[1])

Als ein an dieser Stelle bemerkenswerthes Dokument verdient noch der Roman von Alexis Bouvier, den er unter dem Titel Deux Duchesses in der Lanterne veröffentlicht hat, erwähnt zu werden.

---

[1]) All' diese hier in's Feld geführten Deklamationen über die Mutterschaft, über das Mitgefühl für eine ihrer Kinder beraubten Mutter zielen einzig darauf ab, einer Jüdin zu einem Geschäft zu verhelfen. Sobald in der Pariser Presse über irgend eine Catastrophe oder einen Skandal plötzlich ein großer Lärm gemacht wird, kann man sicher sein, daß irgend ein braver Israelit ein paar Louisd'or verdienen möchte: Die Despit's ereifern sich dann und die Juden führen die Sache weiter.

Frau Gerst ward beauftragt, die Diamanten der Herzogin von Chaulnes nach dem Leihhause zu tragen, wahrscheinlich hat sie für diese Mühwaltung eine kleine Remuneration bezogen. Hierauf gab die Lanterne vom 9. März 1883 eine Schilderung dieser dienstwilligen Frau.

„Frau Gerst hat ein Toilettengeschäft und wohnt in der Chaussée d'Antin, neben dem Redactionslokal der République française. In ihrem großen Laden sieht man bunt durcheinander allerlei, von den feinsten Spitzen und Silberstickereien bis hinab zu dem Unbedeutendsten, oder dem, was man dort gar nicht vermuthet. Neben einer silbernen Suppenschüssel im Werthe von 10000 Franken, wie Gambetta eine solche kaufen mußte, sieht man ein einfach getriebenes Jagdhorn zum Preise von 75 Centimen, oder ein schwach vergoldetes zinkenes Dintenfaß zum Preise von 1 Fr. 50 Centimen.

Die Besitzerin des Ladens ist eine kleine Jüdin, die den elsässischen Dialekt spricht und im ganzen Stadtheil unter dem Namen der Jüdin bekannt ist."

Selbstverständlich behauptet Frau Gerst, daß sie bei jenem Handel nur aus purer Menschenliebe behülflich war. Die Herzogin, so erzählte sie, war sehr gütig gegen mich und sagte oft: Gerst, thu dies oder jenes. Ich that es, erzählte aber niemals etwas, obgleich ich öfters gefragt wurde: „Sie kennen ja die Chaulnes, erzählen Sie uns doch von derselben".

Welch' eine Lehre für solche Frau, die statt auf den Rath der frommen Brüder zu hören, die ihr geholfen hätten, Seele und Leib zu retten, nun in einem Laden mit allerlei Trödel sitzt, um sich von einer Trödlerin die Chaulnes nennen zu hören.

Selbst die Namen in demselben sind wenig verändert. Aus der Abtei zu Solesmes ist als Schauplatz des Romans die Abtei Solente geworden, wo, wie kaum noch hinzugefügt zu werden braucht, die ekelhaftesten Orgien stattfinden. Der Mönch Gadouin verbringt seine Zeit damit, schmutzige Dinge zu erzählen und den Mägden nachzulaufen.

In dem Roman Solanges de Croix-Saint-Luc hat Albert Delpit, dieser Bouvier der Salons, dasselbe Thema in anderer Form wieder aufgenommen. Der Jude Ollendorff hat ihn gedruckt, der Jude Mayer lobt ihn in seinem Journal und der Jude Koning hat versprochen, das Stück aufführen zu lassen.

Ich gestehe, daß ich hier von der Meinung vieler Katholiken schnurstracks abweiche. Ich begreife in der That nicht, weshalb man nicht bei irgend einem Zotenverfertiger (pornographe) einen Roman unter dem Titel die beiden Baroninnen bestellt und die Anzeige neben der der beiden Herzoginnen an den Anschlagsäulen anschlagen läßt. Darin müßten jüdische Schlösser so beschrieben werden, daß man sie leicht erkennen könnte; zwei durch Anfangsbuchstaben wenig verschleierte jüdische Baroninnen in sträflichsten Verhältnissen, ferner das Innere einer durch eine Ausschweifung entweihten Synagoge und endlich ein Rabbiner, der eine zweideutige Rolle dabei spielt, das wäre ein passendes Seitenstück dazu gewesen. . . .

Ich habe selbstverständlich nicht die Absicht, allen Unrath der jüdischen Zeitschriften hier aufzuwühlen und an alle ihre Grobheiten und Schimpfereien gegen die Christen zu erinnern, die sie unter dem Vorgeben austheilen, damit den „Priesterrock“ zu treffen. Die schönsten, die rührendsten Ceremonien unseres Cultus, selbst diejenigen, welche vom äußeren Standpunkt aus unser altes Frankreich entzückt haben, sind Zielpunkte ihrer Verlästerungen und groben Ungeschliffenheiten. Die Prozessionen haben sie seiltänzerartige Komödien, Maskeraden, pfäffische Schauspiele, Spaziergänge mit religiösem Blech genannt. Das heilige Sakrament heißen sie das Pendel des Herrn Pfarrers.

So sind die liebenswürdigen Aeußerungen der Leute

beschaffen, die zur Zeit des Kaiserreiches, wie ich hier früher anführte, entrüstet waren, als man in einem mittelalterlichen Schauspiel einem darin auftretenden Wucherer einen jüdischen Namen gab. Das sind die Leute, welche vor einigen Jahren die Verurtheilung eines jungen Menschen zu vierzehn Tagen Gefängniß erreichten, weil er, nachdem die Juden ihn ausgezogen hatten, in dem Journal le Furet zu Montpellier eine Satyre in Versen veröffentlicht hatte, welche der Jude betitelt war.

Wie finden Sie das? Waren sie früher so kitzlich? Und weshalb sind sie jetzt so unverschämt und so intolerant?

Was am meisten dabei auffällt, ist jeglicher Mangel an Originalität.

Man nehme das erste beste jüdische Journal zur Hand, nie wird man eine neue Idee, eine nicht schon dagewesene Nichtswürdigkeit finden. Es ist nichts als der in Schmutz übersetzte Talmud, die in's Kauderwelsch übertragenen hebräischen Gotteslästerungen. Und überall leuchtet die Armuth der jüdischen Phantasie durch.

In der jüdischen Presse wie im Talmud besteht die Predigt in einem Vorbellen des Nabuab. Die Heiligen der Freigeister sind die Kedeschim, die der Buhlerinnen die Kedeschot; Kirchen nennen sie Abtritte, oder Schandorte: Bet Kyce oder Bet Moschab, das Crucifix ist eine Scheußlichkeit: Toeba; Weihwasser heißt Schmutzwasser: Maijim temaim; den Segen verwandeln sie in Fluch: Kelala; das heilige Abendmahl heißt unreines Opfer: Zabut temi.[1]) . . . .

Zu all' diesen Angriffen tritt nun die schreckliche, un-

---

[1]) Aber auch außer dem Talmud überschütten zahlreiche jüdische Schriften Christum und seine Kirche mit Schmach. Die Geschichte unseres Herrn Jesu Christi ist in talmudischem hebräisch unter dem Titel Tholedot Jeschau (Geschichte Jesu Christi) erschienen. Da sie die Wunder des Erlösers nicht läugnen können, halten sie dieselben für Zauberwerk, das Christus kraft eines unaussprechlichen Namens vollführt, den er aus dem Allerheiligsten des Tempels gestohlen.

Drasch sagt in seinem Briefe eines bekehrten Rabbiners (lettre d'un rabbin converti), daß dies Buch bei den Juden nur als Manuscript existire.

faßbare und unerklärliche Verfolgung hinzu, die sich in allen Schichten der Gesellschaft von den höchsten bis in die niedrigsten Kreise hinunter kundgiebt, so daß die ehrenhaften Männer aller Orten verdrängt werden.

Es ist fast unmöglich, hier Anfang und Ende zu entdecken. Sie vollzieht sich täglich, ja stündlich, wird auf tausenderlei Arten von zahllosen der freimaurerischen und jüdischen Synagoge zugethanen Agenten ausgeführt, ohne daß diese mitunter genaue Rechenschaft von ihrem Treiben abzugeben vermögen; da wird denuncirt, verläumdet, in den Schmutz gezogen, es werden Fallen gestellt, Aufläufe künstlich herbeigeführt, oder man verunglimpft solche, gegen welche man falsche Zeugen nicht aufzutreiben vermag; so wird der eine zum Wahnsinn, der andere zum Selbstmord getrieben. Und glaubt man wirklich einmal solch einen Verfolger zu fassen, so entschlüpft er Einem unter den Händen und weiß es so anzufangen, daß man keine bestimmte Person namhaft machen kann.

Diese furchtbare Macht heißt Legion. Sie ist aus der Fäulniß der neueren Zustände, wie sie Gambetta hinterließ, emporgeschossen, legt alle möglichen Verkappungen an und tritt in den verschiedensten Gestalten auf.

Gott soll mich bewahren, die Achtung gegen eine verläumdete Familienmutter aus dem Auge zu setzen: man wird hoffentlich in diesem ganzen in rücksichtslos offener Sprache geschriebenem Buche keine Anspielung finden, welche die Ehre einer anständigen Frau auch nur streifen könnte. Indeß möge es gestattet sein, das große Spektakelstück, welches gelegentlich der Affaire Hugues aufgeführt ward, ein wenig näher zu betrachten und zu beurtheilen.

Keine Gerichtsverhandlung konnte zu einer Aufreizung Seitens der Republikaner geeigneter sein, als diejenige von 8. Januar 1885! Der Präsident Bérard des Glajeux hatte durch die Voraussicht, Seitens der radikalen Presse aufs heftigste angegriffen zu werden, in kluger, wenig Muth verrathender Weise, von vorn herein darauf verzichtet, die Ordnung bei der Verhandlung selbst aufrecht zu erhalten und

seine Macht in die Hände Lunels, des Chefs der Wächter des Justizpalastes niedergelegt.

Ob dieser Lunel mit dem bekannten jüdischen Wechsler verwandt ist, weiß ich nicht. So viel steht fest, daß derselbe, bereits verabschiedet, und in Folge energischen Beistandes der Lanterne und des Intransigeant, wieder in dies Amt eingesetzt worden ist. Die Plätze zu den Tribünen werden an die Meistbietenden vergeben und in der nächsten Umgebung des Justizpalastes dann weiter versteigert, wobei die Gassenjungen die Vorübergehenden mit Anerbietungen belästigen.

Zuhälter und Prostituirte belagern den Platz und den Saal; diese verdächtige Gesellschaft mischt sich unter die Geschworenen und vertreibt die Advokaten von ihren Sitzen. Ein öffentliches Mädchen tritt mit geöffnetem Schnürleib, halb bekleidet und mit herausfordernder Geberde nahe an den Vorsitzenden der Geschworenen und den General-Advokaten Bernard heran. Einer der Richter erkennt in seinem Nachbar einen von ihm am 12. Mai 1884 verurtheilten Spitzbuben. Der Präsident, von Landstreichern, der Barrière und von ehemaligen Zuchthäuslern umdrängt, kann sich kaum bewegen, ohne die Beisitzer zu hören.

Und vor solchem ihrer würdigen Publikum erscheinen nun die Vertheidiger der beschimpften Tugend.

Henri Rochefort hat in seinem Journal den Prolog hierzu geliefert.

Wer erinnert sich nicht, in welch cynischem Eifer er sich s. Z. der Königin Hortense bemächtigte, welcher selbst die sicherlich nicht sehr rücksichtsvolle Frau Rémusat eine beredete Lobrede hielt, wogegen Rochefort hundertmal wiederholte, sie sei die Maitresse des Admiral Werhuel gewesen; so behandelte er auch die Kaiserin in der beleidigendsten Weise und behauptete, der kaiserliche Prinz sei ein Bastard; von der unglücklichen Königin Marie Antoinette behauptete er, daß der Henker dasselbe Verbrechen an ihr begangen, dessen man den Henker der Maria Stuart beschuldigt hat; alle Verläumdungen Héberts, mit denen dieser die Königin belastete, hat er wiederholt, und so dies heruntergeschlagene Haupt, das der Henker nicht einmal gewagt hat, bei den Haaren anzufassen, um es

dem Volk zu zeigen, noch beschimpft. Und nun erklärt er plötzlich, daß die Ehre der Frau heilig sei, und daß die, welche sie anrühren, verächtlich und gemein seien.

Nun tritt aber Anatole de la Forge auf die Bildfläche. Ohne Zweifel beglückwünscht er seinen Freund Mayer, daß derselbe eine barmherzige Schwester angeklagt hat, in einem Eisenbahnwaggon entbunden worden zu sein, und gleich hinterher stimmt er in das Lob der Frauenehre mit ein.[1]) Man versuche nicht etwa, diesem edlen Ritter zu sagen, daß es gleich niederträchtig sei, ob Mayer oder Morin eine Frau verläumdet, denn alsdann wird dieser galante Mann sofort ganz cynisch erwiedern: Morin kann mir für meine Candidatur nichts nützen, wohl aber Mayer; ja, besäße Morin ein republikanisches Journal, dann wäre er „mein alter Freund."

Der entrüsteteste von Allen ist zweifellos Gatineau, den eine so tiefe Verachtung gegen unsere Armee beseelt, daß er vom Schlage getroffen wurde, als er im Atelier Yvon's das Portrait des Generals Forgemol erblickte. Nie hat es im französischen Advokatenstand einen frecheren Verläumder gegeben, und dennoch zählt er zu den reizendsten seiner Gattung.

Noch eben voller Entrüstung, sieht man ihn im nächsten

---

[1]) So hat Anatole de la Forge, man wird sich dessen noch erinnern, eine glühende Vertheidigung des Mordes unternommen.

Der Präsident, obgleich schwach, machte dennoch eine Bewegung des Unwillens, denn er begriff, wie verderblich die Wirkung sein müsse, wenn ein Vertreter des Landes feierlich für das Recht der Tödtung einträte und versuchte den Zeugen auf seine Unschicklichkeit hinzuweisen.

De la Forge schien auch anfänglich ein Gefühl der Scham ob dieser verdienten Zurechtweisung zu überkommen; als er aber die Liebesblicke der vielen anwesenden weiblichen Hanswürste (pierreuses) bemerkte, ermannte sich der „alte Schöne" und rief: „Ich spreche nur aus, was ich empfinde!

Weder Goguin noch jener bekannte Eiskeller-Pascha sind so weit gegangen; sie haben nie den Mord vertheidigt, sie begnügten sich für mildernde Umstände, z. B. durch Trunkenheit . . . zu plädiren. Um die jetzt herrschende Meinung richtig zu erkennen, muß man auf die Art und Weise wohl achten, in der die konservativen Zeitungen die Nebenumstände behandeln. Selbst de Pène, ein Mann von edlem Herzen und geradem Sinn, wagte den Republikaner Robert Macairi nur zu tadeln, indem er seine Worte in die scheichelhaftesten Phrasen einwickelte.

Augenblick mit erhobenem Barett auf Clery zueilen und ihm die Hände drücken; derselbe hat, ohne den Schatten eines Beweises, in dem Prozeß Marais eine Schauspielerin angeklagt, eine Kollegin durch Uebergießen mit einem Eimer kalten Wassers in einem kritischen Moment getödtet zu haben.

Dann begrüßt er den ehemaligen Polizeipräfekten Cresson, der in einem gegen eine Frau Edmund Adam von deren Schwager angestrengten Prozeß, sich nicht damit begnügte, dasjenige in Betracht zu ziehen, was einer Schriftstellerin gegenüber lächerlich erscheint, nämlich ihre Bücher, ihre Besuche und die Personen, die sie bei sich sah, sondern der die intimsten Dinge zur Sprache brachte und den Gerichtshof „von dem Entzücken der ehebrecherischen Venus, über die ihr verfallene Beute" unterhielt;[1]) so hat er öffentlich und feierlich gegen Frau Adam jedenfalls ebenso unbegründete Verläumdungen vorgebracht, wie es diejenigen gegen Frau Hugues waren.[2])

Allen diesen Demokraten stehen ja zum Preise von 40 Sous jene elenden schmutzigen Schurken zu Dienst, jenes unsaubere Ungethüm, aus dessen Aussagen jene Advokaten durch das Gewicht, was sie solchen Aussagen den Richtern gegenüber zu geben wissen, ihre 10000 Franken herausschlagen, was freilich der Beredtsamkeit eines Morin nicht gelingt.[3])

---

[1]) Und Le Berquier nennt so etwas in seiner Rede vom 1. December 1884 in der Conferenzsitzung der in den Advokatenstand Eintretenden: „die Vertheidigung der brennendsten Fragen führen, ohne die Grenze zu überschreiten, welche die Wahrung des Rechts von der Zügellosigkeit, die nothwendige Erörterung von unfruchtbaren und verletzenden Ausschreitungen scheidet".

„Der Advokatenstand verletzt nie die Höflichkeit", so fuhr er fort, „es ist ihm Ehrensache, stets den tadellosen Standpunkt zu wahren, den man, selbst wenn man verschiedener Meinung ist, nicht verlassen darf, er wird sich stets mit derjenigen Mäßigung äußern, welche weder der Wahrheit noch der Lebendigkeit der Meinungsäußerung Abbruch thut".

Und dabei hat sich Le Berquier durchaus nicht abhalten lassen, Alphons Daudet's Ehre zu verletzen, indem er Briefen intimer Natur, die mit dem in der litterarischen Welt üblichen aisser-aller geschrieben waren, lügenhafterweise einen von ihm erfundenen Sinn unterlegte.

[2]) Gazette des Tribunaux vom 16. November 1881.

[3]) Die republikanischen Journale, welche für die Frauenehre einzutreten vorgeben, haben es fertig bekommen, eine unglückliche Frau ohne Beine, die vom Mitleid der Vorübergehenden lebte, zu beschimpfen! Jedermann

Der öffentlichen Meinung ist das Unterscheidungsvermögen von Recht und Unrecht ganz verloren gegangen, sie vermag sich darüber keine Rechenschaft mehr zu geben, alles ist auf Komödie berechnet, wer gut spielt wird mit Beifall belohnt.

Da die Republikaner jetzt oben auf sind, können sie alles wagen. Hätte sich eine Christin in der Verzweiflung erlaubt, gegen ihre Verfolger zum Revolver zu greifen, so hätten alle mit Hugues befreundeten Journale sie unisono denuncirt und das Gesetz wäre mit aller Strenge gegen sie vorgegangen. Jedermann hat aber die Haltung des Richters Athalin Frau Hugues gegenüber beobachten können, in der sich plötzlich die Freiheitsgöttin in eine rächende Furie verwandelte; er überhäufte sie mit Schmeichelworten, ergriff den Saum ihres

---

kennt dies Beispiel menschlichen Elends, welches sich auf dem Boulevard der Capucines aufzuhalten pflegte, und das Charles Yriarte in seinen Célébrités de la rue aufzuführen übersah. Niemand hätte wohl je daran gedacht, daß die Presse diese Unglückliche öffentlich angreifen würde. Aber man kennt diese rothen Publicisten noch viel zu wenig. Sie erzählten also, daß dies eine alte Protestuirte sei, welche einst von der Sittenpolizei verfolgt, aus dem Fenster gesprungen sei und dabei beide Beine gebrochen habe. In der That ist aber diese Frau nie in den Listen der Sittenpolizei eingeschrieben, nie von der Sittenpolizei verfolgt worden und hat niemals Beine gehabt.

Macé erzählt in seinem Buch: „le service de sûreté par son ancien chef: Diese Unglückliche ist eine rechtschaffene Familienmutter. Vor 30 Jahren an einen Bäckergesellen L. . . . verheirathet, hat sie 18 Kinder gehabt, von denen noch 3 leben, Paris bewohnen und sich ehrlich ernähren. Diese arme, zu jeder Arbeit unfähige Frau hat ihren Unterhalt durch das öffentliche Mitleid gefunden, denn alle Vorübergehenden, welche sie lange kannten, reichten ihr ein Almosen.

Seit sie nun öffentlich verläumdet worden und ihr das einzige was sie besaß, die Ehre geraubt wurde, betrachtet sie Jeder mit Verachtung und keine Hand öffnet sich mehr für sie. Bisher konnte sie eine zahlreiche Familie von den wohlthätigen Gaben erhalten, jetzt hat sie kaum noch was für ihren eigenen Unterhalt ausreicht.

Jedermann wird zugeben, daß der Fall beherzigenswerther als jener der Frau Hugues ist, welche jung, schön und geistvoll, sich als Bildhauerin ernährt und der noch ein Gatte zur Seite steht, der sie erhält und der schon einen Menschen im Duell tödtete. Aber dieser Krüppel ist für Anatole de la Forge nicht vornehm genug. Man beachte wohl den Haß, welchen die republikanischen Freimaurer gegen die Armuth haben. (Man vergleiche hierüber das erste Kapitel des 4. Buches).

Kleides und bat sie um ihren Schutz; er verhinderte, daß die Angeschuldigte vor die Leiche geführt werde, was doch das Gesetz vorschreibt, unter dem Vorwand, einer Frau eine Erregung zu ersparen, welche, mag sie sonst alle möglichen Eigenschaften besitzen, sicher nicht eine übergroße Empfindlichkeit hatte, das hat die Kaltblütigkeit bewiesen, mit welcher sie ihren Feind aufs Korn genommen.

Wir befinden uns auf dem direkten Wege zum Jacobinerthum. Die geringste Beleidigung der erhabenen Persönlichkeit eines Jacobiners oder einer Jacobinerin konnte nur durch den Tod des Betreffenden gesühnt werden. Der Prokonsul Léonard Bourdon, dessen wüste Völlereien uns Taine geschildert hat, ward eines Abends, als er in Orléans ein Schandhaus verließ, insultirt, indem er bei einer Schlägerei Betrunkener einige Faustschläge erhielt.

Wissen Sie, wie viele Menschen dafür sterben mußten? Neun!

Darunter ein Vater von 19 Kindern, von denen 4 im Heere dienten.[1]) Obgleich die Verwandten dieses Unglücklichen den Convent um Gnade anflehten, blieb derselbe unerbittlich, und die Verurtheilten wurden im rothen Hemd auf den Richtplatz geführt.

Ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, Cäcilie Renault, wurde eines Tages vom Thürsteher Robespierre's mit zwei kleinen Messern in der Tasche betroffen. In den hierauf gegen den Vater, den Bruder, die Schwester und die Tante derselben angestrengten Proceß wurden 56 Personen verwickelt und sämmtlich im rothen Hemde guillotinirt. Das Schauspiel war so entzückend, daß Fouquier-Tinville, um den Zug vorbeiziehen zu sehen, an jenem Tage sein Mittagbrod später als gewöhnlich aß.

Die republikanischen Schriftsteller finden dies bewundernswerth und haben ein Freudengeschrei beim Morde Morin's ausgestoßen. Dabei stimmen sie für Abschaffung der Todesstrafe. O, über diese Schalksnarren! . . .

Was gegen solche Verfolgungen anfangen? Ich meine,

---

[1]) Wallon, histoire du Tribunal révolutionnaire.

nichts. Es ist eben die verfeinerte Verfolgung früherer Zeit, von welcher der vorahnende Desmoulins sagte: „Das sind ungeschickte Despoten, die sich der Bajonnette bedienen; die Kunst der Tyrannen besteht darin, das gleiche Resultat durch die Gerichte zu erreichen.“

Die Herrschaft der Obrigkeit, diese alle Machtvollkommenheit in sich vereinigende Kraft, ist, wenn sie von gewissenhaften Männern gehandhabt wird, allerdings ein schwerfälliges Werkzeug, vorausgesetzt, daß sie sich an die französischen Ueberlieferungen anlehnt, aber sie wird zum furchtbaren Unterdrückungs-Instrument, wenn sie sich in den Händen hergelaufener, oder vom Auslande kommender, kaum naturalisirter Landstreicher und rachsüchtiger haßerfüllter Juden befindet. Richter, Polizei-Commissäre und Agenten sind fast alle gemeinsamen Ursprungs. Alle fast haben früher das gleiche Geschäft betrieben und stets wegen verdächtiger Gewerbe zwischen Furcht und Hoffnung geschwebt. Wer sich jetzt über irgend einen Mißbrauch der obrigkeitlichen Macht beklagen wollte, würde deshalb, so glaube ich, bei dem früheren Vertrauensmann Crémieux's, Cartier keine Gegenliebe finden, denn Crémieux hat ja in einer Wählerversammlung deutlich gesagt: „daß Gott, die Familie und das Eigenthum sich wie auf einer Schaukel mit einander das Gleichgewicht zu halten suchen.“

Was nun die Commissäre betrifft, so ist es ja noch nicht lange her, als einer derselben, in Folge einer doch etwas zu auffälligen Handlung, sein Cabinet mit einer Zelle im Mazas-Gefängniß zu vertauschen genöthigt war. Ein anderer, gleichzeitig Weinhändler, wurde wegen Betrugs verfolgt. Ein dritter, Namens Rougeau, trieb sein Wesen in St. Dénis und forderte Jemandem unrechtmäßiger Weise statt 10 160 Franken ab. Er ward indeß, wie der Clairon mittheilt, durch Loewe und Camille Sée von der Strafe befreit[1]).

[1]) Delattre theilt mit, daß in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 21. Januar 1884 dieselbe Person 15facher Diebstähle und Entwendungen beschuldigt wurde; worauf ein Abgeordneter Namens Marque entgegnete, daß dies ja allerliebst sei, und die ganze Linke zollte ihm Beifall.

Der Polizei-Commissar zu Viviers feuerte auf einen ruhigen Bewohner seines Ortes einen Revolverschuß ab und ward in demselben Augenblick ergriffen, wo er im Begriff war, auf denselben loszustürzen, wahrscheinlich, um ihm die Uhr abzunehmen. Im December 1883 ward der Polizei-Commissar zu Orbec, Namens Hebert, von den Assisen zu Calvados wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit zu 3 Jahren Gefängniß verurtheilt [1]).

Broussier, zuerst Polizei-Commissar zu Guines, wo er zahlreiche Spitzbübereien begangen hatte, ward dann vom Minister unter Beförderung nach Vendôme versetzt. Hier fand er für gut, sich alsbald nach dem Bahnhof zu begeben, den Depeschensack zu öffnen und die beschwerten Briefe daraus zu unterschlagen. Die Geschworenen verurtheilten ihn im Februar 1886 zu 5 Monaten Gefängniß. Bei dieser Gelegenheit sagte er zum Vorsitzenden des Gerichts: „Ich bin noch immer Polizei-Commissar, der Minister hat mich für die Kolonien bestimmt." Und er wird, sobald er seine Strafe abgesessen hat, wenn nicht vielleicht schon früher, diesen Posten antreten.

Schade wäre es, wenn hier der Polizei-Commissar des Stadttheils de la Folie-Méricourt, Namens Joyeux, vergessen würde.

Die Affaire Laplacette, von der alle Journale im Mai 1884 sprachen, ist eine der erschütterndsten, weil sie deutlich zeigt, wie hart die jetzige Gesellschaft mit den Kleinen verfährt. Dieser Laplacette, ein 2 bis 3facher Millionär, der ein Abzahlungsgeschäft besaß, hatte in demselben für sein Geschäftspersonal die Sklaverei eingeführt, härter jedoch als die der Alten.

---

[1]) Unter den Sicherheitsbeamten, die im August 1884 bestraft wurden, weil sie einen Greis Namens Mignoguet verwundet hatten, so daß sein Tod in Folge dessen erfolgte, befand sich auch wieder einmal ein Mayer, der schon früher wegen Gewaltthätigkeiten bestraft war. Zu 200 Franken Strafe verurtheilt, legte er Berufung ein und ward freigesprochen. Ein anderer Sicherheitsbeamter, gleichfalls ein Jude, Namens Cyrill Jacob, prügelte einen Thürhüter des Hauses rue Oberkampf 47 durch und kam am 18. September 1884 mit 2 Monaten Gefängniß und 5 Franken Geldstrafe davon.

Damit ihn nicht so leicht einer oder der andere von seinem Personal verlassen konnte, hatte dieser Ehrenmann, den man im Begriff war zu dekoriren, ein schlaues Mittel erdacht. Sobald sich irgend einer seiner Beamten ein kleines Versehen zu Schulden kommen ließ, wenn ihm z. B. für ein paar Franken Stempelmarken fehlten, beschuldigte er ihn sofort wegen Vertrauensbruchs und drohte mit einer gerichtlichen Vorladung, deren Blankette ihm sein Freund und Mitwisser Joyeux verschaffte. Die Unglücklichen, in ein Lokal geführt, welches man den Käfig nannte, wurden nun in Gegenwart des Polizei-Commissars, der mit der sofortigen Verhaftung drohte, von Laplacette aufs gröblichste beleidigt, und unterzeichneten, um Aufschub zu erlangen, einen Schein, in dem sie erklärten, ihren Brodherrn bestohlen zu haben.

Nun war der Betreffende in seinen Händen. Nach 6 Monaten, spätestens einem oder zwei Jahren, wenn die Geschäfte schlecht gingen oder es nothwendig erschien wieder das Personal in Schrecken zu setzen, griff man einen jener Unglücklichen, welche solch einen Schein unterzeichnet hatten, aufs Gerathewohl heraus und führte ihn vors Gericht, wo dann sein eigenes Geständniß die Bestrafung zur Folge hatte. Dann ward im Geschäft sein Name, um die Uebrigen in steter Furcht zu erhalten, auf eine besondere Tafel geschrieben, welche man die Beförderungstafel nannte.

So waren nach und nach 24 arme Teufel abgethan, 24 Existenzen für immer befleckt, vielleicht vernichtet. Und die übrigen, über deren Haupt fortwährend das Damoklesschwert hing, was führten sie für ein Leben!

Dennoch ward Joyeux nicht angeklagt, nicht einmal versetzt; im Gegentheil, Camescasse trug ihm an, seine Ansprüche für eine ehrenvolle Pensionirung geltend zu machen.

Alle diese Leute stützen einander, oder drücken die Augen zu, wo es nöthig ist, denn Jeder weiß von dem Anderen irgend etwas, wodurch derselbe betreffenden Falls fürs Gefängniß reif sein würde.

Custodes ipsos quis custodiet? so rief einst ein ehrenhafter Mann hoffnungslos aus, als er sah, wie die Wächter

der öffentlichen Sicherheit mit alten Communarden gemeinschaftliche Sache machten.

Im Monat Februar 1884 erschien vor den Assisen des Seine-Departements der Friedensbeamte des neunten Arrondissements Namens Provendier, welcher schon bei der gewaltsamen Eröffnung der Wohnräume der Capuciner Gelder unterschlagen hatte, welche für die seinen Befehlen untergebenen Agenten bestimmt waren. Er wurde wegen Fälschung, die er gemeinschaftlich mit einem seiner Freunde Namens Gilson verübt hatte, zu 2 Jahren Gefängniß verurtheilt. Jener Gilson war stark bei der Plünderung der Kirche St. Ambroise zur Zeit der Commune betheiligt.

Ein anderer Friedensbeamter Namens Gout wurde im Monat Oktober 1884 wegen Erpressung bedeutender Summen von den Direktoren eines Klubs, zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt, da er sich zu diesem Behuf des Namens Puybaraud, eines Cabinetschefs des Polizei-Präfekten bedient hatte.

Rougeau, der Sekretär Dulac's, hatte sich aktiv an der Ausführung des Dekrets betheiligt, und von Hebert, der sich damals in Bayeux befand, meldete der Claîron vom 17. Oktober 1885, „daß er nebst dem jüdischen Unterpräfekten Strauß jenen Akt der Rohheit ausgeführt hatte, die Thüren der Abtei der Prämonstratenser zu sprengen, um sie aus ihrem Wohnsitz zu vertreiben. Strauß sei für diese Heldenthat noch obenein dekorirt worden;“ da man ihn jedoch nicht gut auf dem alten Posten belassen konnte, so ward er nach Orbec versetzt.

Cottin d'Englesqueville, welcher bei der Vertreibung der Dominikaner so viel Eifer bewiesen hatte, ward wahnsinnig. Er hatte nach und nach die Stellen eines Staatsanwalts in Ajaccio, eines Richters in Pau und eines Gerichtsraths in Caën bekleidet, dann die richterliche Praxis verlassen und war nach verschiedenen Wandlungen schließlich Pferdemakler geworden; später machte man ihn zum Polizei-Commissar. Von Gewissensbissen gefoltert, glaubte er sich von Uebelthätern umgeben, bildete sich dann ein, daß ein Unbekannter eine Bombe in sein Zimmer geworfen habe, so daß er schließlich, noch einige Stunden vor seinem Tode, dem Polizei-Präfekten

eine Depesche sandte, welche folgende Worte enthielt: „Mazas liegt in Trümmern, Louise Michel und die Kapuziner sprengen Paris in die Luft.“

Margerot, der Maire von Nîmes, einer der 33 Mitglieder des mit den Protestanten verbündeten hohen Rathes, hatte bei allen Akten religiöser Verfolgung eine wahre Wuth bewiesen und endete schließlich in Folge schmutziger Geldgeschäfte im April 1885 durch Selbstmord.

Ueber die Verhängnisse der sonst bei derartigen Scenen betheiligten Helfershelfer ließe sich gleichfalls manches Interessante berichten.

Der Schlosser in Lille, welcher, nachdem verschiedene seiner Kameraden sich dessen geweigert, dem Präfekten hilfreiche Hand geleistet, stellte später eine Höllenmaschine her und endete gleichfalls durch Selbstmord.

Das bei Ausführung des Dekrets in Montpellier betheiligt gewesene Individuum, Namens Astruc ward vom Assisenhofe wegen Theilnahme an einem Diebstahl zu 3 Jahren Gefängniß verurtheilt . . .

Vom rein menschlichen Gesichtspunkt aus sind derlei Vorgänge ja erklärlich. Selbstverständlich hat man die hierzu nöthigen Kräfte nicht gerade in der Elite der Menschheit gefunden und wenn auch nicht alle Galgenstricke gehenkt werden, so endigen sie doch über kurz oder lang, weil sie auf der verbrecherischen Bahn unwillkürlich fortschreiten, bei einem Conflikt, in den sie mit dem Gesetz gerathen. Ich glaube Josephe de Maistre hat gesagt: „Viel häufiger eilt der Sünder der gerechten Strafe nach, als daß die gerechte Strafe den Sünder ereilt.“ Mitunter begegnen sich auch Beide auf halbem Wege.

Sind nicht jene Brüder Ballerich, die mit Degen und Revolver in der Faust gewaltsam in das Büreau eines Journalisten eindrangen, eine Personifikation jener kopflosen, durch die Straflosigkeit und noch mehr durch die in der Person von Leuten wie Dulac und Clément obenein belohnten Polizei, welche Gewaltakte vollführte, die das Strafgesetzbuch mit Zuchthaus belegt?

Mit den Klöstern fängt es an,
Mit der Presse endigt man.

Man kann sich denken, welche Skrupel Mancher empfinden mag, der sich als Beamter so viel vorzuwerfen hat.

Ein Polizei-Commissar in Angers, Namens Pollu, war im November 1881 mit der Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens gegen einen Priester beauftragt. Die meisten der vernommenen Zeugen sagten mündlich zu Gunsten des Angeschuldigten aus, als man ihnen aber vor Gericht ihre Aussagen vorlas, war es das pure Gegentheil von dem, was sie bezeugt hatten. Der schlaue Pollu hatte sie unter irgend einem Vorwand in sein Bureau vorladen und sie ein weißes Blatt unterzeichnen lassen. Die Anklagekammer verneinte nach Kenntnißnahme die betrügerische Absicht und stellte einfach fest, daß der Beamte die bei Entlastungsaussagen nothwendigen Formalitäten unterlassen habe.

Jedermann wird zugestehen müssen, daß in einem Lande, wo die öffentliche Gewalt solchen Menschen in die Hände gegeben ist, alles mögliche Unheil zu erwarten steht.

Der zukünftige Geschichtsschreiber wird gut thun, auf diesem Gebiete die Zeitgeschichte von Ignatius zu studiren.

Den Band, welcher speciell der Bewegung unserer heutigen Litteratur gewidmet ist, gedenke ich gründlich zu studiren, denn Ignatius ist einer der Wenigen, welche der großen Masse seit 1870 ihr eigenes Spiegelbild vorhalten. Deshalb wird er auch von Vielen nicht geliebt, Andere wieder überschätzen seinen Werth. Ich meinerseits finde, daß man ihm die hohe Gabe nicht bestreiten kann, in eigenthümlicher Weise oft tiefe und sehr originelle Gedanken entwickelt zu haben. Man könnte auf ihn die Varnhagen'sche Erklärung dessen was ein Künstler ist, anwenden: „Ein Künstler ist derjenige, dessen Gedanken sich zu Bildern gestalten."

Ich gestehe offen, daß ich kein unbedingter Verehrer von Charakterschilderungen bin. Ich spreche nicht etwa von derjenigen Rothschild's, denn die ist ihres Autors nicht würdig und er selber scheint dies gefühlt zu haben, denn er hat den Band, welcher Rothschild's Portrait enthält, nicht veröffentlicht. Alphons selbst soll sie mißfallen haben. Als er eines

Tages der Baronin ein jüdisches Journal zeigte, in welchem die Katholiken in den Koth gezogen wurden, soll er gesagt haben: „Sehen Sie, Madame, wie wir sie hier auspeitschen ... und indem er den von Ignatius geschriebenen Artikel verächtlich wegwarf, fügte er hinzu: „Und dafür speichellecken sie uns noch obenein . . .“

Nie ist die Judenvergötterung so weit gediehen, als heut zu Tage. In diesem, im steten unglaublichen Wechsel so reichen Jahrhundert, in welchem schon 11 Jahre nach der Hinrichtung eines Nachkommen Ludwig des Frommen, ein Emporkömmling in der alten Notre Dame-Kirche gesalbt ward, wo Reiche und Throne wie vom Herbstwind verwehte Blätter zerstieben, darf Ignatius, ohne Gefahr selbst darüber lachen zu müssen, behaupten, daß der Gründer der Dynastie Derer von Rothschild sein Haus „selbst für die Zukunft“ gesichert hält. Wenn nur dieser schöne nach Sicht zahlbare Wechsel, den die Banquiers in Händen haben, sammt jener schönen Prophezeihung nicht über Nacht durch den ersten besten tapferen Soldaten- oder Insurgentenchef für null und nichtig erklärt wird, indem der eine oder der andere derselben, anstatt, daß einfältigerweise die Klöster angegriffen werden, mit der brennenden Cigarette im Munde dies ganze Baronsnest aufhebt!

Aber auch andere Charakterschilderungen, wenn auch vielleicht weniger geistlos, sind deshalb nicht weniger ungetreu.

Zur Darstellung von Persönlichkeiten besitzt meines Erachtens Ignatius nicht jenes feine Gefühl der Auffassung, was Ingrès so treffend: „Die Redlichkeit in der Kunst“ nennt. Es kümmert ihn weder die Genauigkeit des Umrisses noch die Wahrheit in den einzelnen Zügen, er ist unterhaltend und interessant, aber es fehlt ihm an Treue in der Wiedergabe.

Die Erklärung dieses beziehungsweise Ungenügenden ist leicht.

Er hat vortreffliche künstlerische und poetische Seiten, guckt jedoch oftmals planlos in's Blaue. Heut ist er der von der Großartigkeit des Oceans Ergriffene, dem er origi-

nelle Vergleiche ablauscht, ein andermal ist er statt in Paris wieder ganz in seiner Loire heimisch. Jenes planlose sich Umschauen lähmt ihn und legt seine Beobachtungsgabe brach, wo es sich darum handelt, die Zeitgenossen scharf in's Auge zu fassen, deren äußeres Auftreten sehr oft mit ihren Handlungen in Widerspruch steht.

Gerade das, was er selbst vielleicht an sich am wenigsten schätzt, ist das Vorzüglichste bei ihm; er versteht es viel trefflicher die Menschen als den Einzelnen, die Gesammtheit viel richtiger als die Individualität aufzufassen, deshalb werden seine socialen Studien, seine Schilderungen des heutigen scheußlichen, unwahren Paris, seine dramatischen Analysen dieser verkehrten Welt, in welcher die moralisch guten Menschen der Willkühr von Verbrechern aller Länder preisgegeben sind, einen bleibenden Werth behalten.

Würden alle diese zerstreuten Aufsätze in einem Band vereinigt und ihnen das Buch Maxime Du Camp's sowie das meinige hinzugefügt, in welchem ich das aufdeckte, was Jene, um sich keine Feinde zu machen, verschwiegen haben, würde man ferner alles dies durch jenes Werk vervollständigen, was ohne Zweifel irgendwo, von irgend wem jetzt zusammengestellt wird und welches alles das enthalten dürfte, was ich nicht habe sagen wollen, nämlich die Wiedergabe der sich versteckenden Einzelheiten, die man sich leise in's Ohr raunt, jene Aufklärungen über die geheimen Ränke und das Privatleben unserer Beherrscher, mit dessen schmutziger Kehrseite, dann wäre das genügende Material beisammen, um diese Riesenstadt als reif hinzustellen, von der furchtbaren Sündfluth verschlungen zu werden; dies Paris, was sich gestern die Königin der Hauptstädte nannte und morgen die bettelnde, entthronte, entehrte und verzweifelnde Stadt ist.

Du Camp zeigt uns in seiner in Staunen setzenden prächtigen Schilderung, in einem monumentalen Rahmen gefaßt, auf Grund fast ausschließlich amtlicher Urkunden, die kaiserliche Hauptstadt in ihrem äußeren farbenreichen Glanze; aber dies Buch, was litterarisch einen fast behördlichen (édilitaire) Anstrich hat, läßt uns kalt, denn es fehlt darin das pulsirende Leben in der Riesenstadt. Ignatius dagegen schil-

dert nach der Natur, ad vivum, wie jene seltsame Welt, sich in frecher Weise auf den Ruinen eines zusammengebrochenen Geschlechts niederließ, wie jene zigeunerhaften Gestalten sich zwei- bis dreimal in dem Garten der Tuilerien häuslich einrichteten, ihre Lumpen an den Statuen der römischen Consuln aufhängten, ihr durchlöchertes Fußzeug am Fußgestell jener Marmorstatuen griechischer Göttinnen ausflickten und die Kohlenpfannen ihrer übelriechenden Kochherde unter den hohen Bäumen aufstellten, welche unsere Könige einst hier pflanzen ließen, damit sie den Vorübergehenden Schatten und Kühlung gewähren.

Im Justizpalast als Advokat zu Haus, obschon er selten plaidirte, weiß es Ignatus vortrefflich zu entwickeln, wie diese ganze gerichtliche Verfolgungsmaschine arbeitet. Er zeigt uns deutlich wie der Unschuldige mit einem Anstrich unparteilicher Gerechtigkeit verurtheilt wird, sobald der freimaurerische Richter mit Denen gemeinschaftliche Sache macht, welche die Geschichte, sei es wegen einer Wahl, sei es behufs einer Drohung oder Erpressung, eingerührt haben.

Seine Beobachtungen über die Verhandlungen bei verschlossenen Thüren, das Mysteriöse, wie die Verbrechen auf sittlichem Gebiet, verrathen den Denker wie den Kenner des Gesetzes.

Der Unbefangene, Kindliche, sagt Ignatus sehr zutreffend, faßt die Wirklichkeit der Dinge nicht scharf genug auf. Gleichsam wie der Säugling die Arme nach allem ausstreckt, was sein Auge sieht, so durchschaut Jener nur sehr allmählich und langsam den Kern der Verhandlungen. Er mengt Vergangenes und Gegenwärtiges bunt durcheinander, unterscheidet oft nicht zwischen dem, was er selbst gesehen und dem, was er nur gehört hat.

So erzählte mir einmal ein Criminalist, Namens Forster in London, daß er in Gegenwart mehrerer ärztlicher Zeugen ein kleines Mädchen nach und nach zu dem Geständniß gebracht habe, sie hätte einen Bonbon eine Stunde früher gegessen, während sie in der That nur ein Glas Wasser mit Wein getrunken hatte.

Und gerade solches Kind wird in der Regel als der glaubwürdigste Zeuge betrachtet. Hier scheint das Wort zu gelten: „Je kleiner der Zeuge, von desto größerem Gewicht ist seine Aussage."

Und gerade hierauf rechnen die Freimaurer, welche in den Vorverhandlungen über Verbrechen gegen die Sittlichkeit eine ganz vorzügliche Praxis besitzen.

Man redet dem Kinde die Wirklichkeit gewisser Thatsachen, die sich niemals ereignet haben, förmlich auf, man leitet es so zu sagen an, so daß es, um zu zeigen, es fehle ihm nicht an Gedächtniß, das ihm Vorgesprochene schließlich bestätigt. In dieser Beziehung sind die Freimaurer von einer unglaublichen Geschicklichkeit in der Auswahl der anzuwendenden Mittel. In einem Dorf, was ich früher bewohnte, waren die geistlichen Brüder, welche seit zwanzig Jahren dort als Lehrer fungirten hoch angesehen. Ein jüngerer neu eintretender Bruder ward bald darauf in einen skandalösen Fall verwickelt und es ergab sich, daß der Vater des Kindes, welches hier der Gegenstand eines Verbrechens gewesen sein sollte, selbst früher wegen des gleichen Verbrechens zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt gewesen war und es ward klar gelegt, daß hier entweder verbrecherische Absicht Seitens des Vaters oder eine angeerbte krankhafte Anlage des Kindes die Phantasie so stark erregt hatte, um einen Dritten in Anklage zu versetzen.

Unter unzähligen Fällen dieser Art, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, greife ich einen, die Affaire des Abt Mulot, heraus.

Jener Abt Mulot, Pfarrer von St. Leu in Amiens, war ein Greis von 71 Jahren, der ein ehrenvolles Leben hinter sich hatte; hunderte Male hatte er dem Tode getrotzt, wenn es sich darum handelte seinen Kranken Trost und Hülfe zu spenden und die Bewohner der Vorstadt Hem hatten sich zusammengethan, ihm als Andenken hierfür einen goldenen Kranz zu stiften.

Als man einen der Zeugen, Namens Hocquet, den Maire der Gemeinde Templeux-le-Gérard, wo Mulot längere Zeit Pfarrer gewesen war, nach dessen Ruf befragte, antwortete er: „Es wäre mir leicht 400 Personen aus meiner Gemeinde hier vorzuführen, welche alle zu Gunsten Mulot's aussagen würden."

Der Abt Mulot hatte nämlich die Rechte seiner Kirche gegen die Stadt Amiens in Schutz zu nehmen. Hierüber waren Dauphin, der Beschützer und Freund Erlanger's, sowie Goblet, welcher noch mehr galt als Jener, empört. Es ward

also beschlossen, den armen Priester zu verderben, oder, um den Ausdruck eines der Zeugen zu gebrauchen: „Ihm einen Streich zu spielen."

Eine Lehrerin, welche, ehe sie diese Laufbahn begann, Mitglied eines herumziehenden Cirkus gewesen war, verbreitete nun, daß der Pfarrer den Kindern — wie sie sich ausdrückte — „naturalistische Lehren" ertheilt habe.

Der Proceß begann im Juni 1882, die Vertheidigung durch Robinet de Clery war so vortrefflich, daß die Sache der Wahrheit schließlich den Sieg davontrug, denn der Präsident des Gerichts war ein rechtschaffener und verständiger Mann. Nach zwei bis drei Fragen wußte man, was man von den Kindern zu halten hatte, die bereits zwei- oder dreimal in Sachen wider die Sittlichkeit als Zeugen gedient hatten. Es war für sie schon eine Specialität geworden und die Freimaurer nutzten dies von Departement zu Departement aus.

Das Urtheil lautete, kurzgefaßt, dahin:

daß, da jene Kinder bereits zwei- oder dreimal bei ähnlichen Anklagen als Zeugen gedient, da ferner die weltliche Lehrerin Melle, die die Thatsache behauptet, nachgewiesenermaaßen dem Angeschuldigten feindlich gesinnt sei und da endlich die unanfechtbare Moralität des Abtes Mulot, sowie seine ganze Vergangenheit gegen die Wahrheit dieser Anklage sprechen,
aus diesen Gründen hebe das Gericht die Anklage auf und schlage die Kosten nieder.

Beim Verlassen des Gerichtssaales ward dem Greise eine so enthusiastische Kundgebung der Freunde zu Theil, daß er vor Rührung ohnmächtig ward. Nicolaus Boussu eröffnete im Courrier de la Somme eine Subscription, die eine so zahlreiche Betheiligung fand, daß aus dem Ertrage dem Abt ein goldener Kelch überreicht werden konnte.

Die vor Gericht gebrandmarkte Lehrerin ward aber nichts desto weniger Seitens ihrer Beschützer belohnt und rückte in Paris zu einer besser dotirten Stelle auf.

Ich gestehe offen, daß ich solch' ein Mädchen, die ohne feste moralische Grundsätze erzogen ward, nicht allzusehr verdamme, da ich den Einfluß wohl zu erwägen weiß, der hier durch Druck von oben ausgeübt worden sein mag. Der Herr

Schulinspector, ein dicker, dekorirter großmäuliger Herr übt eine wahre Tyrannei auf diese schwachen Wesen aus, die in die Alternative versetzt, entweder eine Infamie zu unterstützen oder ihren Platz einzubüßen oft unterliegen und dabei vielleicht vielmehr leiden als man glaubt.

Doch wir haben uns lange genug bei diesem Proceß aufgehalten, den ich hier als Typus jenes freimaurerischen Verfahrens anzuführen nicht unterlassen wollte.

Die Freisprechung steht mit der Zeit so gut im Zusammenhang, wie sie von dem beim Richterstand obwaltenden Gesetz abhängig ist. Heute wäre Mulot ganz sicher zu 5 Jahren Gefängniß verurtheilt worden.[1])

Ignatus urtheilt sehr richtig, wenn er sagt:

Was wird aus der Sicherheit des Einzelnen, wenn der Richterstand aus heruntergekommenen Menschen ergänzt wird? Wir nähern uns den Zuständen der tiefsten römischen Verfallzeit. Der jetzige Richter wird zum Werkzeug der Rache oder der persönlichen Willkühr. Die große Masse beherrscht das Gerichtsverfahren. Schon erlebten wir es, daß man einen Priester, der nachher freigesprochen ward, als verdächtig arretirte und ihn Sonntags beim Hinaustritt aus der Kirche zu Fuß von zwei Gensd'armen öffentlich forttransportirte. Trat da nicht schon die Einwirkung der Masse auf untergeordnete Beamte zu Tage? Was heut den Priestern begegnet, werden es nicht morgen schon die Laien gleichfalls zu erdulden haben?

Jetzt werden die Geschworenen durch zwei verschiedene Versammlungen gewählt: 1. Diejenige der Maire's, 2. die aus den Generalräthen unter Vorsitz des Präsidenten des Civilgerichts. Was wird sich aber

[1]) Die stets gut unterrichteten Freimaurer warteten erst das Inkrafttreten des neuen Gesetzes für den Richterstand ab, bevor sie die Anklage gegen den hochwürdigen Pillon erhoben. Dieser vortreffliche Priester war gleichzeitig ein Mann entschlossener und vorwärts strebender Thatkraft; wie bekannt, ist er der Erfinder der Vergoldung von Goldschmiedeartikeln mittelst der Electricität. Diese Erfindung ermöglichte, Kunstproducte auf diesem Gebiet, welche sonst sehr theuer waren, zu viel billigerem Preise zu liefern, und sie so Vielen zugänglich zu machen. Das Dorf Ercuis, wo sonst nur Armuth herrschte, war so durch seine Hülfe wohlhabend geworden. Pillon hatte dort Arbeiterwohnungen, Schulhäuser, Zufluchtsstätten für Alte und ein Krankenhaus gegründet. Natürlich schworen in Folge dessen die jüdischen Goldwaarengeschäfte dem gutherzigen edlen Priester Rache; es ward ein Mann durch sie zum Richter ernannt, den Pillon früher einmal der Gelderpressung beschuldigt hatte, und es gelang ihnen, diesen Wohlthäter jenes Dorfes in Anklagezustand zu versetzen und seine Verurtheilung zu ermöglichen.

ereignen, wenn dieser Vorsitzende ein Richter der heutigen Art sein wird?

Was soll werden, wenn der Gerichtshof aus verabscheuungswerthen Persönlichkeiten besteht? wenn das unbeschränkte Recht einen Bürger in Anklagezustand zu versetzen sich in bestechlichen Händen befindet? wenn der Angeklagte von einem Untersuchungsrichter nach dessen Belieben eingesteckt werden kann, einem Mann, dem man seine Börse nicht anvertrauen möchte und wenn das Urtheil bei verschlossenen Thüren, ohne Zulassung der öffentlichen Meinung, gefällt wird?

Dann werden namentlich die Anschuldigungen wegen Verletzung der Sittlichkeit zahlreicher als je sein. Die Frauen werden zu furchtbaren Werkzeugen der Revolution — so wie andere Frauen jetzt deren gehässigste Gegnerinnen sind; denn es ist bekannt, daß das Weib sowohl das reinste, wie das verworfenste Wesen sein kann; der Geist des Weibes kann sich wie der Segler der Lüfte zum blauen Himmelsäther aufschwingen, aber auch bis zum tiefsten Schlamm hinabsinken.

Was soll aus der Waage der Gerechtigkeit werden, wenn sie einer Krämerwaage gleicht, auf der man alsdann die Ehre des Menschen wie Pfeffer und Salz abwägt?

An Gottes Stelle steht der Staatsanwalt der Menge gegenüber! Was geschieht aber, wenn dieser Staatsanwalt der Gewählte und das Werkzeug niedrigster Triebe sein wird?

Man hoffe dann nicht mehr, daß selbst der einfachste Bürger dem politischen Parteitreiben fern bleiben werde. Es wäre närrisch daran zu glauben. Man würde von seinem Fenster aus nicht mehr auf das hinabsehen mögen, was sich auf der Gasse begiebt, denn, gleich einem Aschermittwoch, würde der Schmutz der Straßenrinnen sich bis in die Häuser hinaufheben!

Man begreift, mit welchem Eifer die jüdische Freimaurerei daran arbeitet den Richterstand herunter zu bringen. Die alten Richter waren selbst den Juden von verhältnißmäßig anständigerer Haltung fortwährend der Gegenstand unbegreiflichen Erstaunens; diese ihnen elend scheinende Selbstverläugnung erregte ihren stummen Zorn, gleichwie die Armuth des Priesters; sie barsten vor innerem Aerger vor der Unpartheilichkeit von Leuten, die einfach nach gutem Gewissen handelten, während sie doch, wenn sie sich verkauften, ein so gutes Geschäft hätten machen können.

Isaak Pereira erzählte öfters, wie ihm einmal eine seltene Ueberraschung geworden sei, als er gelegentlich eines für ihn sehr wichtigen Prozesses dem ersten Präsidenten des Gerichtshofes einen Besuch abgestattet habe. Der reiche Geldmann ließ anspannen und fuhr zu jenem Präsidenten.

— Wo wohnt Herr X.?

— Im fünften Stock rechts.

Ganz erstaunt ob dieser Antwort des Portiers stieg der athemlose Pereira die fünf Stockwerke hinauf und fand in einem ganz gewöhnlich möblirten Zimmer jenen bedeutenden Mann, der eben so bewandert in jener Geldfrage war, als der große Finanzmann.

Pereira, welcher als portugiesischer Jude edlerer Eindrücke fähiger war, als deutsche Juden deren jemals sein werden, stand wie gebannt vor der Geistesgröße dieses armen Mannes, der, nächst dem Geistlichen zu einer der höchsten Ehrenstellungen in der Gesellschaft berufen, hier oben im fünften Stock wohnte und in einem Prozeß maßgebend war, wo es sich um Millionen handelte. An jenem Tage überkam diesem Schloßherrn von Armainvilliers, diesem Geldkrösus das Gefühl, daß es noch etwas Höheres gäbe, als das Geld! Das steht wohl fest, daß ein Richter dieses Schlages niemals wie Humbert darin gewilligt hätte, die Direktoren der Union générale am Vorabend der General-Versammlung der Aktionäre, durch welche alles wieder in's Geleise gekommen wäre, festnehmen zu lassen, nur damit die Unternehmungen einer jüdisch-kosmopolitischen Bank gediehen.

Die Juden wendeten stets alle Mittel an, um es zu erreichen sich solcher Richter, die ihnen unbequem waren, zu entledigen.

Gelegentlich der Abstimmung des Richtergesetzes ereigneten sich im Senat die unerhörtesten Dinge. Die Freimaurer stahlen die Wahlzettel aus den Pulten ihrer Collegen und gaben solche an deren Stelle in ihrem Namen ab. In der Sitzung vom Montag den 30. Juli 1883 erklärte Barthélemy St. Hilaire, er habe von Martel das Mandat erhalten, gegen den Artikel 15 zu stimmen, ein Senator habe sich aber erlaubt, dafür eine dem entgegengesetzte Abstimmung in die Urne zu werfen. Herr v. Kerdel gab die gleiche Erklärung bezüglich des Herrn Dieudé Defly ab. Wie Buffet öffentlich erklärt hat, fand hier also eine Fälschung einer öffentlichen Urkunde statt. Doch was thut das! Die Herren Freimaurer geben Humbert das Zeichen der Verbrüderung (chaine

d'Union) und Humbert, der an jenem Tage den Vorsitz hatte, hohnlächelt als von Gewissenhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit gesprochen ward und versicherte, daß bei der Abstimmung alles regelrecht zugegangen sei. Selbst der römische Senat der spätesten Zeit bot kein so verächtliches Schauspiel [1]) dar.

Dank den beiden Juden Millaud und Naquet gelang der Streich, die christlichen Richter wurden durch jüdische ersetzt, als da sind: Beer, Alphanderry, Eliacin Naquet, Léon, Bloch, Katz, Pontremols, Rosenfeld, Anspach, Sommer, Dalmbert, Durand u. s. w.

Man stelle sich nun einen Christen vor, der vor einem dieser jüdischen Richter zu erscheinen hat. Welche Genug-

---

[1]) Man weiß, daß der Jude Millaud eine Stimme unterschlug, indem er für den Juden Naquet, welcher, in sofern er als Abgeordneter seine Entlassung noch nicht gegeben hatte, kein Recht zur Abstimmung im Senat besaß. Millaud hoffte in Folge dieses Streichs à la Scapin ohne Weiteres so im ersten Anlauf zum ersten Präsidenten des Gerichtshofes zu Lyon, an Stelle des unbescholtenen Millevoye ernannt zu werden, indeß schien doch selbst Martin-Feuillée im entscheidenden Moment die Sache bedenklich und er schreckte selbst vor dieser Wahl zurück.

Dabei beachte man, daß die Unfeinheit dieses Juden, der in so betrügerischer Weise bei einer hochwichtigen Frage verfuhr, durch keinen einzigen von seiner Partei auch nur gerügt ward. Selbst der unanfechtbare Brisson that, als wenn darin nichts Arges liege. Gab es etwas lehrreicheres als jenen Passus im Protokoll der den Moment betrifft, wo der Präsident der Kammer den Rücktritt Naquet's anzeigte?

Jolibois: Wenn der Austritt des Herrn Naquet erst heut als geschehen verkündet wird, so bitte ich zu bestätigen, daß es einen vorgeblichen Senator giebt, der im Senat mitgestimmt hat, ohne das er daß Recht dazu hat. (Beifall auf der rechten Seite. — Lärm.)

Der Präsident: Die Kammer hat jedenfalls vom Austritt des Herrn Naquet in regelrechter Weise Kenntniß genommen und der Präsident hat nur die Befugniß das zu verkünden was in der Kammer geschehen ist. Ist dies nicht ergötzlich?

Uebrigens hat ja die Republik in der parlamentarischen Sitte längst die Gewohnheiten der Freibeuter angenommen. Man stiehlt Stimmzettel, man fälscht sie und ahmt Handschriften nach, ohne daß die Präsidenten, ob es nun Brisson, Floquet oder Le Royer sei, daran denken, dagegen zu opponiren. Laquerre benannte in der Sitzung vom 29. December 1885 die Abstimmung des Abgeordneten Franconie eine „Betrügerei". Raoul Duval erklärte, daß gewisse Stimmen als „Schriftfälschungen, welche vor die Assisen gehörten" zu bezeichnen seien, und der Graf de l'Aigle verglich die Kammer mit einer Räuberhöhle". O du armes Frankreich!

thuung für Jenen über Diesen die Strenge des Gesetzes verhängen zu können! Welch hämisches Lächeln erhellt sein Antlitz, wenn er einen unglücklichen Goy zu Grunde richten kann, indem er die durch den Rabbi Ismael im Talmud in dem Abschnitt Baba-Kamina im Kapitel Ha Gozel (der Dieb) ihm bekannte Vorschrift in Kraft treten lassen kann.

„Kommt in einer Streitsache ein Christ und ein Israelit zu dir und du kannst es einrichten, daß der Israelit nach jüdischem Gesetz Recht hat, so sprich zum Christen so lautet unser Gesetz; oder aber laß den Israeliten nach dem christlichen Gesetz gewinnen und sprich dann zu ihm: so lautet euer Gesetz. Kannst du aber dem Israeliten weder auf die eine noch andere Art zum Recht verhelfen, so bediene dich dem Christen gegenüber der Hinterlist und des Betruges. [1])

Welche zahllosen Skandalosa erfährt man nicht täglich über das Privatleben dieser Menschen. Da verkehren Richter mit den Angeschuldigten, haben dieselben Maitressen und trinken ihnen zu, während sie selbigen oder anderen Tages sie gerichtlich zu verfolgen, oder über sie abzuurtheilen haben.

---

[1]) Die Revue des Études juives erkennt die obigen Citate aus dem Talmud als Uebersetzung von Bruchstücken der Ghemara von Babylon als „genau, vollständig, wissenschaftlich und dem Sinne des Ganzen im Zusammenhang vollentsprechend“ an.

Der Abt Chabauty sagt neuerlich, nachdem das Richteramt den Juden übertragen ist: „Mögen sich Christen fortan hüten, einen Proceß gegen einen Juden oder Freimaurer zu führen“. Und das ist wahrlich ein Rath der Goldes werth ist.

Hunderte von Fällen bestätigen den den jüdischen Richtern innewohnenden Haß gegen Christum und seine Verehrer. Im Monat August 1885 zertrümmerte ein junger Mensch ein Crucifix. Vor den Gerichtshof zu Corbeil geführt, antwortete er „großsprecherisch“ — crânement nennt es die Lanterne — er habe es gethan, weil er das Crucifix hasse. Der Advokaten-Gehilfe Cahen, welcher ihn vertheidigte sagte hierauf: „Wenn der Gegenstand einen äußeren Kunstwerth hätte, wenn es ein schönes Bild wäre, so würde ich für eine strenge Bestrafung stimmen, aber es ist ja nur ein Kreuz!“ Der Präsident Virague d'Apremont, einer der Wenigen, die die Ausmerzung christlicher Richter noch verschont hat, ruft dem Juden zu, ob er sich nicht schäme, worauf jener Advokaten-Gehilfe eine unverschämte Entgegnung machte, und seines Erfolges gewiß, den Präsidenten bei der Lanterne denuncirte, die diesen Richter mit Schmähungen überhäufte und jenen Cahen mit Lorbeeren zierte.

Man hörte auf dem Gericht Gespräche wie das nachstehende, das viele Journale wiedergegeben haben. Der Vorgang ereignete sich im Jahre 1884 im Juni vor dem Assisenhofe von Aude, wo der Angeschuldigte, Namens Guibal, wegen Ermordung eines Mädchens, Marie Coquillière, verurtheilt ward.

Der Präsident befragt den Angeklagten, womit er sich beschäftigt habe.

Ich bin am 1. September in Perpignan angekommen.

Alsdann bin ich zu meiner Nichte gegangen, welche Maitresse des Staatsanwaltsgehülfen der Republik ist.

Sodann habe ich mit ihr und einer ihrer Freundinnen Marie Cerbère, so wie mit dem Herren Staatsanwaltsgehülfen zusammen zu Mittag gespeist. Dann sind wir mitsammen zu den Stiergefechten gegangen.

Dann wollte ich abreisen, aber diese Herren bewogen mich zu bleiben und wir gingen zusammen in den Alkazar.

Der Präsident Roussel: Sie haben doch eine ehrenwerthe Familie, denn eine ihrer Nichten lebt mit dem Staatsanwalt zusammen, die andere mit dessen Gehülfen in Perpignan.

— Ja, Herr Präsident, antwortete stolz der Angeschuldigte.

Die Verhandlungen beim Assisenhofe zu Gard vom Mai 1885 haben die Verbrechen eines Dr. Vigoureux des sogenannten „Engelsmachers" von Laugogne enthüllt, welcher als vorgebliches Opfer des 2. Dezember s. Z. hierfür zum Friedensrichter ernannt worden war. Dieser alte Sünder schändete seine eigene Nichte Philomène in Gegenwart seiner Frau, und jedes Jahr versteckte der Unmensch als Frucht dieses Verbrechens die kleine Leiche eines Kindes in einem Koffer, bediente sich dann seines Diploms als Friedensrichter, machte bei irgend einer Mairie eine bezügliche Anzeige wobei er, sich auf die bei solchen Verbrechen gewöhnlich geheimnißvollen Umständen stützend, in der Regel vorgab, der unheimliche Fund sei in einem Eisenbahnwagen gemacht worden. Nach mehrfach gelungenen Wiederholungen verrieth ihn zuletzt seine Frechheit, indem er eine solche Erklärung zum zweiten Male bei derselben Mairie machte. Dort ward er nun entlarvt und festgenommen, starb aber leider während der Untersuchung im Gefängniß, und nur die Nichte wurde gerichtlich weiter verfolgt.

Die Affaire Guillot hat uns gezeigt, wie es in unserer

Republik mit dem Diebstahl in den Provinzen aussieht. Die Affaire Vigoureux, die plötzlich einen Blick in ein Schandhaus und zu gleicher Zeit auf einen Kirchhof thun läßt, beweist, wie die Ausschweifungen der Eingeweihten in der Provinz durch das Geheimniß der Freimaurerei geschützt sind. [1])

Der erste Präsident des Appellationsgerichts, Namens Périvier, steht auf freundschaftlichem Fuß mit dem Guano-„Dreyfuß“, in dessen Prozeß er als Richter fungirt und wobei er einmal in offner Gerichtssitzung sagte: Wer hätte in unserer Zeit nicht einmal einen Schnitzer gemacht?

Als Rath an demselben Appellhof haben wir noch einen Herrn Marque, aber ich glaube, daß keine besondere Neigung verspürt werden wird, uns näher mit ihm zu beschäftigen.

In einer zwar gleichfalls heiteren, aber doch saubreren Art erzählt Andrieux die Geschichte von einem Vetter Martin-Feuillée's, Namens Martin-Sarzeaud, welcher, als er zum Richter beim Gerichtshof der Seine ernannt war, auf den Gedanken kam, Abends eine Bierstube in der rue Royale aufzumachen, um dadurch seine Einkünfte zu verbessern. [2]) Er vergaß aber häufig, wo er sich befand, so daß, als eines Abends Jemand ein Maaß Bier forderte, er ihm zurief: „fünf Jahre Gefängniß!“ dann wieder, als bei einer Gerichtssitzung der Staatsanwalt seinen Strafantrag gestellt hatte, donnerte er diesem zu: „Ein Glas Aechtes!“

Da das Biergeschäft aber nicht den Erwartungen entsprach, machte Martin-Feuillée seinen Vetter zum Rath beim Gericht in Alexandria mit 48000 Franken Einkünfte.

---

[1]) Ein vom Gerichtshof der Saône et Loire im August 1884 gefälltes Urtheil zeigt, bis zu welchem Punkt alle Behörden im strafbaren Einverständniß mit dem Unrecht stehen. Der Unterpräfekt von Chateau-Chinon Namens Desvoisins, ferner ein Herr du Refuge, Steuereinnehmer, sowie ein Domänen-Verwalter Paris, hatten Revolverschüsse auf eine Privatkapelle abgefeuert, und die Thür mit Kugeln durchlöchert. Für diese Beschädigung fremden Eigenthums wurde dieses treffliche Kleeblatt zu einem Franken Schadenersatz verurtheilt.

Man wird es fast für unmöglich halten daß dem so ist, allein ich übertreibe nicht, die Angelegenheit kann man in der Nummer des Figaro vom 29. August 1884, sowie ganz ausführlich in dem Journal l'Autunois finden.

[2]) La Ligue vom 10. Mai 1885.

Ein Band würde nicht ausreichen, um alle in dies Gebiet einschlagende Fälle aufzuführen. Getreu meinem Grundsatz nehme ich nur solche auf, die der Oeffentlichkeit angehören und die von Niemand bestritten werden können. Wer wüßte sonst nicht weit empörendere und mehr in Erstaunen setzende Fälle zu berichten. In einem Departement, das ich hier genauer bezeichnen könnte, ward ein Notar, der ihm anvertraute Gelder unterschlagen und dadurch viele Personen in große Verluste gebracht hatte, zum Friedensrichter gemacht, um ihn für Dienste zu belohnen, die er bei den Wahlen geleistet hatte. Er besaß die Frechheit, wieder dorthin zurückzukehren, wo er so Viele betrogen hatte, so daß es diesem Vertreter der republikanischen Gerechtigkeit nur durch schleunigste Flucht möglich wurde, sich der Lynchjustiz zu entziehen.

Ein wahrhaft merkwürdiges Specimen eines richterlichen Beamten führt uns der Figaro in der Person eines Herrn Clerget-Allemand, Präsidenten am Civilgerichtshof zu Macon, vor, der ein ganz besonderer Schützling Martin-Feuillée's ist.[1])

Sein Aeußeres ist schadhaft, sein Benehmen störrisch, seine Sprache schroff, so daß man ihm den Beinamen eines „Stahlmauls" beilegte. Nur wenn er sich bei seinen Untergebenen zu Tische lud, ward der Ton seiner Stimme etwas milder, er nannte das in seiner Bescheidenheit „auf die Weide gehen."

Dieser liebenswürdige Mann starb im Juli 1885 und ein Richter der neuesten Gattung, Namens Martin, stellte in der Grabrede den Verstorbenen als das Muster aller bürgerlichen Tugenden hin. Aber ach! Nur zu bald verwandelte sich der tiefe Schmerz aus gleichen Gründen wie bei Guillot in eine allgemeine Bestürzung.

Es stellte sich nämlich heraus, daß dieser würdige Mann die Gegend auf breitester Grundlage ausgebeutet hatte. Außer seinem Gehalt, was er immer schon vorweg bezog, besaß er keine weiteren Einnahmequellen und so hatte er denn mit systematischer Berechnung eine große Anzahl von Personen, darunter sämmtliche von ihm abhängige Beamte in Contribution gesetzt. Notare, Advokaten und Gerichtsvollzieher waren die Opfer seiner Kunstgriffe und Unterschlagungen.

Hierbei ging er in folgender Weise vor. Er ging zu einem Notar, und nachdem er von seinen durch die Reblaus verwüsteten Weinbergen — die selbstverständlich nur in seiner Einbildung existirten — gesprochen,

[1]) Figaro vom 12. August 1885.

lenkte er geschickt auf eine augenblickliche Geldverlegenheit über, und bat den Notar ihm 3000 Franken zu leihen. Das war seine Taxe für Notare. Dieser, um sich nicht mit dem Präsidenten schlecht zu stellen, bequemte sich, bon gré mal gré, zur Herausgabe des Geforderten.

Vierzehn Tage später klopfte Clerget bei einem anderen Notar an, erzählte dieselbe Geschichte und schloß mit der Bitte um die unvermeidlichen 3000 Franken. Jener, glücklich sich dem Präsidenten verbinden zu können und überzeugt, daß er der einzige so „beehrte“ sei, holte seine drei Bankbillets à 1000 Franken vor und zahlte. So wurden nach einander sechs Notare von Mâcon barbiert. Der eine von ihnen erhielt sogar zwei Besuche jeden à 3000 Franken macht 6000 Franken. Alle diese Darlehne waren gegen Verzinsung erhoben, aber der gute Präsident scheerte sich so wenig um die Zinsen als um das Kapital. Einer entschloß sich eines Tages ihn an die Zinszahlung zu erinnern. Keine Antwort. Aber nach einiger Zeit erhielt er vom Präsidenten eine Aufforderung zu einer amtlichen Abrechnung, auf die er nicht gerechnet hatte. Ah ha! dachte er, das sind meine Zinsen!

Das mußte man diesem Präsidenten lassen, er war unermüdlich in derartigen Besteuerungen. Sein Grundsatz war: nimm, wo du es kriegen kannst. Die Notare zu Mâcon erhielten hierfür die triftigsten Beweise.

Ebensowenig wurden Advokaten und Gerichtsvollzieher verschont, und was seine Lieferanten anbelangte, so mußten auch sie lange auf Zahlung warten. Ein Weinhändler aus Mâcon hatte eine Forderung von 800 Franken für gelieferte Weine und 100 Franken baares Darlehen. Kein Wunder, rief Jener später aus, daß er meine Weine stets vortrefflich fand. Alle Wetter auch! Zu dem Preise!

Der Staatsanwalt Beyne zu Mont de Marsan, nöthigte ein junges Mädchen, die eines leichten Vergehens halber angeklagt war, sich ihm hinzugeben, dann solle sie unbestraft bleiben, bedrohte sie dagegen mit der ganzen Strenge des Gesetzes, falls sie seinen schmutzigen Antrag zurückweise. Das junge von ihm geschwängerte Mädchen mußte, um von dieser tugendhaften Gerichtsperson die ihr zustehenden Alimente zu erhalten, ihn erst vor Gericht laden. Den Gerichtsvollzieher Souques, der ihm diese Vorladung überbrachte, ließ er gerichtlich verfolgen. Schließlich entstand hieraus ein solcher Skandal, daß man sich entschloß, diesen seltsamen Vertreter der öffentlichen Sittlichkeit abzuberufen und er kam laut Urtheil des Appellationsgerichtes zu Pau mit einer Geldstrafe von 1000 Franken wegen verläumderischer Bezichtigung davon.

Ganz Paris widerhallte von den widerwärtigen Streitigkeiten zwischen Eduard Laferrière und einer seiner ehemaligen

Maitressen. Dieser Stadtrath [1]) hatte ein junges Mädchen verführt und sie dann verlassen, um eine reiche Heirath zu machen. Ueber dergleichen, was zu den Gewohnheiten dieser Art Leute gehört, darf man sich nicht wundern. Indeß pflegen doch selbst die Verworfensten unter ihnen dergleichen Conten glatt zu begleichen. Dieser eifrige Freimaurer der Loge vom Réveil maçonnique zu Boulogne-sur-Mer, fand es indeß gerathen, nachdem er sein Opfer ausgezogen hatte, es zu verlassen, dann aber es einsperren zu lassen, um es zu verhindern, Widerspruch zu erheben.

Das Opfer jenes Mannes, Mademoiselle Niemowska, hat die Thatsache in der Klage, welche sie dem republikanischen Staatsanwalt übersandte, ganz genau erzählt.

Hiernach hatte man versucht, im Namen der Polizei gewaltsam in die Wohnung der Mlle. Niemowska einzudringen, und diesen Versuch am 9. Oktober von Morgens früh 7 Uhr bis 4 Uhr Nachmittags beharrlich, wenn auch vergeblich, fortgesetzt.

Der Mann, welcher sich hierbei unter dem Namen Durand für den Polizei-Commissär ausgegeben hatte, hieß Clément, er begegnet uns überall, wo es sich darum handelt, das Hausrecht zu verletzen, und ein gefahrloses Attentat oder eine Ungesetzlichkeit zu begehen.

Man muß einräumen, daß unsere armen Verbannten einige Freude empfunden haben mögen, wenn sie das nichtswürdige Kleeblatt genauer betrachteten, welches am stärksten bei der Ausführung dieser Dekrete betheiligt war. Cazot, der Mann des Gesetzes, wird nach dem Banquerott der Société d'Alais-au-Rhône von den Aktionairen gerichtlich verfolgt und ist genöthigt, seine Entlassung als Präsident des Cassationshofes zu nehmen. Laferrière, der Vertreter der Rechtswissenschaft, läßt die Thüren seiner früheren Maitresse einschlagen, um sich in Besitz ihn compromittirender Briefe zu setzen. Clément, der richterliche Beamte, zur Hälfte ein Lebel, zur Hälfte ein Lecoq, bemüht mit der dreifarbigen

---

[1]) Seither ist Laferrière zum Vice-Präsidenten des Staatsraths ernannt.

Schärpe umgürtet die Liebschaften der Stadträthe zu begleichen.

Solchen Zuständen gegenüber wird der verzweifelte Entschluß jenes Pfarrers im Departement der Seine et Marne erklärlich, als er von der Judenbande verfolgt, in seiner Rathlosigkeit selbst Hand an sich legte. Man muß den Bericht hierüber in der Lanterne vom Sonntag den 18. November 1883 lesen, es giebt nichts tieftraurigeres. Der ganze Vorgang ist übrigens in einer später erschienenen Broschüre geschildert. Der Unglückliche, ruhig und zufrieden nach einem guten Tagewerk in seine Behausung zurückkehrend, findet in einem Brief eingeschlossen jenes Journal, welches die schändlichsten Verläumdungen gegen ihn enthält. Er ruft aus: „Ich bin verloren!"

Nun bricht der Sturm im Gehirn dieses armen Dorfpriesters los; er setzt eine letzte Unschuldsbetheuerung schriftlich auf und versucht dann sich mit Kohlendunst zu ersticken und da ihm dies nicht gelang, so geht er auf seinen Boden, wo man ihn anderen Morgens erhängt fand.

Ohne Zweifel ist der Selbstmord das schwerste aller Verbrechen, weil es nicht bereut werden kann, es gleicht dem Judasverbrechen. Vom rein menschlichen Gesichtspunkt aus, ist aber ein Selbstmörder häufig nicht mehr als zurechnungsfähig zu betrachten, wenn er sieht, daß die Meute, der er sich nicht zu erwehren vermag, auf ihn einstürmt und alle Hülfe ihm abgeschnitten ist. Diese Woche war in Ferrières eine Jagd; man stelle sich nun den armen Pfarrer vor, wie er gegen die Juden der Lanterne einige dort eingeladene, welche sich vergnügt zum Jagd-Rendez-vous begaben, um Beistand anruft. „Mein lieber Abt, ich bitte Sie, die Juden sind ja entzückende Menschen, lesen Sie doch nur die Zeitungen, die Baronin besitzt die schönsten Sammlungen, und welch schöne Waldungen hat der Baron; . . . ich würde mir lebenslang Vorwürfe machen, ihn auch nur wegen einer Parforce-Tour haben warten zu lassen."

Und die Eingeladenen waren zufrieden gestellt, denn es wurden doppelte Fanfarren geblasen; eine für den Hirsch und die andere für den Menschen. Aber unsere eleganten Sportsdamen, jene reizenden Christinnen vom Fauborg St. Germain,

lächelten verliebten Auges über die etwas schwerfällige Grazie und die stark gewürzten Scherze des schönen Barons Moritz Ephrussi, des Sohnes jenes Odessaer Aepfelhändlers, ohne sich viel um jenen alten Priesterrock zu kümmern, welcher in einer Pfarrwohnung auf einem Dorf hängte und in welchem die erstarrten Glieder eines Dieners Jesu Christi steckten.

Es ist kaum zu glauben, welch' unverschämte ganz aus der Luft gegriffene Verläumdungen die Juden über alles was die christliche Kirche angeht anzuhäufen verstehen.

Wer kennt nicht Howard, eine der hervorragendsten Gestalten in der bischöflich englisch-katholischen Kirche? Wohlan, hören wir, was die Archives israëlites[1], dies officielle jüdische Blatt, welches zwar vorsichtiger als die Lanterne, aber glühender als diese in ihrem Haß, über diesen Mann, den sie für einen Prager Juden hält, aussagte:

Howard ist kein geborener Katholik; nicht das Weihwasser hat die Unsterblichkeit seiner Seele gesichert, sondern das Wasser des rothen Meeres, durch das unsere Vorfahren gegangen sind; das Wasser Mohel's. Diese Operation ward vor etwa 40 Jahren an dem Körper des nunmehr Hochwürdigen in der Stadt Prag vollzogen, und als sein Vater während jener Ceremonie der Beschneidung die gebräuchlichen Gebete verrichtete, ahnte er nicht die zukünftige Größe seines Sohnes! Der alte Austerlitz — so ist der wahre Name dieses Erzbischofs von St. Peter — hat aber diese Erhöhung seines Sohnes niemals gewünscht, denn er war unserer Religion aufrichtig ergeben und selbst die Tiara hätte ihn nicht dazu bewegen können, seinen Glauben abzuschwören. Sein Sohn, der Hochwürdige, ist in den gesunden Ueberlieferungen der jüdischen Religion erzogen worden und hat aller Wahrscheinlichkeit nach vor seinem fünfzehnten Lebensjahre nie den Fuß über die Schwelle einer christlichen Kirche gesetzt.

Die geistigen Fähigkeiten des jungen Austerlitz zogen, so heißt es dort weiter, die Aufmerksamkeit des Prager Rabbiners Teweles auf sich, und es befaßte sich dieser mit dessen weiterer Ausbildung und gab ihm einige Anleitung in der Musik. Beim Tode des Vaters mußte sich der junge Mann durch Unterrichten ernähren und ward später Violinist beim Prager Theater.

Hier ward ihm, so fahren die Archives fort, die erste Erleuchtung zu Theil und zwar in Gestalt einer — jungen Engländerin, deren hervorragende Schönheit auf den jungen Virtuosen einen tiefen Eindruck hervorbrachte. Howard verließ das Theater, siedelte in das Haus der

reichen Engländerin über und konnte anderen Tages den Angehörigen seiner Schüler melden, daß er fortan keinen Privatunterricht mehr ertheile. Im Jahre 1852 ward er aufgefordert nach England zu übersiedeln und nahm dies an.

Weitere Nachrichten über seinen ferneren Aufenthalt in jenem Lande fehlen uns, wir wissen nur, daß er in die hocharistokratischen Kreise Londons und Dublins eingeführt ward, zum Christenthum übertrat und sich der theologischen Laufbahn widmete. Aus dieser Veranlassung wechselte er seinen bisherigen Namen Austerlitz in Howard. Der Erzbischof Manning beehrte ihn mit seiner besonderen Gunst, und er ward fortan bei der weiblichen Aristokratie hochbeliebt. Pius IX., dessen Schönheitssinn sehr entwickelt war, gab dem jungen Priester den Titel eines „Cameriere della sua Santita", eine Auszeichnung, mit welcher das Prädikat „Monsignor" verbunden ist. Um dem neuen Kammerherrn des Papstes ein angemessenes äußeres Auskommen zu sichern, machten ihm die Damen der englischen Aristokratie eine Summe von 30000 Pfund Sterling zum Geschenk. Nach England zurückgekehrt, öffneten sich dem neuen Cameriere, der sich der ganz besonderen Gunst der fürstlichen Familien Barberini und Borghese, so wie der angesehensten römischen Häuser erfreute, die ersten aristokratischen Salons. Noch heut ist Howard von der alten gewinnenden Liebenswürdigkeit und dabei befindet sich der Prälat in einer äußeren Lage, in welcher er weitere Protektion entbehren kann. Der rothe Hut ist ihm sicher, doch wissen wir nicht, ob Se. Eminenz sich noch der trüben Stunden, die er im Prager Ghetto und beim alten Rabbiner Teweles verlebt hat, erinnert. Dieser hatte gehofft ihn zu einer Leuchte Israels zu machen und wer weiß, ob er sich dann nicht viel glücklicher gefühlt hätte, als in seiner jetzigen Herrlichkeit![1])

Daß an dieser ganzen Darstellung kein wahres Wort ist, braucht kaum hinzugefügt zu werden. Jeder Engländer kennt Howard's Herkommen. Er ist der Vetter des Herzogs von Norfolk, auch sein Geburtsort ist in der Liste des Prälaten des römischen Hofes verzeichnet.

Edoardo Howard, nato in Hainton, diocesi di Nottingham, 13. febbraio 1829, della s. m. di Pio IX. creato et pubblicato addi 12. marze 1877, del titolo dei S. S. Giovannie Paolo, Arciprete della Patriarcale Basilica Vaticana, Prefetto della S. Congregazione della R. Fabbrica di S. Pietro.

Im katholischen Collegium zu Oscott erzogen, trat Howard als Offizier in die Garde und führte beim Leichenbegängniß Wellington's im September 1852 eine Abtheilung. Hochangesehen in der vornehmen, englischen Gesellschaft, folgte

---

[1]) Archives israélites Vol. 36, die Nummer vom 1. August 1875

er einem inneren Drange und erhielt 1853 in Rom die Weihen.

Pius IX. verlieh ihm den Purpurmantel. Leo XIII. gab den edlen Gesinnungen, die ihn beseelten, einen erneuten Ausdruck, indem er bei Gelegenheit der Heiligsprechung der Jungfrau von Orléans einen Engländer, der selbst Soldat war, zum Kardinal ernannte, gleichsam um der der Heldin erwiesenen Ehre gleichzeitig einen versöhnlichen Charakter beizulegen.

Doch, was geht das alles die Juden an! Wenn nur der Nutzen erreicht ist, den die Erzählung der Geschichte eines Violinisten bei einigen sie unterhaltenden Engländerinnen ermöglicht, noch dazu, weil Paul Bert sie dann nach einigen Jahren bei passender Gelegenheit auf der Rednerbühne in der Kammer wieder aufwärmen kann.

Wenn wir schon einen Träger eines so bedeutenden geistlichen Amtes, wie Frairot, darauf Verzicht leisten sehen, den Kampf aufzunehmen, so begreift ein Jeder, wieviel weniger unsere einfachen Lehrer der geistlichen Brüderschaften, die von all' den Anschuldigungen oft das zehnte Wort nicht verstehen, sich zu vertheidigen verstehen. Schon ehe sie vor Gericht erscheinen, sind sie bereits von oben bis unten mit Koth überschüttet.

Nie ist mir etwas von so vollendeter grober Anschuldigung vorgekommen, wie das gegen einen Bruder Numasius Vorgebrachte; selbstverständlich wurde er — wohlverstanden von den Geschworenen — freigesprochen, da natürlich alle jene Anschuldigungen gänzlich unbegründet waren. Ebenso wurden die Brüder Halp, Baschian und Meillier freigesprochen, die man buchstäblich mit Schimpf und Schande bedeckt hatte. Die jüdische Freimaurerei hat dabei dennoch ihren Nutzen; sobald sie beabsichtigt, eine weltliche Schule einzurichten, während in der betreffenden Gegend die geistlichen Brüder angesehen und beliebt sind, erhebt sie ohne Weiteres gerichtliche Anklage gegen dieselben.

Wird der Unschuldige verurtheilt, desto besser, gelingt es ihm, glücklich aus der ihm gelegten Schlinge zu entkommen, so ist er immerhin beschimpft und anrüchig sechs Wochen lang im

öffentlichen Gerede; und man kommt mit einer Ehrenerklärung, die auf eine Zeile gebracht wird, davon, während die Anschuldigung drei Spalten einnahm.

Mitunter treten auch merkwürdige Zwischenfälle ein. Zwei Juden fallen über einen Priester her, Jeder schuldigt den Andern an, eine Verläumdung grober Art begangen zu haben. So beschuldigte der Jude Eugen Mayer den Juden Paul Strauß, sich unbefugter Weise etwas litterarisch ihm Zugehöriges angeeignet und es für eine Depesche nach Toulouse benutzt zu haben. In diesem Falle, entgegnet Strauß, handelt es sich doch hauptsächlich um die gute Sache, und dann ist alles erlaubt.

Inzwischen erfährt man, daß der eifrige Opportunist Paul Strauß, gegenwärtig Stadtrath, im Jahre 1879 wegen Desertion und anderer kleiner Sünden, zu 3 Jahren Strafarbeit verurtheilt ward. Das so nebenbei, denn dergleichen nimmt im Uebrigen heut zu Tage Niemand mehr Wunder.

Weshalb sollten denn auch die Menschen, die uns heut beherrschen, sich ein Gewissen daraus machen, uns Katholiken, denen sie unversöhnlichen Haß schworen, zu verfolgen, da sie doch nicht zögern, selbst gegen diejenigen in mörderischer Weise vorzugehen, welche manche ihrer Anschauungen theilen, aber vermöge eines ihnen innewohnenden Fonds von Rechtschaffenheit vieles schlecht und verdammenswerth finden, was Jene thun?

Der Tod des unglücklichen St.-Elme ist sicher einer der unerhörtesten Vorfälle unserer Zeit. Jener Mann hatte eine von der meinigen ganz abweichende Ueberzeugung und man wird mich daher nicht der Partheinahme für verdächtig halten. Die Beseitigung eines Schriftstellers durch Häscher ist jedoch ein des 19. Jahrhunderts so unwürdiger Vorgang, daß er die allgemeinste Verachtung verdient.

St.-Elme hatte als Redakteur eines bedeutenden Journals mit großem Freimuth gegen den Opportunismus angekämpft, der in Korsika Platz griff und der sich auf habgierige und verderbte Persönlichkeiten stützte, wie sich dergleichen auch in der sonst soliden, rechtschaffenen und loyalen Einwohnerschaft daselbst, wie überall, finden.

Seine Angriffe richteten sich namentlich gegen die Handlungsweise des Präfekten Trémontels, welcher, wie er sich ausdrückte, „aus der Präfektur eine Zufluchtsstätte und eine Filiale des Raubgesindels (une succursale de la forêt de Bondy) gemacht habe."

Emanuel Arène hielt seine Kandidatur für gefährdet und versuchte den Herrn aufzuspielen, welcher alles, was ihm in den Weg kommen möchte, ohne viel Federlesens beseitigt, gleichsam wie Châteaufort de Cyrano de Bergerac erklärend: „daß er mit den vier Elementen kurzen Prozeß machen, und dem Menschengeschlecht noch drei Tage Lebensfrist schenken werde."

St.-Elme, welcher Offizier gewesen war, antwortete diesem Eisenfresser kaltblütig, er sei bereit, ihm auf halbem Wege bis Marseille entgegenzukommen.

Der erschreckte Arène warf sich in die Arme Veil Picard's und Waldeck-Rousseau's, die geheimen Fonds wurden zur Verfügung gestellt und einige Tage später erfolgte ein meuchelmörderischer Angriff auf den gefürchteten Schriftsteller durch als Bürger verkleidete Polizei-Agenten. Sobald St.-Elme von seinen Wunden wieder hergestellt war, suchte er um eine Erklärung über diesen Vorfall beim Polizei-Präfekten nach,[1]) welcher seine Sitzungen im Kaffee Solferino hielt, wo sich sein Bureau befand. Die Präfektur ließ ihn durch den

[1]) Dieser Präfekt, welcher sich großartig von Trémontels nennen ließ, hieß eigentlich ganz einfach André. Er war, ehe er hier nach Korsika kam, Präfekt in Avignon gewesen, und es hieß er habe auf diesem Posten zahlreiche Unterschlagungen, mit Hülfe fingirter Quittungen oder Zahlungsanweisungen verübt; wenigstens bezeugt dies, ein von seinem Nachfolger Demangéat, an die Nouvelle Presse gerichteter Brief, der dort am 12. November 1884 veröffentlicht ward: „Ich habe zu wiederholtenmalen", sagte dort Demangéat, „und trotz zahlreicher, mir Seitens des Direktors der departementalen Angelegenheiten M. Leguay, der mit den Akten betraut war, gewordener Zuschriften es abgelehnt, nicht gehörig belegte Rechnungen als richtig anzuerkennen."

Allerdings wurden gelegentlich einer in der Kammer am 10. November 1884, bei der Wiederberufung des genannten Demangéat, als Gefängniß-Inspektor, durch den Staatssekretär im Ministerium des Inneren Laroze, Zweifel über die Ehrlichkeit des Herrn laut, und er ward unter dem Ministerium Bresson wieder bei der Verwaltung eingestellt.

Portier der Präfektur unter dem Beistand des Besitzers jenes Kaffeehauses mit eisernen Stöcken bearbeiten, und um sicher zu sein, daß der Ueberfall gelänge, hatte der Staatsanwalt jenem, von allen Seiten bedrohten Manne verboten, Waffen bei sich zu tragen, und ließ, bevor er wieder angefallen ward, ihn stets durchsuchen und nöthigenfalls entwaffnen, damit er sich nicht vertheidigen könne.

Der Prozeß dieses Journalisten, der durch seinen Krankheitszustand sehr verzögert ward, war wahrhaft ergreifend. Man mußte ihn auf einer Tragbahre schwer krank in die Sitzung transportiren. Neben ihm seine arme schwangere Frau, die ihrem Mann nicht von der Seite ging und ihm fortwährend den kalten Schweiß von der Stirn wischte.

Und nun geschah etwas, was bisher in Frankreich unerhört war; während die Attentäter, sicher, nicht bestraft zu werden, sich im Audienzsaal brüsteten, behauptete der schuftige General-Advokat Brissaut, indem er den röchelnden Angeklagten beschimpfte und verhöhnte, daß seine Angreifer sehr richtig gehandelt hätten und er sich nur verstelle.

Im Zuhörerraum wurden entrüstete Widersprüche laut, die Brissaut, sich niedersetzend, mit Hohnlachen beantwortete. St.-Elme machte seine vergebliche Anstrengung, zu antworten. Es gelang ihm nicht. Einige Stunden später war er todt.

Diese scheußlichen Szenen sind in Aller Gedächtniß. Die bei der Interpellation Seitens der äußersten Linken in der Kammer über diese Vorfälle in Korsika geschehenen Aeußerungen werfen auf unsere öffentlichen Zustände die schärfsten Lichter. Mord durch Briganten, welche ein Präfekt besoldet, [1])

[1]) Der Generalrath von Multedo sagte mir, man hätte keinen Begriff, was der Opportunismus in einigen Jahren aus Korsika gemacht habe. Man ist zu einem Zustand völliger Verwilderung zurückgekehrt, das Gesetz existirt nur noch für diejenigen, welche nicht der herrschenden Bande angehören. Am 25. Januar 1885 ward ein Arbeiter, Namens Dominikus Anton Urbain, von fünf Messerstichen in der Herzgegend durchbohrt. Derjenige, welcher dies vollführte, ein gewisser Franchini, welcher schon in der Elmeschen Affaire eine Rolle gespielt hat, ward vom Gerichtshof zu Ajaccio freigesprochen, und der getroffene ward in die Kosten ver-

Betrügereien bei den Wahlen, Bestechungen aller Art, gewährte Hilfe für Viehschaden, der nie eingetreten war, alles das hat man erlebt. Als Douville-Maillefou diese Schmutzfluth sich gegen die Regierung aufthürmen sah, überkam ihn ein Gefühl, wie es Einen wohl überkommt, wenn man das entfesselte Meer sieht, und er rief mit einem gewissen Galgenhumor: Nur mit allem frisch heraus, daß die Schande über uns zusammenschlage!

Die Kammer jedoch ließ sich nicht einmal zu einem Anstandstadel gegen Trémontels und Brissaut herbei und ging einfach zur Tagesordnung über.

Nichts war reizender als die unverbesserliche Haltung Brissons.

So oft von der Rednerbühne aus versucht ward, eine der mannigfachen Pflichtvergessenheiten der Minister oder der Männer in öffentlichen Stellungen aufs Tapet zu bringen, die materiell oft so überaus schwer nachzuweisen sind, rief er: „Beweise!“

Allein hier gab es unanfechtbare Beweise durch die Schlußanträge der Vertreter von Korsika: Emanuel Arène [1]) und Peraldi. Aber der Präsident erklärte, indem er plötzlich seine Taktik änderte: „daß persönliche Bemerkungen nicht mehr in dieser Sache zulässig seien.“

Und doch war jeder Zweifel ausgeschlossen. Der frühere Chef der Kassenführung der Gesellschaft Morelli, Namens Semeriva, bezeugte, daß Arène und Peraldi für die Vortheile, welche sie der Gesellschaft durch ihre Stellungen als Abgeordnete zugewendet hatten, ein monatliches Honorar bezogen hätten. Blatt 105 der Briefabschriften der Gesellschaft enthalte nachstehende Zuschrift:

---

urtheilt. Jeder ist hier sein eigener Richter. Die Zahl gedungener Mörder, die sich versteckt halten, und welche unterm Kaiserreich bis auf 60 zusammengeschmolzen war, ist jetzt wieder auf 1200 gestiegen.

[1]) Man vergleiche außerdem das Journal officiel vom 6. und 8. Juni 1884, ferner die Question Corse, von E. Judet und den Neudruck des Journals Samviero dessen Redakteur St. Elme war.

Folio 105. Marseille, 24. August 1883.
Herrn Peraldi,
Abgeordneten für Korsika.
Rue de Monsigni in Paris.

Wir haben die Ehre, Ihnen beigeschlossen, unter diesem Kouvert eingeschrieben die Summe von 750 Franken in Bankbillets à 100 und 1 à 50 Franken als Betrag Ihres Gehaltes für den Monat August zu übersenden.

Empfangen Sie u. s. w.

gez. Semeriva.

Ferner bezeugte Semeriva, daß die Bücher der Gesellschaft unterm 14. Dezember 1884 folgende Notiz enthielten:

Entschädigung für den Monat November 1883: 750 Franken für Peraldi, und 1000 Franken für den Monat November 1883 für Arène.

Peraldi entschuldigte sich sehr schwach, indem er anführte, er sei Notar, was natürlich allgemeines Erstaunen bei Denen hervorrief, welche nicht begriffen, was ein Notar dort zu schaffen gehabt. Hätte er ein gutes Gewissen gehabt, so mußte er darauf bestehen, daß ein Ehrenrath sich auf der Stelle von der Unwahrheit des Behaupteten Ueberzeugung verschaffe.

Doch er hütete sich sehr dies vorzuschlagen, und die Vereinigung der Republikaner hielt den jungen Gelderdefraudanten an ihrem Busen warm. Ranc, der bei der Affaire Bolland sich unter dem Vorwande, die Freunde Gambetta's dürfe man nicht verdächtigen, wie unsinnig geberdete, gab hier kein Lebenszeichen von sich; und auch er konnte doch sehr leicht in den Büchern der Gesellschaft nachschlagen.

Dennoch ruht die Freimaurerei noch lange nicht, sondern träumt noch fortwährend davon, den Verfolgungs-Apparat noch zu verbessern. Der Untersuchungsrichter Guillot, dessen Offenheit ehrend anerkannt werden muß, hat nachgewiesen, daß das neue Gesetz über die Einleitung eines Kriminal-Prozesses dem Bürger jeden Rückhalt gegen eine an ihm verübte Willkühr entzieht.[1])

---

[1]) Des Principes du nouveau code d'instruction criminelle, par Guillot, juge d'instruction.

Wir haben hier, nochmals sei es gesagt, ein förmliches System einer Regierungsgestaltung, welche geschichtlich denkwürdig bleiben wird. Während sich die Schreckenszeit auf die Männer der Gewalt und der rohen Kraft stützt, sucht das heutige Regime seine Stärke auf die List, den Betrug und die Rücksichtslosigkeit zu begründen, es verbündet diese drei Faktoren zu eine Art von Syndikat, eröffnet diesem gleichsam einen gesetzlichen Kredit, und zwingt es durch Einschüchterung, diesen Kredit wieder aufzuheben; von bestimmten Gattungen treuer Ergebenheit wird die Straflosigkeit abhängig gemacht; so gestattet man, je nach dem, zwei bis drei Gesetzübertretungen oder Vergehen, etwa wie man ein Tabacksbureau bewilligt.

Was weder Ignatus, noch Guillot oder Andere beachteten, die sich mit der Verfolgung durch die freimaurerischen Gerichte befaßt haben, das ist der psychologische Zustand aller, ob kleinen oder großen Verfolgten, durch den ihre Pein bedeutend vergrößert wird, ein Zustand, der sie gänzlich außer Stand setzt, sich zu vertheidigen. Die Richtigkeit eines sehr einfach scheinenden Wortes Taine's bestätigt sich auch hier: „Die Revolution gleicht der Rückkehr zum Naturzustande". Das Unglück der ehrenhaften Verfolgten ist eben, daß sie die Civilisirten sind und bleiben, daß sie sich von dem Gedanken nicht trennen können, unter dem Schutz der Gesetze zu stehen, daß ihre Richter aber gerechte Richter seien, daß Polizei-Verwaltung und Recht ordnungsmäßig funktioniren. Die Beschuldigung deren man sie bezichtigt, hat für sie die Bedeutung, als befänden wir uns in normalen Zuständen.

Stets erinnere ich mich einer niedlichen Geschichte, die mir einmal Alexander Dumas erzählt hat.

Ihm begegnet eines Tages in einem Salon eine Frau, welche, nachdem sie zwanzig Jahre den Kehrbesen geführt, sich in die sogenannte feine Gesellschaft, oder in eine ihr ähnlich sein sollende hineinlancirt hat.

Diese Frau erklärt ihm rundheraus, er habe in all seinen Schriften eigentlich doch nur ungesunde Mittelmäßigkeiten, niemals aber eine anständige Frau auftreten lassen.

Dumas horchte hoch auf. Wäre ihm dieser Vorwurf

von einem unschuldigen jungen Mädchen gemacht worden, so hätte er geschwiegen und gelächelt. Aber auch wenn der Erguß eines geprüften Herzens, die Frucht tiefer Leidenschaften, welche das Wesen der Menschen häufig schwach erscheinen lassen, zu ihm gesprochen hätten, so hätte der Verfasser der Demi-monde, so stark auch sein Geist ist, vermöge der Zartheit seines Herzens, die das Gemeine nicht kennt, dennoch geschwiegen. Da aber diejenige, welche sich hier aussprach, eine Prostituirte für Geld war, die durch die Prostitution Wohnung, Equipage, Gemälde und Schmuck erwarb, und nun begann von der Tugend, von der Beschimpfung gefallener Mädchen und von verdorbenen Schriftstellern zu sprechen, fixirte sie Dumas mit seinen scharfen blauen Augen, und, indem er ihr einen heftigen Schlag vor den Leib gab, sagte er nur: „Bist Du nun fertig?“ Und Thränen traten dem Geschöpf in die Augen . . . .

Bist Du nun fertig? Das ist auch hier das passende Wort. Selbst die schamlosesten unter unseren ränkevollen Republikanern, unter den ehrlosen Richtern und den mit den Verbrechern auf vertrautem Fuß lebenden Verwaltungsbeamten zögern doch mitunter, sich an einen echten Pariser heranzumachen, der gewöhnt ist, sich nur Zwang gegen wirklich ehrenhafte Personen aufzuerlegen. Sie fürchten eben jenes spöttische, verächtliche und rächende: Bist Du fertig? was diesen Unverschämten ihre ganze infame Vergangenheit vorhält.

Priester, einfache Menschen und Greise, welche gewohnt sind die gesellschaftlichen Rücksichten stets im Auge zu behalten, bekommen es selten fertig, dies: Bist Du fertig? auszusprechen. Malesherbes hat es auch nicht zu Fouquier-Tinville gesagt, und es ist das ekelhafteste und zu gleicherzeit lächerlichste Schauspiel, was man sich vorzustellen vermag, wenn man sieht, wie all jene bedeutenden Parlamentarier, jene ernsten und verehrungswürdigen Persönlichkeiten sich herablassen mit diesen Erbärmlichen, die mit Blut befleckt unsere Gerichtssääle füllen, noch mit Gründen zu streiten. Jene Opfer der Freimauerei, welche in irgend einen Hinterhalt gelockt sind, oder die durch eine gegen sie geplante List zu Tode getroffen sind, ziehen sich über ihr Unglück nachgrübelnd in irgend

einen versteckten Winkel zurück; der alternde Gatte sieht seiner alten Lebensgefährtin in's Auge und beide haben sich verstanden, sie hegen den gleichen Gedanken, zu lange gelebt, eine zerstörte Existenz zu haben, und so halten sie sich in ihrer Treuherzigkeit selbst für entehrt. [1])

Was könnte man von solchen stillen Leiden, von jenen Schmerzensszenen die sich in jeder Stadt, ja fast in jedem Dorfe ereignen, niederschreiben. Eine Schilderung die herzzerreißend, wie ein Dolch treffend, und dabei ganz wahr, all dies in einem Wort vereinigt vermag nur Einer unter uns zu geben, und das ist Alfons Daudet. Vielleicht thut er es noch.

Wie verführerisch wäre das für eine wahrhaft edle Seele! Denn es giebt ja so viele einfache bescheidene Menschen, bei deren Anblick, im Kampf mit dieser furchtbaren fortrotirenden Regierungsmaschine mit ihren verruchten Führern, man von einer tiefen Bewegung ergriffen wird.

Fest hat sich mir die Geschichte jenes armen Organisten in der Kathedrale zu Uzès eingeprägt, die ja alle Journale brachten. [2]) Dieser Mann war ein Typus eigener Art, etwa wie der Rath Krespel, jener halbphantastische Kapellmeister E. T. A. Hoffmann's, der außerhalb der wirklichen Welt ganz in musikalischen Träumereien lebt, und überall wo er geht und steht die göttlichen Melodien, die in ihm anklingen, durch sein stilles Lächeln andeutet. Die Stunden, welche er in der Stadt und in einem Kloster giebt, lieferten ihm das Wenige, dessen er zu seinem chimärischen Dasein bedurfte. Weihnachten war vor der Thür und er hatte für dies hohe Fest ein Musikstück vorbereitet, was der unsterblichen Meister Paesiello und Palaestrina würdig sein sollte. „Sie werden es hören" sagte er, und sein Gesicht strahlte vor Entzücken.

Aber die Freimaurer jener Stadt, welche in einem kleinen Hause wie es Goncourt in seiner Fille Elisa beschrieben

---

[1]) Ich erinnere an den Tod eines alten Richters Namens Maîtrejean, der von Martin Feuillée gemaaßregelt wurde, in Folge dessen von tiefer Melancholie befallen ward, und sich im Monat Februar 1885 selbst entleibte.

[2]) Im Februar 1883.

hat, zusammen kamen, haben geschworen, diesen einfachen, unbefangenen Menschen zu verderben.

Der Untersuchungsrichter sieht sich im Geist schon an der Stelle des Großsiegelbewahrers, wenn es ihm gelingt diesen Unschuldigen zu verurtheilen. Kurz, der Musiker wird einer abscheulichen That beschuldigt und festgenommen.

Ein erster Erfolg ist erreicht. Die Oberin des Stiftes St. Maur stirbt vor Schreck, als man ihr mittheilt, was im Werk ist. Wie war es aber möglich, daß so etwas geschehen konnte, es war eine materielle Unmöglichkeit, da stets eine Schwester und die Verwandten in den Musikstunden zugegen sind.

Nichtsdestoweniger blieb der Gefangene drei Monat hinter Schloß und Riegel, sich vergeblich gegen diese Beschuldigung verwahrend.

Dreimal muß die Untersuchung mangels irgend welcher Beweise geschlossen werden, dreimal beantragen die Freimaurer die Wiederaufnahme.

Endlich wird der unglückliche Musiker vom Assisenhof freigesprochen, weil nicht der Schatten eines Beweises gegen ihn zu erbringen war. „Einerlei", sagte einer jener Freimaurer, „wir haben doch verhindert, daß er seine Musik in der Kathedrale aufführen konnte."

Immerhin lassen sich die Schwachen vieles bieten und man zwingt sie schließlich durch Hunger. In einem Winkel des 11. Arondissements in der rue des trois-Bornes finden wir eine arme Familie klagend das Bett eines sterbenden Kindes umstehend. Weder Nahrung für die Gesunden noch Arznei für das kranke Kind ist vorhanden und man erwartet mit Ungeduld die Antwort auf die an eine Wohlthätigkeitsanstalt gerichtete Bitte um Unterstützung . . . Endlich trifft die Antwort ein . . Die Eltern hatten früher einmal erklärt, daß der älteste Sohn die Schule der geistlichen Brüder besuche; statt einer Unterstützung schickt man ihnen den Aufnahmeschein des Knaben zu.

Ist das nicht ächt freimaurerisch? Wer fühlt nicht die höhnische Bitterkeit dieser Beherrscher, der Abentheurer aller Länder heraus, die unter sich das vertheilen, was fortdauernd

die einfältigen Katholiken zu den Wohlthätigkeits-Vereinen beitragen?

Was an diesen Vereinen sei, hat ein Arbeiter in einer öffentlichen Versammlung ausgesprochen, indem er einen der Commissäre namhaft machte, welcher seinen Namen selber in die Liste der Hilfsbereiten eingetragen hatte.

Ignatus erinnert daran, daß von 240 derselben 190 gestrichen werden mußten, unter denen sich „Inhaber von Weinkneipen oder Wäscher befanden, die gleichzeitig ihre eigene Familie als unterstützungsbedürftig notirt hatten und ihren Haushalt mit den hier eingehenden Geldern bestritten.“ [1])

Das vorher angeführte Beispiel steht nicht vereinzelt da. Eine zügellose, ausgelassene Freude über eine gelungene Schlechtigkeit kennzeichnet die Verfolgungsart, die heut an der Tagesordnung ist. Die höchste Genugthuung empfindet ein staatlich angestellter Schulinspektor, wenn er eine fromme unbescholtene Schwester durch zweideutige Fragen ungestraft verhöhnen und durch die Doppelsinnigkeit das Gelächter der versammelten Freunde zu erregen vermag.

So fragte ein solcher Inspektor einst eine Schwester: Wissen Sie was ein Libertin ist? Nun bedeutet jedoch Libertin zweierlei: Freigeist und Wüstling.

Die Schwester besaß so viel Takt und Geistesgegenwart hierauf zu erwidern: Ich brauche Ihnen auf diese Frage, die Sie nur meines geistlichen Kleides halber an mich richten, keine Antwort zu geben.

Wie viele solcher frommen Schwestern besitzen nicht diese ruhige Ueberlegung und sind schon durch die Gegenwart vieler Personen verwirrt und entmuthigt!

Bei einem Vortrag im Generalrath zu Gers theilte Paul von Cassagnac einige derartige Stückchen des Schulinspectors Carbasse mit, durch welche er die Lehrer förmlich

[1]) Figaro vom 14. Mai 1883. Ein solcher war Cuvillier, ein Samenhändler in la Chapelle; er bezahlte seine Leute, ja sogar seinen Schneider mit Bons von jenen Wohlthätigkeits-Vereinen. Das überschritt denn doch dermaaßen alle Grenzen, daß er im Januar 1886 von der 11. Gerichtskammer zu acht Monaten Gefängniß dafür verurtheilt ward.

herausforderte, die frommen Schwestern in Verlegenheit zu setzen.

Als sich einst eine solche zum Examen meldete, und vor der versammelten Menge in Verlegenheit gerieth, so daß ihr, wie man zu sagen pflegt, das Herz in der Kehle stecken blieb, kniete sie verstohlen in einer Ecke nieder und murmelte mit gefalteten Händen ein kurzes Gebet. Jeden, der ein Herz hat, wird dieser natürliche Impuls rühren, welcher das arme Wesen antrieb, Gott in ihrer Noth anzurufen.

Der Inspektor, der dies bemerkte, rief ihr aber mit jener, Leuten seines Schlages eignen, schneidenden Stimme in's Ohr: liebe Schwester, soll ich Ihnen Absolution ertheilen? Ich bin Carme (Karmelitermönch.)

(Der Elende hieß mit Vornamen Carme.)

Dann brach er, seine Hände auf den Knien reibend, in ein schallendes Gelächter aus, als er die Aermste, die er dabei mit den Augen fixirte, ganz verwirrt vor sich stehen sah.

Aber es kommen auch in der Bevölkerung der Provinz, ja selbst in Paris Fälle muthigen Widerstandes vor. Der erste, welcher sich gegen dies atheistische Gesetz auflehnte, welchem ganz unabhängige, in guten Verhältnissen lebende Leute sich knechtisch unterwarfen, war ein Zimmermann in Lavour, welcher gegen einen Herrn Bellomayre, der ihn maaßregeln wollte, vor der Schulkommission seinen Willen durchsetzte. In einem anderen Winkel Frankreichs zu Farzé hatte sich ein einfacher Telegraphist Namens Baillou geweigert, seine fünf Kinder in die weltliche Schule zu schicken. Als der Arme von einer unheilbaren Krankheit ergriffen ward, drohte ihm der Präfekt Jabouille, ihn aus dem Amt zu entfernen, wenn er nicht nachgebe. Der ehrenhafte Mann verzichtete lieber auf sein Brod, als daß er seine Kinder verderben ließ.

Schlimmer erging es einer Frau aus dem Volk in Montaure (Departement Eure). Diese Mutter von sieben Kindern ward unter der Vorgabe einer Gesetzübertretung von Gensdarmen arretirt, zu 22 Tagen Gefängniß verurtheilt und im Oktober 1883 in's Gefängniß nach Louviers abgeführt.

Diese Verurtheilung war jedoch eine ganz willkührliche.

Da der Sohn dieser Frau im April 1883 sein 13. Lebensjahr vollendet hatte, so war es ungesetzlich, die Mutter dafür, daß sie im Mai desselben Jahres sich geweigert hatte das Kind zur Schule zu schicken, zu verurtheilen.

Das Gericht zu Louviers erkannte dies an und der Staatsanwalt, zwar etwas spät beschämt über seinen Strafantrag, bewirkte die Freilassung der Gefangenen, welche 11 Tage zwischen Verbrechern im Gefängniß zugebracht hatte.

Der Friedensrichter zu Pont de l'Arche, welcher sich einer groben Verletzung der Amtspflicht schuldig gemacht hatte, erhielt nicht einmal einen Verweis; gegentheils scheint er noch vom Großsiegelbewahrer beglückwünscht worden zu sein, wenigstens muß man es nach der Dreistigkeit vermuthen, mit der er sich nach dieser That seiner Willkühr rühmte. Thatsächlich ist, daß er noch heut im Amt ist.

Will man sich davon überzeugen, was heut zu Tage Gleichheit vor dem Gesetz besagen will, so bemühe man sich zum gesetzgebenden Körper. Niemand hat sich je um jene Bäuerin, Mutter von 7 Kindern bekümmert, welche gegen jedes Gesetz ohne weiteres in's Gefängniß geworfen wurde.

Und nun dem gegenüber eine Deutsche, die Frau eines Belgiers, welche, obwohl wegen Diebstahls verurtheilt, ganz frei die Prostitution betreibt, indem sie in einer von ihrer eigenen Schwiegermutter gemietheten Wohnung Rendezvous giebt.[1])

Die Volksvertreter Frankreichs beschäftigten sich während einer ganzen Sitzung mit diesem interessanten Geschöpf. Delattre beschimpfte von der Tribüne herab die Agenten, welche es gewagt hätten, jene Frau, als sie die Vorübergehenden auf der Straße festhielt (racollait), festzunehmen. Die ganze Linke unterstützte selbstverständlich den Redner. Eine Deutsche, eine mehrfach bestrafte Belgierin, dergleichen

---

[1]) Man lese hierüber Macé's Buch: le Service de sûreté, des wir schon mehrfach erwähnten, nach. Der frühere Chef der Sicherheitspolizei erklärt dort, daß er für Jeden der sich in dieser Angelegenheit der Klientin des Herrn Delattre Aufklärung verschaffen wolle, alle hierüber, wie über Herrn Delattre selbst sprechenden Aktenstücke in Händen habe.

Hackmack behagt jenen kosmopolitischen Gaumen. Hier entwickelt sich jenes kothige Aroma, welches die Spuller, Steeg und Lockroy mit Wollust einathmen.

Zetermordio über die Französin, welche ihre Kinder ehrenhaft erzieht, aber Hochachtung vor der Deutschen, die sich an die Vorübergehenden wegwirft!

Doch noch eines bedauernswerthen Dramas sei Erwähnung gethan. Es betrifft einen Kutscher Namens Lenoir; wem wäre er nicht schon in Paris begegnet, und wer Eile hatte, fuhr nicht schlecht mit ihm. Mitunter kam es bei dem armen, halb närrischen Menschen wohl vor, daß er vergaß, wohin er seinen Passagier fahren solle und ließ ihn unterwegs stecken. Die Freimaurer hatten ihm sein Kind geraubt, die Frau war vor Gram darüber gestorben, und um zu erfahren, wo sein Kind geblieben sei, versäumte er häufig sein Geschäft, fragte mitunter zehnmal des Tages deshalb bei Lacointa an.[1]) Diesen früheren General-Advokaten beim Kassationsgerichtshof, der nach Erlaß der bekannten Dekrete sofort als Ehrenmann seine Entlassung erbat, hatte der tiefe Schmerz des Vaters gerührt. Während derselbe, wie das oft bei vom Unglück Betroffenen geschieht, Trost darin fand, wiederholentlich sein Mißgeschick zu erzählen, schickte Lacointa seinen Dienstboten auf die Straße, um auf Lenoir's Fuhrwerk Acht zu geben, damit er nicht in eine Strafe verfiele.

Die Sache selbst war sehr einfach. Das Kind war von Paris mit der Eisenbahn nach Toulouse geschickt worden, um dort in ein von frommen Brüdern geleitetes Erziehungshaus einzutreten, ward aber unterwegs, auf dem Bahnhof zu Narbonne, von einem Freimaurer aufgegriffen, der es in sein Coupé nahm, und in Cette bei einem Zuckerbäcker Namens Lavaille in die Lehre gab. Dort ward nun systematisch allabendlich auf das Kind durch unsaubere Mit-

---

[1]) Man lese hierüber den ebenso beredten, wie schlichten Bericht des Herrn Lacointa im Correspondent vom 25. Februar 1884 nach, unter dem Titel: Les Voleurs d'enfants. Auch Léon Lavedan hat im Figaro über den Kinderraub einen sehr ausführlichen Aufsatz veröffentlicht.

theilungen aus antiklerikalischen Büchern verderblich eingewirkt.

Jedenfalls durften die Freimaurer annehmen, daß die Gerichte es nicht wagen würden, einen der ihrigen zu verfolgen, aber man hätte doch wenigstens hoffen dürfen, daß, sobald die Thatsache durch einen Mann von der Stellung Lacointa's beim Gericht anhängig gemacht war, das Kind den Seinigen nach einer so scheußlichen Entfremdung zurückgegeben werden würde. Aber man irrt. Der Chef des Gerichtshofes, in unserer neuesten Aera aus niedrigsten Gesellschaftsschichten emporgekommen, glaubte sich im Dienst der jüdischen Freimaurerei alles ungestraft erlauben zu dürfen. Der erste Mandatar, welcher mit einem Brief des Vaters erschien, ward mit beleidigenden Worten empfangen und der Brief in Stücke gerissen. Der zweite ward mit Schlägen bedroht. Man wußte, der Vater sei arm, darauf spekulirte man. Endlich fand sich eine mitleidige Seele, welche die Mittel hergab, das Kind den Eltern wieder zuzuführen. Nun tauchte wie gewöhnlich der Jude hinter dem Freimaurer auf. Lisbonne, früher Abgeordneter, trat als Vertheidiger Richard's hervor.

Lacointa, damals Direktor im Justizministerium, hatte jenen Juden oftmals zu Dank verpflichtet, dieser aber kannte sehr wohl das Zartgefühl ehrenhafter Leute, als daß er befürchten durfte, Lacointa werde von den in seinen Händen befindlichen Dank- oder Bittschreiben Lisbonne's Gebrauch machen; anderentheils wäre er nöthigenfalls dreist genug gewesen, den ehrenhaften, geraden Mann eines politischen Hintergedankens zu beschuldigen, oder doch in verblümter Weise anzudeuten, daß sich derselbe sicher nicht ohne eigennützige Absicht in diesen Handel gemischt habe.

Mit einem Wort, Lisbonne erklärte es für vollständig gerecht, wenn ein Kind seinen Eltern behufs antireligiöser Proselytenmacherei entführt werde. Hier zeigt eben der Jude die ganze Fülle der frechen grundsatzlosen Gemeinheit, die ihn charakterisirt. Gewissensfreiheit, Vaterrechte sind für ihn nur dramatische Floskeln, die alsbald, wenn der Auftritt vorüber, sein Gelächter erregen.

Während die Juden gelegentlich des kleinen Mortara ganz Europa in Bewegung setzten, alle Gesandschaftskanzleien anriefen, ganze Flaschen Dinte verschrieben wurden, erklärt der Jude Lisbonne, da es sich ja nur um das Christenkind eines französischen Plebejers handele, es sei gestattet, dem Vater das Kind zu nehmen.[1]) Endlich ordnete das Gericht zu Montpellier an, daß Lenoir nebst seinem Kinde vorgeladen werde, verweigerte ihm aber von Gerichtswegen einen Vertheidiger, den er aus eigenen Mitteln sich nicht beschaffen konnte. Indeß ward ihm durch fremde Hülfe die Reise nach Montpellier ermöglicht, doch hier ward er vom Präsidenten wie ein Uebelthäter behandelt; daß er mit seiner Klage abgewiesen wurde, habe ich wohl kaum nöthig noch hinzuzufügen.

Noch hat Niemand daran gedacht, die Namen all' Derjenigen zu sammeln, welche jeder Versuchung bei Vertheidigung ihres Glaubens widerstanden; es würde das ein goldnes Buch für Kinder sein. Doch hat Gott sie schon immer in das Buch der ewigen Gerechtigkeit eingetragen, denn sie sind mehr als muthig, sie sind Helden gleich. Niemand ist auf ihrer Seite. Die Reichen geben sich ihren mannigfachen Genüssen hin und denken gar nicht an die, welche um ihrer Ueberzeugung willen leiden.

In Wallon's merkwürdigem Buch le Tribunal révolutionnaire ist ein höchst beachtenswerther Abschnitt betitelt: der Raritätenhändler Mauclaire, als Glaubensbekenner. Dieser herumziehende Scheerenschleifer war weder Royalist, noch Aristokrat, er war vor allem ein Christ. Er ward festgenommen, weil er gesagt hatte, daß Diejenigen, welche den katholischen Kultus zerstören, Schufte seien. Er ward hinter Schloß und Riegel gesetzt und schrieb daselbst zwei herrliche Briefe, die das hauptsächlichste Material waren, eine Anklage gegen ihn zu erheben.

---

[1]) Im Jahre 1859 setzten die Juden ganz Paris in Bewegung, und riefen selbst den Kaiser an, weil man versucht hatte, zwei junge, wegen Diebstahls bestrafte Juden David und Isaac Salomon zum Uebertritt zur christlichen Religion zu bewegen.

Ich Peter Mauclaire, Gefangener in Nummer 15 im Luxemburg, erkläre am 15. Mai des Reiches der Gnade 1794, und des Jahres IV. der Christenverfolgung:

Am 24. November vorigen Jahres habe ich mit vollem Recht und in voller Wahrheit einen Brief von sechs Seiten an das Scheusal Chaumette und an die Helfershelfer der Stadtbehörde dieser unglücklichen Hauptstadt gerichtet . . .

Mit vollster Ueberlegung wiederhole ich heut das dort Gesagte mit der Festigkeit des freien Mannes, der an Sklavenseelen schreibt, die ihn nur, weil er die Wahrheit spricht, in den Kerker warfen. Habe ich etwa nicht Recht zu sagen, daß seit vier Jahren eine Verfolgung begann, die bei den Dienern des katholischen Kultus anfing und welcher zahllose Christen bereits zum Opfer fielen und noch fallen? . . . Wie viele Unschuldige schmachten in den Kerkern dieses unglücklichen Frankreich und erwarten mit ruhigem Gewissen das Ende ihrer Leiden. Thränen und Jammer rufen laut zu Gott um dieser Erduldungen willen. Glaubt ihr Unmenschen, daß Gott diesem Rufen für immer taub sein werde? O nein! der Tag der Vergeltung kommt und wird furchtbar über unsere Henker hereinbrechen. Gott und das Volk werden endlich dieser Tyrannei überdrüssig werden, denn noch zu keiner Zeit sind so viele Verbrechen verübt worden.

Und im Prophetenton fügt dieser ungelehrte Mensch in seinem Glaubenseifer in beredten Worten hinzu:

An jenem Tage werden die Schuldigen vor Gottes Thron treten, und sein Gericht wird ein anderes sein, als das der Menschen! Dann werden die Stimmen der hier unschuldig Verurtheilten laut werden. Großer Gott, welche Leiden verhängst du über dies abtrünnige, gottesschänderische Frankreich, um es für alle seine Gottlosigkeit zu strafen!

Herr, bekehre uns, um reuig ob solcher Verbrechen zu dir zurückzukehren . . . Daß durch deine unendliche Barmherzigkeit bald ein christlicher König diesem traurigen Zustande unseres Vaterlandes ein Ende mache, die Gotteshäuser, die Altäre und die Reliquien der Heiligen wieder herstelle, welche so gründlich geschändet worden sind. O Herr, sende uns heilige Diener deines Wortes, um die reine Lehre zu predigen und dich dreieinigen Gott anzuflehen, das Opfer anzunehmen, was einzig deinen gerechten Zorn beschwichtigen kann . . .

Dieser Mann ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung in jener Zeit wildester Erregung. Noch ehe er das Schaffot bestieg, nahm Mauclaire von seinen Mitgefangenen in einer Ansprache Abschied, die würdig ist der Bekenner der ersten christlichen Jahrhunderte:

Sollte ich Einen unter euch, wider bestes Wissen und Willen beleidigt haben, so beschwöre ich euch es mir von Herzen zu vergeben um der Liebe willen, die ich für euch alle in meinem Herzen trage, selbst über den Tod hinaus, den ich erwarte, den ich um unserer katholischen

Religion willen erleide, und weil ich mit Muth und Festigkeit die zahllosen Abscheulichkeiten verkündet habe, die wir alle seit Monaten erdulden . . .

So gehe ich mit ruhigem Gewissen festen Schrittes dem Tode entgegen und werde dadurch, so Gott will, laut bezeugen, daß ich freier bin als Jene, die mich verurtheilen . . . Wird sie das nicht bewegen, so habe ich doch den Trost für die gerechte Sache, die mein höchstes Glück ist, zu sterben. Wie herrlich, selbst auf dem Schaffot seinen Glauben nicht zu verläugnen!

Wie oft habe ich jenes Mannes gedacht! Die Revolutionaire haben dem Danton Statuen errichtet, den unwürdigen Opfern des 21. Dezember auf öffentliche Kosten Pensionen gewährt, aber niemals hat die christliche Restaurationszeit daran gedacht, ob solche Märtyrer, wie Mauclaire, vielleicht eine hülfsbedürftige Familie hinterlassen haben. Ist jener Mann, jener Handwerker nicht groß, der freiwillig, nicht in offener Schlacht wie die Vendéer, sondern mitten in dem gleichgültigen, zweiflerischen Paris freiwillig um seiner Religion willen in den Tod geht? Zeugt es nicht von einer erhabenen Seele, die sich in der Alltäglichkeit eines niederen Berufs so bewährt? Und eben, weil die heutige Verfolgung fast ausschließlich die Armen mit ihrer erdrückenden Schwere trifft, auf sie abzielt, sie herausgefordert und mit jüdischem Gelde bezahlt wird, wird die Ueberschrift dieses letzten Buchs unter dem Namen der **jüdischen Verfolgung** der Geschichte einverleibt werden.

Selbst ein radikales Blatt hat in größtem Freimuth dies, vielleicht wider Willen, bestätigt.

Die Bischöfe, welche zum Theil über bedeutende äußere Mittel verfügen, sowie die Priester in den großen Städten wagt man nicht anzufassen. Aber mit desto größerer Schärfe geht man gegen die kleinen Geistlichen und gegen die armen Mönche vor. Unter allen religiösen Orden müssen gerade die ärmsten am meisten leiden. Diese Elenden, welche bisher, Dank der größeren Gemeinschaft, ihr Leben fristeten, werden buchstäblich zum Hungertode verdammt.

Ich habe eines dieser geheimen Opfer auf seinem Todtenbette besucht und der Eindruck bleibt mir unverlöschlich.

Kennen Sie die Eremitage nicht, so versäumen Sie

doch nicht jenen seltsamen, malerisch gelegenen, lieblichen Ort zu besuchen.

Die Eremitage ist ein altes Kloster, welches auf dem Gipfel eines Berges bei Noirétable liegt, mitten unter hundertjährigen Tannen versteckt.

Von einem aus uralter Zeit her dort befindlichen Druidendenkmal aus erblickt man bei sehr klarer Luft in weiter Ferne den Mont-Blanc, der Blick weilt aber auch enger begränzt bewundernd und entzückt auf einem unvergleichlichen Panorama: zur Rechten die dichten Massen des Schwarzwaldes, zur Linken die Berge von Vallor und vor uns breitet sich wie ein vielfarbiges Damenbrett die weite Ebene mit grünen Wiesen und ihren Weizen- und Haferfeldern aus. Ueber uns aber, als könne die Hand das Himmelsgewölbe erreichen, der wolkenlose klare Aether, welcher der ganzen Landschaft von hier oben gesehen einen wunderbaren Reiz verleiht.

Hier ließen sich vor etwa 20 Jahren einige Patres vom Orden des heiligen Abendmahles nieder, welche bei der Bevölkerung eine hohe Verehrung genossen. Sie wurden zur Zeit der Dekrete für ungefährlich gehalten, um so mehr, als es nur ihrer Drei waren. Was begab sich nun später? Genaueres ist darüber nicht bekannt. Der Maire von Noirétable, ein Arzt aus einer bonapartistischen Familie, ward, sobald sich der Wind gedreht hatte, ein eifriger Republikaner. Da er jedoch dabei, wie es schien, ein gutmüthiger Mensch war, so lag es wohl nicht an ihm, wenn ferner nicht alles so ging wie bisher.

Am 4. November 1880 morgens früh langte der Unterpräfekt von Montbrison, der auf den Namen Mauras hörte, an, die drei frommen Brüder auszuweisen. Doch als er anfing die Höhe zu erklettern, begann er Grimassen zu schneiden. Unterwegs hatte er Gelegenheit einiges Unangenehme über die Gesinnung der gutherzigen Bauern zu erlauschen, denn diese schienen nicht abgeneigt zu sein, die Uebelthäter, welche beabsichtigten die Thüren bei den unschuldigen, ihnen stets Gutes erweisenden Brüdern zu erbrechen, nöthigenfalls mit einigen Flintenschüssen zu begrüßen. Kurzum, feige wie alle diese Leute, überkam ihn die Furcht.

Als man das zögernde Benehmen der Begleiter bemerkte sagte Bertrand zum Unterpräfekten: „Frühstücken wir erst!“ Ueberzeugt, daß von einer Verzögerung der Ausweisung dreier Brüder das Heil Frankreichs nicht abhängig sei — welcher Gedanke seiner Intelligenz zur hohen Ehre gereichte — hoffte der Maire, daß der Unterpräfekt bei Tafel vielleicht die ganze häßliche Angelegenheit, um deretwillen er hergekommen war, vergessen werde und daß dann alles beim alten bleiben würde.

Genug man frühstückte gut, wie das in le Forez Sitte ist und als gegen Abend der republikanische Verwalter nach dem Champagner, wie man sich hier zu Lande ausdrückte, sternhagel betrunken (fin saoul) war, brachte man ihn, wohl oder übel, in seine Behausung, während die Einheimischen, von kräftigerer Konstitution, sich selbander vertraulich mittheilten, daß die sittliche Ueberlegenheit der demokratischen Funktionäre über jene schandbaren Gewalthaber der Tyrannei unwiderleglich sei.

Unglücklicher Weise traf dies jedoch im vorliegenden Fall nicht zu, denn der Unterpräfekt war boshafter als der Maire dachte. Er hatte, — wann, das war nicht genau zu ermitteln, — doch jedenfalls während des Pokulirens (entre deux rasades) dem Gensdarmen Tarbouriech befohlen, das auszuführen, wovor er persönlich zurückscheute, nämlich die Brüder hinauszuwerfen, während er beim Opfer des Göttertranks einen Hymnus auf die Freiheit anstimmte.

Tarbouriech führte denn auch die Sache mit Hülfe eines Begleiters in wenig zarter Weise aus. Einer der drei Brüder blieb als Schützer des Hauses zurück, der zweite zog in das Schloß des Herrn von Barante, wo er eine Zufluchtsstätte fand, der dritte ging nach einem im Thal belegenen Dorfe Verrines, wo er gleichfalls Unterkommen zu finden hoffte.

Dieser letzte war der Pater Corentin. Er war 70 Jahr alt, hatte 40 Jahre hindurch das Evangelium den amerikanischen Indiern gepredigt, und wollte sich nun hier, brustleidend wie er war, mehr Ruhe gönnen; doch war dieser Gedanke wenig glücklich.

Schon im November ist die Eremitage von Schnee bedeckt. Bevor die letzten Sonnenstrahlen hinter die Berge

hinabgesunken, machte sich der Arme auf den Weg, bald jedoch bei einbrechendem Dunkel, geblendet vom Schnee, verlor er bei den vielen Wegkreuzungen die Richtung, welche er einzuschlagen hatte. Die Kälte trieb ihm das Blut in die Schläfen, und im Fieberwahn den Gensdarmen Tarbouriech dicht hinter sich wähnend, gerieth er in verlorne Waldwege, wo ihn beim Tagesanbruch ein Holzhauer fand, der ihn zuerst für erstarrt hielt; doch gelang es, den noch schwach Athmenden in's Leben zurückzurufen.

Der Aermste kehrte nun zur Eremitage zurück, um die wenigen ihm noch bleibenden Tage dort zu verleben. Glücklicherweise hatte man hier oben keinen Gensdarmerie-Posten aufgestellt, der sicher, wäre es verlangt worden, von der Linken in der Kammer bewilligt worden wäre.

So lautete der Bericht, den man uns im Dorf machte, als wir bei unserer Exkursion nach der Eremitage aufbrachen, welche wir stets in unsrer Ferienzeit, gelegentlich unseres Lieblingsaufenthaltes in Le Forez, besuchen, da dies so zu sagen unsere zweite Heimath geworden ist.

Als wir etwa eine Viertelmeile weiter bei einem Weiler, les Baraques genannt, ankamen, hieß es, wissen Sie schon das Neueste?

— Nein. — Der arme Pater Corentin ist todt; er ist für uns zu früh gestorben. Allerdings erwartete er sein nahes Ende; gestern Sonntag sagte er uns Lebewohl. „Ich werde heut noch so viel Kraft haben", sprach er, „die Messe zu lesen, werde für die, die mich liebten, wie für die, welche mich verfolgten, beten, und dann mich auf mein letztes Stündlein vorbereiten". Er las die Messe, und eine Stunde später ist er entschlafen.

Der Gedanke an den guten Menschen bekümmerte uns tief, aber die Schönheit der Natur leitete harmonisch unsere Gefühle in geläuterte Bahnen.

Nichts Wunderbareres als hier im Juli hinaufzusteigen. Die Maiblümchen, Jonquillen und Enzianen des Frühlings sind freilich schon verschwunden, aber wir finden wilde Nelken, Stiefmütterchen und Veilchen, welche den Weg besäumen; man steigt zwischen riesigen Farrnkräutern empor, die sich wie ein

grünender Teppich um mächtige Eichen, schwankende Birken und dicht stehende Rothbuchen ausbreiten, bis man zu den dunklen Tannen des Gipfels gelangt.

Manchmal hört man das eintönige Rauschen eines Baches, der silberschäumend zwischen mit Moos bedeckten Felsen sich hindurch zwängt, und den man auf einem darüber hängenden Baumstamm überschreitet. Wie Oberon in der Sage ungefährdet über reißende Bergströme, so sprangen die mich begleitenden Kinder über diese Bäche. Meine kleine Nichte Anaïs, welche gern schreiben lernen wollte, nur um meine Abschriften machen zu können, that sich bei diesen Sprüngen besonders hervor, und verlachte die guten Rathschläge, welche ihr meine ältere Nichte Marie ertheilte.

Ist man endlich oben angelangt, so kann man einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken; man steht plötzlich mitten auf einem grünen Teppich, über dessen Schönheit man die alten Klosterbaulichkeiten vergißt, weil man sich ganz in den Reiz dieser ewig jungen Natur versenkt.

Aber die Nähe des Todes verleiht der Landschaft etwas Melancholisches. Der fast unmerkliche Lichtschein an einem Fenster des Klosters bildete einen grellen Kontrast zu der blendenden Klarheit dieses Tages.

Das Licht erhellte ein Todtenzimmer, aber welch ein Zimmer! Nichts einfacheres als dieser, nach allen Seiten dem Winde zugängliche Raum, in dem ein Bettgestell mit einem Strohsack und einer Decke, die kaum 20 Sous werth sein konnte, einen kleinen Greis mit gefalteten Händen barg. Dabei eine Nachtlampe und eine roh aus Tannen gezimmerte Bahre, die ihren Gast erwartete.

Es ist mir unmöglich die Bewegung zu schildern, die mich beim Anblick dieser Greisesleiche beschlich, indem ich an die mit allen irdischen Gütern überladenen, schachernden und wuchernden Republikaner dachte, welche bis in diese Einsamkeit hin diesen Demüthigen verfolgt, und in die Schneenacht hinaus getrieben hatten.

Das ganze Mobiliar bestand aus einem zerbrochenen Stuhl, einem hölzernen Tisch und einigen religiösen Bücheranzeigen, ferner einer Broschüre le Salut social par

l'Eucharistie et la Vocation providentielle des pèlerinages, und einem ganz verschrumpften Bande aus dem 17. Jahrhundert: Traité de la perfection chrétienne par le père Rodriguez de la Compagnie de Jésus, traduit par Regnier Desmarais, de l'Académie française. Der Arme besaß eben nichts, um Bücher zu kaufen.

Das ganze Haus mit seinen steinernen Treppen, mit den zerbröckelten Stufen und seinen rissigen Mauern, war ein Bild des Jammers. In der Küche, in welcher die Phantasie jüdischer Schriftsteller opulente, eines Rothschild würdige Gastereien herstellen läßt, — bestand der ganze Vorrath aus einem Scheffel ausgekeimter Kartoffeln.

Ich sprach ein Pater und ein Ave an der Ruhestätte des Alten, der wie ein Kind zu schlafen schien, und meine Phantasie schweifte unwillkürlich zu Freycinet hinüber, der eine gewisse Aehnlichkeit mit diesem kleinen Greise hatte, nur mußte man sich zu dem Mausekopf des Senators, den listig über die Gruppe der Senatoren hinschlüpfenden Blick hinzudenken; und wenn ich mir dazu eine zweite, jedenfalls besser als diese ausgeschmückte Bahre dachte, auf die man über kurz oder lang auch Jenen legen wird, so fiel mir dabei das Wort des heiligen Marianus ein, was er zu dem Prokonsul, der seinem letzten Mahle im Gefängniß beiwohnte, sprach: „Betrachte mich genau, damit Du mich am jüngsten Tage wieder erkennst!"

Weshalb aber gerade an Freycinet und nicht ebenso gut an einen Anderen denken? wird man fragen; hat er gleich die Dekrete unterzeichnet und sie der Kammer vorgelegt, so hat er sich doch im letzten Augenblick noch zurückgezogen.

Mein Gott, wenn ich deshalb an Freycinet dachte, so geschah es, weil ich gerade ihn nicht für den Schlimmsten halte; denn die Republikaner sagen ja — und dieser Freimuth macht ihnen Ehre, — wir wissen, daß alle unsere Staatsmänner Betrüger und Spitzbuben sind, aber es giebt Einen, der hiervon eine Ausnahme macht, und das ist Freycinet.

Und gerade diese persönliche Unbescholtenheit macht Freycinet zu einer repräsentativen Persönlichkeit:

in ihm verkörpert sich die allgemeine Stimmung des heutigen Frankreich. Bei Constans und Cazot zum Beispiel weiß man sofort woran man ist: „Wann und zu welchem Preise?“ Ferry dagegen entscheidet nicht selbst, sondern antwortet: „Fragen Sie das Mädchen, oder meinen Bruder bei der Franco-aegyptischen Bank.“ Freycinet's Taktik ist ganz verschieden hiervon. Bei ihm ist geistige und sittliche Feigheit vorherrschend, er ist so charakterlos, daß er alles was an Ehrenhaftigkeit in Frankreich noch vorhanden war, einer kleinen Fraktion von Freimaurern und Juden unterthan gemacht hat.

Tritt man in das Hôtel der rue de la Faisanderie, so findet man dort noch Philemon und Baucis. Mann und Frau gingen früher gemeinsam nach Solesmes um sich zu bekehren, der Mann aber vergaß trotz seines Katechismuseifers nicht, daß er Kandidat für den Generalrath von Montauban sei, und erbat deshalb vom Pater-Abt eine Empfehlung an den Bischof der Diöcese. — Ich denke mir nun, wie die beiden Greise sich gegenseitig die Begebenheiten ihrer früheren Reise in's Gedächtniß zurückriefen.

— Erinnerst Du Dich noch des frommen Bruders, der uns so freundlich empfing, und dem Du so warm danktest? Was mag aus ihm geworden sein? — Ja, ich weiß es wahrhaftig nicht; er wird wohl auf irgend einer Landstraße umher irren, denn ich habe ihm die Gensdarmerie auf den Hals geschickt.

Also auch das Schulgesetz wird vorzugsweise, und in ganzer Strenge den Armen gegenüber gehandhabt. Der Reiche wird immer Mittel finden, seine Kinder christlich erziehen zu lassen. Der Arme vermag es nicht, für ihn ist der Atheismus obligatorisch. Man hat die Kinder, welche man gewaltsam der Religion ihrer Eltern entfremdet, weltliche Mortara's genannt. Das Wort ist nur zur Hälfte richtig, denn man giebt ihnen gar keine Religion an Stelle derjenigen, der sie verlustig gehen. Grade Denjenigen, deren hartes Lebensschicksal am meisten des Glaubens, der Hoffnung und eines Ideals bedürfte, wird der religiöse Unterricht entzogen.

Gottlos erzogen, leben sie gottlos und sterben gottlos.

Der Proletarier ist am Ziel seiner Laufbahn; auf den

Gräbern der alten Römer las man die Inschrift: cursus honorum, bei den Proletariern müßte es heißen: cursus dolorum, aber die Inschriften kosten zu viel, und schicken sich nicht auf dem bald verschwindenden gemeinsamen Grabe, (fosse commune) dieser Besiegten Paria's. Sie arbeiteten um die Juden zu bereichern, wurden von jüdischen Weinhändlern, wie sie Lockroy gern hat, vergiftet und damit ist's zu Ende.

Früher stand an dem Sterbebett der Enterbten, doch noch irgend ein mitleidiges Wesen, eine Mutter, Schwester oder Frau, deren Finger gen Himmel wies.

Die fromme Schwester bedurfte nicht vieler Worte um zu bezeugen, daß es jenseits dieses Jammerthales noch eine lichtvolle, gerechte Welt gäbe, ihre Gegenwart allein verkündete den Sterbelägern die ewige Wahrheit göttlicher Zusage. Liebenswürdig, begabt, oft selbst reich, hat sie alles dahingegeben, um, häufig in verpesteter Krankenluft, von Leiden aller Art umgeben, in liebevoller Hingabe Wunden zu verbinden, Schmerzen zu lindern, und hat so irdischen Glanz mit der dienenden Liebe an Arme, d. h. an Kinder Gottes vertauscht.

Fortan wird der Unglückliche nicht einmal mehr auf eine Himmelsheimath hoffen dürfen. Wie einen elenden Hund, der nie einen guten Knochen benagte, vergräbt man ihn: perinde ac jumenta.

Diese Verfolgung der Sterbenden, diese Verweltlichung, (laïcisation), gegen die selbst unter 80 Aerzten 76 gestimmt haben, ist unter allen, selbst abscheulichen Verbrechen, die man begangen hat, das abscheulichste. Würde irgend ein Gelehrter einen Trank erfinden, der zur Stärkung dienen könnte, würde man sich da nicht beeilen jenes kostbare Gefäß zu erwerben, was Hoffnung auf Genesung und Vergessen der Leiden in sich schließt? Welche Schlechtigkeit ist es also, den Unglücklichen die langen Leidensstunden hindurch traurig verbringen zu lassen, ihn des religiösen Beistandes berauben, welcher der süßeste Balsam ist.

So ist das Krankenhaus, bisher ohnehin ein trauriger Aufenthalt, an dem man bebend vorübergeht, jetzt eine wahre

Hölle geworden, über deren Thür die Worte gehören: lasciate ogni speranza.

Unsere Vorfahren fanden den höchsten Preis christlicher Barmherzigkeit in Errichtung von Hospitälern, und zwar in unmittelbarer Nähe der Kirchen und Klöster, gleichsam als Filialen von Gotteshäusern.

Selbst Viollet le Duc erkennt als Architekt diesen Vorzug der älteren Hospitäler vor unseren jetzigen an.

Viollet le Duc schreibt: In den wenigen Krankenhäusern, die noch aus der Zeit des Mittelalters bis heut sich erhalten haben, waltet noch der Geist wahrhaft christlicher Liebe und zarter Rücksichtnahme. Die Baulichkeiten haben alle einen monumentalen Charakter, ohne luxuriös zu erscheinen; die Kranken haben Luft, Licht und Raum. Häufig finden bestimmte örtliche Absonderungen der Einen von den Anderen statt, man beachtet eben die Rücksicht auf die Persönlichkeit, während, trotz der vorgeschrittenen ärztlichen Pflege, die man unablässig heut den Kranken angedeihen läßt, die Zusammenlegung derselben in großen Sälen vielfach Solche abstößt, welche in den neueren Krankenhäusern eine Zuflucht suchen müssen und finden; denn das eigene Leiden wird durch den Anblick des Leidens der Nachbarn erhöht. Ohne einzuräumen, daß das in den mittelalterlichen Krankenhäusern häufig angewendete Zellensystem in materieller Beziehung demjenigen unserer Zeit vorzuziehen sei, bot jenes entschieden in moralischer Hinsicht einen Vortheil, und wir müssen bezeugen, daß sich darin bei fast allen Stiftern der zahlreichen sogenannten Gotteshäuser (maisons de Dieu) des Mittelalters ein Zug ächter und edler christlicher Liebe kund giebt.

In den heutigen Krankenhäusern, welche den Steuerzahlern Millionen kosten, hat es die Freimaurerei verstanden, den Enterbten zu vergegenwärtigen, daß das Geld, was sie ein ganzes Leben hindurch vergeblich zu erwerben trachteten, auch hier das einzig werthvolle sei. An Stelle der mitfühlenden, selbstlosen, hingebenden, barmherzigen Schwestern sind habgierige Krankenwärter getreten, welche sich die geringste Dienstleistung bezahlen lassen, welche zwar die Hände ausstrecken, aber nicht um den Kranken zu helfen, sondern für jede noch so kleine Hülfe etwas für sich begehren.

Aus welchen Kreisen der Gesellschaft ein Mann wie Quentin jenes Personal ergänzt, darüber haben öfters die Gerichte uns aufgeklärt, und der Français vom 30. März 1883 hat eine Zusammenstellung gebracht, die auf die Vor-

gänge auf diesem Gebiete menschlichen Elends starke Schlagschatten wirft.

In der gestrigen Freitagssitzung hatte die 9. Kammer des Zuchtpolizeigerichts über eine Schlägerei liederlichen Gesindels abzuurtheilen, bei welcher auch eine weltliche Krankenpflegerin betheiligt war. Während des Verlaufs jener Sitzung als Zeugin vernommen, richtete der Präsident nachstehende Worte an dieselbe: „Sie sind weltliche Krankenpflegerin im Krankenhause St. Louis und haben, wie festgestellt, die ganze Nacht in einer Weinschänke verbracht.“ Das Publikum begleitete diese Aeußerung des Präsidenten mit zustimmendem Gemurmel, als Zeichen seiner Entrüstung.

Wie es scheint, sind diese Damen — Frauen und Jungfrauen — vielfach der Gegenstand unliebsamer und wenig ehrenvoller Besprechungen in den öffentlichen Blättern.

So wollen wir uns denn auch heut mit ihnen beschäftigen, und getreu ihr Thun und Treiben beleuchten, damit ein Jeder Einsicht in dasselbe erhalte. Vorgestern erst berichteten wir über eine derselben Namens Thuvenat, welche, nachdem sie fünf ihrer schönsten Jahre in einer Strafanstalt zugebracht hatte, von der Regierung als Krankenpflegerin angestellt wurde. Aus dem Krankenhaus Tenon, wohin sie an Stelle der ausgeschiedenen Schwestern berufen war entlassen, ergab sie sich aufs Neue der Liederlichkeit, trieb sich mit Soldaten des 4. Linien-Regiments umher und ward später von Herrn Quentin wieder als Trösterin der Kranken eingestellt. Als solche erschien sie vor dem Zuchtpolizeigericht, wegen wie es scheint nicht übergroßer Sorgfalt für ihre Kranken.

Heute ist nun diese verehrungswürdige Dame wieder vor Gericht gestellt, weil sie die Nacht, anstatt bei den Kranken, in einer Weinkneipe verbracht hat.

Man darf leider behaupten, daß dergleichen Vorfälle Seitens der weltlichen Krankenpflegerinnen sich in ähnlicher Weise oft wiederholen.

Eine nette Gesellschaft also, welche Quentin zu edlen Zwecken in die Krankenhäuser schickt. Welche Sorgfalt werden die armen Kranken von dergleichen Personen zu erwarten haben?

Wir veröffentlichen diese Vorgänge, damit die Vertheidiger des Systems weltlicher Krankenpflegerinnen einen Einblick in die Zustände in unseren Krankenhäusern in dieser Hinsicht empfangen.

Im April 1884 wurde der Krankenpfleger Nermel de Lariboisière zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt, weil er einen Kranken geschlagen hatte, der ihn verhindern wollte, Wein zu stehlen.

Der Cri du peuple[1]) erzählt wahrhaft gräuliche Vorgänge, die sich im Asyl zu Bicêtre zutrugen, wo Bourne-

1) Cri du peuple vom 5. November 1884.

ville oberster Herrscher ist, jener fanatische Atheist und nie zu befriedigende Stellenjäger (cumulard), der gleichzeitig Abgeordneter, Chefredakteur einer Zeitschrift und dirigirender Arzt zu Bicêtre ist. Die Säle, welche nur ausgefegt werden, wenn offizielle Besuche bevorstehen, befinden sich in einem Zustand widerwärtiger Unreinlichkeit. Die Wärter vergnügen sich damit, die unglücklichen Irren mit Faustschlägen oder mit den Schlüsseln, die sie gerade in den Händen haben, zu regaliren; sind sie gerade besonders guten Humors, so knebeln sie dieselben, werfen sie kopfüber in ein kaltes Bad und lassen sie mit dem Kopf so lange unter Wasser, bis das Gesicht braun und blau ist.

Dabei ermuthigt der Direktor die Untergebenen noch und will sich vor Lachen wälzen, wenn die Unglücklichen ihre Qualen durch die furchtbarsten Geberden kundgeben; die Aerzte begnügen sich damit, die Krankenbücher mit ihrem Namenszug zu versehen, und die von dieser liebevollen Verwaltung ihnen zugebilligten Einkünfte einzustreichen. Die Assistenzärzte machen sich vergnügte Tage, und die Saalaufseher machen es ihnen nach.

Vor Kurzem brachte man dem Bademeister einen gänzlich Gelähmten. Dieser, gerade beim Piquetspiel, sprang wüthend auf: „Warte, Kröte, ich will dich lehren, mich zu stören! und er warf den Unglücklichen in eine mit fast kochendem Wasser gefüllte Wanne. Als der Saalwärter Namens Pariset wieder zurückkehrte, fand er den Kranken ganz verbrüht wieder, die Haut hing in Fetzen herunter — wie uns ein Augenzeuge berichtet — und nach zwei Monaten war die Wunde noch nicht heil.

Das ist ein Fall unter Tausenden.

Ebenso verfährt man mit Greisen; einen derselben hängte man an den Füßen — also den Kopf nach unten — eine ganze Minute lang auf, weil er . . . sein Bett verunreinigt hatte.

Im Januar 1885 ward ein Kranker im Hospital Beaujon im Saal Saint François, Bett Nr. 19, von dem betrunkenen Wärter aus dem Bett gerissen und in den Kohlenkeller geworfen, wo er nach wenigen Minuten seinen Geist aufgab.

Bei Gelegenheit des diesem Wärter Namens Bourré gemachten Prozesses, bei dem er mit sechs Monat Gefängniß davonkam, wurden unerhörte Züge der unter Quentin und Peyron eingerissenen Liederlichkeit zu Gehör gebracht.

Dieser Bourré war bereits zwei- oder dreimal wegen Trunkenheit und Gewaltthätigkeit gegen die Kranken aus

verschiedenen Krankenhäusern fortgejagt worden, kehrte aber nach einigen Monaten stets ganz ruhig wieder in dieselben zurück; er war nach und nach auf solche Weise in den Krankenhäusern Cochin, Lariboisière, Charité, Saint-Antoine, Pitié, Hôtel Dieu, Bichat und Beaujon angestellt worden.

Die Kranken sind Opfer der Nachlässigkeit und schlechten Behandlung Seitens dieser Söldner und Söldnerinnen.[1]) Am 26. Juni 1882 ward eine unglückliche Irre, die Frau Georges dadurch lebendig verbrannt, d. h. buchstäblich gekocht, daß eine Krankenwärterin Marie Contausse sie in der Badezelle eingeschlossen und vergessen hatte. Im Krankenhaus Tenon starb eine Frau Devillers in Folge eines Klystiers unter den furchtbarsten Schmerzen, weil die Wärterinnen Prugnant und Thibault anstatt wie vorgeschrieben $^{40}/_{100}$ Gramm der vorgeschriebenen Mischung 30 Gramm genommen hatte; ebenso ward im Juni 1883 im selbigen Hospital ein Kind lebend verbrannt.

---

[1]) Man muß den rührenden Bericht lesen, welchen im Januar 1884 zwölfhundert Kranke aus dem Siechenhospital zu Jory-sur-Seine an den Präsidenten Grévy gerichtet haben, in dem sie die Leiden schildern, die sie unter den weltlichen Krankenpflegern erleiden, gegenüber der Sorgfalt, welche ihnen durch die barmherzigen Schwestern zu Theil geworden war.

„Die meisten von uns“, so heißt es wörtlich, „haben längere Zeit in weltlichen Hospitälern zugebracht. Wir dürfen also, Herr Präsident, aus eigenen Erfahrungen sprechen, und stimmen sämmtlich darin überein, daß wir mit den Schwestern gleichzeitig, Ruhe, Ordnung und leider, auch die unserem Zustande so dringend nöthige Pflege und Rücksicht eingebüßt haben.

Unsere Behauptung unterstützen die in den Pensionen la Rochefoucauld und les Petits-Ménages untergebrachten Siechen, welche gleichfalls seit drei Jahren die weltliche Krankenpflege haben, und bereits zweimal um Wiedereinführung der barmherzigen Schwestern petitionirten.“

Selbstverständlich sprach sich der Stadtrath in seiner Sitzung vom 28. Januar 1885, trotz einer beredten Ansprache des Doktor Desprès, für Beibehaltung der weltlichen Pflege aus. Ein bekannter Rath, Menorval, verlas während der Sitzung ein, gegen die barmherzigen Schwestern gerichtetes gehässiges Schreiben, was selbst in dieser Versammlung, die sonst denselben nicht zugeneigt ist, einen peinlichen Eindruck hervorbrachte. Der Figaro theilt mit, daß auf die, Seitens der Stadträthe Marius Martin und Desprès geschehene Aufforderung, den Verfasser dieses anschuldigungsvollen Briefes zu nennen, zu Tage kam, daß dieser ein Jude Namens David sei.

Im Krankenhaus Laënnec verursachten zwei solche Krankenwärterinnen den Tod des zweimonatlichen Kindes einer Frau Leprou, gleichfallsdurch Anwendung falscher Arzneimittel bei einem Bade.

Nichtsdestoweniger sprach das Gericht die wegen solcher Vergehen Angeklagten frei und trat also dadurch für die Unverantwortlichkeit der Beamten ein.

In dem Urtheil hieß es: In Anbetracht, daß die nachgewiesene mangelhafte Einrichtung beim Gebrauch der üblichen Arzneien im Hospital Laënnec leicht eine falsche Anwendung möglich machen kann, weil die Zubereitung der Medikamente in großen Mengen einem weiblichen, nach Alter, Erfahrung und Kenntniß keine Sicherheit bietenden Dienstpersonal überwiesen ist, und weil die stets vorräthig gehaltenen Mittel weder Aufschriften nach Art und Gewicht der Heilmittel tragen, können die Wärterinnen nicht verantwortlich gemacht werden.

Ist es nicht entsetzlich, daß hier unschädliche und giftige Arzneien durcheinander gemischt liegen, aus denen man dann, wie man zu sagen pflegt, „auf gut Glück" herausgreift, ohne einmal ein Etiquett zu beachten? Welch' eine Schande müssen alte Aerzte empfinden, wenn sie dergleichen von diesem Quentin Gutgeheißenes gegenüber der vorzüglichen Einrichtung unserer alten Krankenhäuser bezeugen müssen.

Im Juli 1885 erlitten zwei Kranke im Hospital St. Louis im Saal Cazenave einen furchtbaren Tod. Dieselben hießen Charles Vandeleyem und Charles Lécouteur. Statt einiger Löffel sogenanntem deutschen Franzbranntweins gab man ihnen Strychnin. Dergleichen kommt öfters vor, ohne große Verwunderung zu erregen.

Im Gaulois vom 26. Februar 1884 wird erzählt, daß ein dirigirender Arzt in einem Hospital festgestellt habe, daß seine Vorschriften in Betreff von Verabreichung von Medikamenten ganz verkehrt gehandhabt worden seien. So habe ein Kranker, dem er Wein verordnet, statt dessen stets Milch bekommen. Auf seine an den Administrator gerichtete Beschwerde bat ihn dieser, doch das vorgeschriebene Quantum Wein auf die Hälfte oder ein Drittel zu ermäßigen, da die Geldverhältnisse dies benöthigten. Dahin ist Quentin bei einem Budget von 34 Millionen gekommen! Wodurch ist dies möglich? Weil überall gestohlen wird. Eines schönen Tages

ward in einem Hospital die Bemerkung gemacht, daß das Chinin seine Wirkung versagte; eine hierauf angestellte Untersuchung ergab, daß die patriotische Verwaltung der betreffenden Anstalt einen Vertrag mit einer italienisch-deutschen Fabrik abgeschlossen hatte, welche statt des Chinin's ein Surrogat lieferte.[1])

Es fehlt eben jegliche Ordnung und Beaufsichtigung. Der National muß zugeben, „daß den Kranken verfaultes Fleisch verabreicht wird", die Justice gesteht zu, „daß Unordnung und Fahrlässigkeit in den Krankenanstalten des Seine-Departements herrschen".[2]) Dazu kommt noch, daß das

[1]) So begreift man, daß die Bevölkerung von Paris, welche früher so großes Vertrauen sowohl zu den Aerzten als zu der Verwaltung der Krankenhäuser besaß, jetzt den gleichen Abscheu vor denselben empfindet. Während der Cholera ward deshalb oft Seitens der Angehörigen die Krankheit verschwiegen, aus Furcht, in ein nach Quentin'schem System eingerichtetes weltliches Hospital gebracht zu werden; häufig wurden die Aerzte angefleht, dies zu verhindern. In der Rue Nevers ward ein solcher Krankenwärter, der mit Hülfe von Polizei-Agenten einen Kranken abholen wollte, von den Nachbarn halbtodt geschlagen.

In dem von mir bewohnten Stadtviertel kam ein Fluchtversuch zwei solcher Unglücklichen vor. Der behandelnde Arzt theilte dem Polizeikommissär Bugnottet mit, daß eine Frau an der Cholera erkrankt sei. Die Aermste, von entsetzlicher Angst befallen, mit Gewalt in ein Krankenhaus verschleppt zu werden, flehte ihren Mann auf den Knien an, dies zu verhindern, und so flüchtete denn die sterbende Frau mit dem vor Schmerz närrisch gewordenen Mann mitten in der Nacht in dem unermeßlichen Paris umher, um, wie ein Thier, einen Sterbewinkel zu finden. Die Polizei, welche für Verbrechen blind ist, entdeckte die Kranken. Sie wurden bei Maison-Blanche ergriffen und die Frau anderen Tages in ein Hospital geschleppt, wo sie kurze Zeit nachher erlag. Wir dürfen noch hinzufügen, daß Camescasse schließlich erklärte, man habe dort wenigstens das Recht, unbelästigt zu sterben.

[2]) Ein vertraulich an Quentin gerichtetes Rundschreiben, welches alle Journale im April 1884 abdruckten, spricht sich in unumwundnerer Weise, als wir es vermöchten, über die skandalöse Wirthschaft aus, welche in den weltlichen Krankenhäusern herrscht, wo jene Wärterinnen, welche an Stelle der frommen Schwestern traten, schon oft morgens früh betrunken sind, dann nicht im Stande sind, die Arzneimittel zu unterscheiden. Aus dieser Darlegung geht in runden Ziffern hervor, daß, während man sonst 4000 Liter Branntwein brauchte, seit der neuen Ordnung der Dinge 16000; wo früher 5000 Liter Rum ausreichten, jetzt deren 32000; gegen ehemals 144000 Kilogramm Zucker, jetzt 200000; gegen 1893000 Liter Wein, jetzt 2646000; gegen sonst 1130000 Liter Milch, jetzt 2675000 Liter verbraucht werden.

sonst hingebende, menschenfreundliche Benehmen des ärztlichen Personals, was sich wohl manchmal unter einer rauhen Außenseite verbarg, seit einigen Jahren durch den, den ausländischen studirenden Medicinern gestatteten Eintritt sich wesentlich zu Ungunsten der Kranken umgestaltet hat, da namentlich diese Fremden sich einer besonderen Begünstigung zu erfreuen haben und nun, nach ihrem Gutdünken, mit den Kranken mehr wie sonst Experimente in anima vili vornehmen.

Als sich der Matin in Folge energischer Proteste französischer Studenten mit dieser Angelegenheit beschäftigte, veröffentlichte ich einen Artikel darüber und erhielt von Medicinern, welche erst kürzlich solche Krankenanstalten verlassen hatten, Briefe, die die schaudervollsten Einzelheiten hierüber mittheilten. Man sollte nicht glauben, welche Qualen oftmals manche Kranke nicht nur um einer bestimmten Wißbegierde willen, sondern häufig selbst der bloßen Unterhaltung halber zu erdulden haben. „Ich habe", so berichtet Dr. Chalvan, unterm 22. Dezember 1884 „gesehen, wie fremde Aerzte zwanzig mal eine Sonde in die Wunde eines kranken Franzosen einführten und untereinander darüber lachten, denn bei diesen guten Franzosen könne man doch viel lernen. Mehrere Kranke sind, wie ich bezeugen kann, in Folge solch' unsinniger Versuche gestorben".

Als Peyron, der Bruder des Mitschuldigen von Ferry bei der Tonkin-Expedition, welcher diesem Umstande seine Ernennung zum Direktor der öffentlichen Hülfsanstalten, an Stelle des durch allgemeine Mißachtung unmöglich gewordenen Quentin, zu verdanken hatte, sich am 27. Dezember 1884 behufs Veröffentlichung der externen und internen Hospitalärzte für das Jahr 1885 im Sitzungssaale einfand, vollzog sich ein Lärm ohne Gleichen. Gepfeife, lautes Schimpfen und beleidigende Zurufe übertönten die Stimme dieses opportunistischen Beamten, und von allen Seiten erscholl der Ruf: „Schweig, Bacillus!"

Als man den jungen Leuten als ersten Internen einen ungesetzlich eingeschobenen jungen Mann aus Cuba, Namens Albarran nannte, verdoppelte sich der Lärm.

Im Monat Januar 1886, bei Gelegenheit der Ver-

theilung der Preise und der Medaillen an die internen und externen ärztlichen Zöglinge in den Hospitälern, nahm die Unruhe den Charakter eines Tumultes an. Als Peyron in den Saal trat, gab sich eine allgemeine Entrüstung kund, und alles schrie:

„Pfui, Peyron, pfui!

Unfähig ein Wort hervorzubringen, verließ der total verdutzte Vollzieher dieses Aktes des Gemeinderaths den Saal durch eine Hinterthür. Als er hinaus war, wurden die Tische umgeworfen, die Bücher auf den Boden geschleudert, und die Gaskronen zerbrochen.

Das Internat, dieses früher so geachtete Institut, aus dem die Meister der Wissenschaft hervorgingen, ist, seit die Juden hier Platz griffen, nur noch ein Schatten des bisherigen. Alle ehrenhaften Ueberlieferungen drohen ganz zu verschwinden. Im Monat Oktober 1885, verrieth der jüdische Arzt Guggenheim, vor dem Termin seinem Internen Namens Kahn den Gegenstand, welcher die Preisaufgabe betraf. Darüber wurden derartige Beschuldigungen laut, daß man die betreffende Aufgabe fallen lassen mußte.

Der große Zeuge bei dieser Untersuchung, den man auch sicher noch eines Tages wieder heranziehen wird, um die wahrhaft Schuldigen zu bestrafen, nämlich Diejenigen, welche sich auf Kosten der Leiden der Mitmenschen zu bereichern bestrebt waren, ist ein Freidenker und Republikaner, ein Pathe Armand Carrel's, der Doktor Desprès, welcher, in diesem Jahrhundert eines allgemeinen Verfalles, als eine rechtschaffene, sympathische Erscheinung leuchtend hervorragt. Es giebt keinen Tag, an welchem er nicht im Namen der Wissenschaft, des gesunden Urtheils und der Menschlichkeit diesen Quentin an seine begangenen Missethaten erinnert hat.

Das von ihm unterm 22. Februar 1883, als Antwort auf einige Unwahrheiten Bourneville's, durch die er die öffentliche Meinung irre zu leiten suchte, an die Journale gerichtete Schreiben, faßt gewissermaaßen die Quintessenz dieser Frage zusammen:

22. Februar 1883.

Geehrter Herr Redakteur,

Mag etwas so schlecht sein wie es wolle, so läßt es sich vertheidigen.

Herr Bourneville thut dies so gut er eben vermag, und man muß zugestehen, es ist peinlich für ihn. Aber ich darf seine dreiste Hervorhebung vermeintlicher Verdienste, die er um die Krankenhäuser mit Hülfe seiner Kollegen sich beimißt, nicht so ohne Weiteres durchgehen lassen, denn es handelt sich hier zweifelsohne um seine Kollegen im Gemeinderath.

Also kurz und gut, diese Dienste und ihre Resultate bestehen im Nachfolgendem:

1. Die Krankenwärter, denen der Wein in größerer Menge, als nöthig, geliefert wird, verkaufen denselben an die Kranken.

2. Die Krankerwärter, deren Gehälter man erhöht hat, kommen an ihren freien Tagen in der Regel betrunken nach Hause. Einer unter ihnen hat sogar beim Nachhausekommen in einem meiner Säle im Krankenhaus la Charité einen Kranken geschlagen.

3. In dem Zeitraum von 8 Monaten, seit die Aufseherinnen und Krankenwärterinnen an Stelle der frommen Schwestern getreten sind, fallen ihnen 4 Todesfälle durch Unvorsichtigkeit zur Last. Eine Kranke erstickte im Bade, drei wurden durch Klysticre vergiftet, eine im Hospital Tenon, eine zweite im Hospital Laënnec in derselben Woche, und die dritte im Hospital Cochin. Auf diesen Fall hat selbst der Direktor der öffentlichen Hilfs-Anstalten Herr Quentin im Gemeinderath angespielt. Aber er hat hierbei den Gemeinderath irregeführt, indem er dieses Versehen einer frommen Schwester zuschieben wollte. Ich wiederhole, daß es sich um eine Kranke in der Entbindungsanstalt Cochin handelte, welche ausschließlich von weltlichen Krankenwärterinnen besetzt, und den frommen Schwestern verschlossen ist.

Der Schaden, welchen er den Krankenhäusern zugefügt hat, ist aber viel größer. Ordnung, Haltung und Moralität sind aus den verweltlichten Hospitälern geschwunden. Die Wäscheverwaltung in den Hospitälern Saint-Antoine und Tenon war derart, daß man Inspektoren hinsenden und Frauen auf Tagesarbeit annehmen mußte, damit alles wieder in gehörigen Stand gesetzt werde. Am letzten Aschermittwoch hat sich das ganze Wärterpersonal, Männer und Frauen, in Fastnachtsaufzüge gesteckt, und sich nicht entblödet, so in die Krankensääle einzudringen.

So ist das Personal beschaffen, welches aus der weltlichen Krankenwärterbildungs-Anstalt des Herrn Bourneville hervorgeht, einer Anstalt, welche nach Behauptung dieses Herrn zum Segen der öffentlichen Hilfs-Anstalten begründet worden ist.

Alles was ich hier mitgetheilt habe, ist in den Hospitälern allgemein bekannt, und ich brauche dem also nichts hinzuzusetzen. Möge das Publikum nun selbst urtheilen, und ich schließe mit einem Wort unseres vortrefflichen Lafontaine:

Das Werk lobt den Meister.

Genehmigen Sie Herr Redakteur u. s. w. A Desprès.[1])

[1]) Im Monat Februar, bei Gelegenheit der Einführung weltlicher Krankenwärter in den Hospitälern zu Lyon, richtete der Doktor Augagnem, Republikaner und Freidenker, an den Courrier de Lyon drei Briefe in ganz ähnlichem Sinn.

Die skandalösen Scenen am Aschermittwoch, deren Dr. Desprès nur kurz erwähnt, sind für unsere Zeit hochcharakteristisch. Kann man sich etwas Schauerlicheres vorstellen, als eine Orgie in einem Krankenhause, und Krankenwärter und Krankenwärterinnen, in halb angetrunkenem Zustande, in toller Laune in den Krankenstuben ihren Scherz treibend, daneben die sich in Schmerzen Windenden; hier Evohe's, dort Todesseufzer; Kranke gewaltsam aus ihrem Schlummer gerissen, die Augen aufreißend, diese verkleideten Männer und Weiber anstarrend, ungewiß, ob dies Wirklichkeit oder ob sie Fieber-Gestalten ihrer Fieber-Phantasie vor sich haben. In der That, dieser Gegensatz von Liebe und Tod, ist wie ein Todtentanz. [1])

Hier fehlte nur noch Quentin, dieser von Gesundheit strotzende Satyr, wie er dies Kapitel gelegentlich eines

---

„Auf 600 Schwestern in den Hospitälern", so sagt er, „kommen 405, die in den Sälen selbst in direktem Verkehr mit den Kranken sind." Ich behaupte und ich glaube, daß mir kein Arzt widersprechen wird, daß es hier in Lyon, ja vielleicht in ganz Frankreich nicht möglich ist, 400 Frauen zu finden, die sofort im Stande wären, die Dienste dieser Schwestern zu ersetzen. Täglich haben wir derartige Wärter und Wärterinnen in den Privathäusern vor uns, kennen also die mittlere Zahl der Mitglieder dieser Korporation . . .

Außerdem besteht zwischen den religiösen und den weltlichen Wärterinnen ein in der Natur der Persönlichkeit begründeter wichtiger Unterschied; die ersteren üben diese Wirksamkeit nicht um den Lebensunterhalt dadurch zu erwerben, sie haben sich aus edleren Gründen diesem Beruf unterzogen, begnügen sich mit 40 Franken jährlichen Gehaltes, denn sie widmen sich dieser Sache zum Heil ihrer Seele. Wie viele von den Letzteren wird ein gleicher Beweggrund beseelen? Wenn man für eine Idee arbeitet und wäre sie selbst nicht richtig, so steht man immer höher, als wenn man es nur fürs Geld thut. Im Heere ist ein Freiwilliger stets mehr werth, als ein Stellvertreter, den man mit Recht einen Geworbenen nennt.

[1]) Um die genaue Entwickelung jenes Seelenzustandes zu verstehen, in dem ein Mensch plötzlich in krampfhaftes Lachen ausbricht, und in einer Art von teuflichem Taumel die Majestät des Todes höhnt und besudelt, lese man das merkwürdige Kapitel in dem Buche von Michelet über den sittlichen Wendepunkt, den das 15. Jahrhundert in Frankreich während des 100jährigen Krieges erlebte. Damals begannen die Todtentänze auf dem Kirchhofe des Innocents, wo in der Nacht tolle Mädchen ihr Wesen auf den Gräben trieben.

Soupers mit einigen Gemeinderäthen bespricht, indem er nach einem Schluckauf zu diesen Helfershelfern scherzend sagt: „He? was meint Ihr, Kinder, ist der Fortschritt nicht etwas Herrliches? Bei den Schwestern kam solch' prächtiger Spaß nicht vor!“ Und ich möchte behaupten, er hat sich nur verblümt ausgedrückt, das ist so seine Art; wahrscheinlich war er selbst dabei, denn dergleichen ist ganz sein Fall.

In letzter Zeit hat fast in allen Krankenhäusern dem Aehnliches stattgefunden, wie es uns Dr. Desprès mittheilte. Das Écho de la Brie von dem es der Figaro am 13. November 1884 abdruckte, erzählt, was sich im Armenhause zu Meaux, gelegentlich des Todes einer armen 74 jährigen Greisin ereignete, und die allgemeinste Heiterkeit des Personals erregte.

Der Sitte gemäß schickten sich die Wärter an, nach dem Tode den Körper der Verstorbenen aus dem Bett zu entfernen, als ein Anfall unerklärbarer Neugier sie trieb, denselben in seinem elenden abgemagerten Zustand zu betrachten. Derselbe ward trotz des Widerspruchs und der Bitten einiger kranken Frauen in Gegenwart eines 11 jährigen Kindes, welches diesem würdelosen Schauspiel beiwohnen mußte, ganz und gar entblößt.

Eine dicke, pausbäckige Krankenwärterin von 20 Jahren diente den Wärtern als Vergleichsobjekt, und man erlaubte sich die unflätigsten Bemerkungen.

Anstatt den Körper der armen Greisin nun zu bedecken, wie das die Schwestern thun, ehe man ihn auf die Todtenbahre legt, auf der derselbe nach der Todtenkammer gebracht wird, werfen die Wärter den Körper quer über die Bahre, so daß man das Geräusch in den benachbarten Sälen hörte.

Durch dies Geräusch aufmerksam geworden, kam eine Aufseherin dazu, begnügte sich aber damit, die Kranken zum Schweigen über diesen Vorfall zu bewegen; dann, als man die Todte auf die Bahre gelegt, ward die lachende dicke Wärterin auf die Leiche geworfen, der Deckel geschlossen, und unter Gelächter und Jubel des Wärterpersonals beide hinaus transportirt.[1])

---

[1]) Unter dem Einfluß des von oben herab genährten Materialismus sieht man seit einigen Jahren in Frankreich gewisse zarte, dem Menschen von Natur eingegebenen Empfindungen, wie z. B. die Achtung vor dem Tode, sich abschwächen. In einigen Krankenhäusern wirft man mehrere Todte in ein und denselben Sarg. Der Gaulois vom 7. November 1885 und der Cri du peuple vom 9. November 1885 erzählen ausführlich dergleichen Fälle.

Spiegelt sich nicht hierin das ab, was einst Michelet so treffend aussprach: „Das menschliche Skelett in seinen eckigen und linkischen Formen ist auf den ersten Blick ein Bild der mannigfachen, oft komischen Lebenswendungen; der abscheulich gähnende Rachen erinnert jedoch wie spottend, nicht sowohl an die äußere Form als an die wunderliche Gestaltung des Lebens, — dies Skelett gleicht dem Menschen, und gleicht ihm auch nicht. Und dennoch ist er's. Einem furchtbaren Zerrbilde ähnlich, zeigt es in seinem ganzen scheußlichen Cynismus jene äußerste Nacktheit, welche nur die Erde — ganz und würdig zuzudecken vermag".

Diese Ausbrüche einer unnatürlichen Heiterkeit, welche beim Anblick des Leidens und Todes in Lachen auszuarten vermögen, scheinen sich bei unseren studirenden Medizinern, im Gegensatz zu ihren Vorgängern, welche Skeptiker, sonst aber gemüthliche Menschen waren, zu einem verfolgungssüchtigen, und gehässigen Materialismus zu steigern, wie wir ihn an Lanessan und Bourneville kennen. Der Ball, den die Internen von Bullier im Monat Oktober 1885 veranstalteten, war der Schauplatz unbeschreiblicher Szenen. Dort wurden Frauen in der unanständigsten Weise behandelt, so daß einige von nervösen Zufällen befallen wurden, was die allgemeine Heiterkeit bei den Studenten noch erhöhte. [1])

So trägt denn unsere heutige republikanische Regierung, indem sie den Glauben in den Seelen zerstören hilft, dazu redlich das ihrige bei, daß bei jungen Leuten, die doch zum größten Theil aus anständigen Familien stammen, eine solche Verderbtheit sich herausbilden konnte, wie jener Ball Bullier einen Beweis dafür lieferte. Quentin darf also auf die Regierungszeit, welche er den öffentlichen Hilfsanstalten widmete, mit Stolz zurückblicken.

Er ist allerdings der vollendete Freimaurer; [2]) denn er

---

[1]) Der Cri du peuple vom 10. und 13. Oktober giebt über die gräulichen und zügellosen Ausschweifungen, die sich hier vollzogen, herzzerreißende Schilderungen.

[2]) Auch er ist, meine ich, ein Lowton. Schon seit dem Jahre 1877 überschwemmte er den Univers maçonnique mit seinen Reimen und seufzte über den Tod Hirams:

betrachtet das Leben nur vom Standpunkte der Befriedigung des sinnlichen Genusses und befriedigt ihn selbst in vollem Maaße. Ehemals mit Delescluze befreundet, verließ er diesen als er abgethan war, in der Stunde der Gefahr und wendete sich mit den Worten: „Für dich ist jetzt Sterben das Beste" zu Gambetta, weil der wohlauf war; mit dem Ausruf: „Wohlan, laßt uns das Leben genießen!" Seither läßt er's sich auf Kosten der Kranken wohl sein und man darf sich noch wundern, daß doch endlich die Zeichen der Verachtung, welche ihm von den Vertretern der Wissenschaft zu Theil wurden, ihn schließlich bestimmten seinen Posten zu verlassen.[1])

Vielleicht ist es nach solchen Erfahrungen weniger tadelnswerth, daß Männer wie Rémusat, die doch in christlichen Kreisen groß geworden sind und einen höheren Standpunkt der Intelligenz einnehmen, es nicht wagen für diese Armen einzutreten, und nichts thun, um durch eine Abstimmung dergleichen Nichtswürdigkeiten, wie sie jetzt begangen werden, zu hintertreiben.[2]) Auch im römischen Senat gab es sogenannte

---

. . . Hiram ist todt; der Wittwe Söhne tragen
Dies harte Loos mit Muth und ohne Klagen.
Befolgend Hirams stoïsch-hohe Lehren,
Wird er den Maurern Seegen stets gewähren.
Jehova's Macht kann Niemand voll ermessen,
Er wird euch, Hiramiten, nicht vergessen.

Eine Thatsache genügt, um zu beweisen, wie unverschämt diese Freimaurer lügen, wenn sie behaupten, daß sie sich bei ihrem Vorgehen in den Krankenhäusern in Uebereinstimmung mit der Bevölkerung befinden; dafür hat uns abermals Doktor Desprès in einer Sitzung des Generalraths des Seine-Departements, in Betreff der Findelkinder, den Beweis geliefert. Er sagte dort: „Auf Bestimmung Quentins mußten ein ganzes Jahr hindurch die Mütter, welche Kinder in's Hospital brachten oder schickten, die Frage beantworten, ob sie wünschten, daß dieselben getauft werden sollten. Schon nach Verlauf eines Jahres ward diese Frage nicht mehr gestellt. Und weshalb nicht? Weil in einem Jahre von 2000 Müttern nur eine einzige die Taufe verweigert hatte.

[1]) Doch bald hätten die armen Kranken noch Schlimmeres erfahren. Im August 1884 wurde schon öffentlich von der Ernennung Strauß zum Direktor der öffentlichen Hilfsanstalten gesprochen. Dann wäre jeder unglückseelige Christ, der das Zeichen des Kreuzes in seiner Gegenwart gemacht, geliefert gewesen. Peyron ist zwar auch nicht viel besser, hat aber wenigstens doch noch keine entehrende Strafe erlitten.

[2]) Bei der Abstimmung über den Ausschluß der Hausgeistlichen aus den Krankenhäusern haben 34 Senatoren, die zwar nicht den Muth

pedarii, die nie das Wort nahmen, sondern nur das Zeichen erwarteten, wie sie sich zu verhalten hätten, man nannte das pedibus in sententiam ire. Unsere heutigen Senatoren gehen nicht, sondern rutschen auf den Knieen zur Urne.

Die frommen Schwestern haben nach ihrer Art gegen die Verweltlichung der Krankenpflege angekämpft; sie haben ihren Opfermuth bei dem Einbruch der Cholera verdoppelt; man hatte sie verjagt, aber als es galt dem Tode zu trotzen, rief man sie zurück, sie folgten willig unter ihrer Devise: „Gottes Wille geschehe."

Ueberall hielten sie tapfer aus. Als in Paris im Hospital für alte Männer, welches in der Avenue de Bréteuil von den petites soeurs des pauvres gegründet wurde, diese Krankheit stark wüthete, kam der Gemeinderath ihr zu Hülfe, indem er die Greise einfach Hungers sterben ließ.

Was! rief ein Republikaner, der sich schämte, entrüstet aus, Sie übertreiben!

Durchaus nicht. Ein weniger lügenhaftes Journal als die übrigen, nämlich der Intransigeant bestätigte dies in seiner Nummer vom 12. November 1884.

Alle Insassen dieses Hauses sind arme Greise, deren ohnehin schwache Körperbeschaffenheit durch ihnen verabreichte unzuträgliche Nahrungsmittel noch verschlechtert ward.

Es ist bekannt, daß sämmtlichen Hospitälern und Armenhäusern die in den Speisesälen der öffentlichen Schulanstalten bleibenden Reste überwiesen werden. So empfing das Hospital in der Avenue de Bréteuil seine Provision vom Gymnasium Chaptal. Aber seit zwei Jahren ward diese Bestimmung auf den Vorschlag des Obristen Martin im Gemeinderath aufgehoben und durch nichts Anderes ersetzt. So haben jene Alten seither nur die vorgeschriebene sehr dürftige Ration erhalten, wodurch die große Zahl der Sterbefälle erklärlich wird.

Obrist Martin ist der einzige Offizier, der im letzten Kriege, in welchem so viele Fehler begangen wurden, während

---

hatten, gegen diesen Beschluß zu stimmen, sich doch wenigstens der Abstimmung enthalten, unter ihnen Paul de Rémusat, Admiral Jaurès und General Pélissier.

Die Servilität dieses Senats, von der er bei jeder Veranlassung Beweise giebt, war also diesmal fruchtlos. Hoffen wir, daß, wie er auf die nächste günstige Gelegenheit wartet, der Tag nicht mehr fern sein werde, wo ihm der Garaus gemacht wird.

man die Tapferkeit unserer Offiziere und Soldaten sonst nicht bezweifelt, vor dem Feinde der Feigheit beschuldigt worden ist. General Lebrun hat darüber in seinem Buch: Bazeilles-Sédan auf Seite 68 bis 70 berichtet:

Als am 29. August bei Mouzon das 5. Corps in höchster Gefahr war, bemerkte General de Failly, daß unter den Truppen des General Grandchamp sich auch Kavallerie befand. Er sandte sofort einen seiner Adjutanten, den Major Haillot, zu den Regimentern des General von Béville mit dem Auftrage, jene Offiziere zu einem Angriff aufzufordern, um den bedrohten linken Flügel, der mit dem Feinde kämpfte, zu unterstützen. Das erste Regiment, welches Haillot traf, war das 6. Kürassier-Regiment.

Der Obrist desselben, unser Martin, statt sich sofort mit seinem Regiment in Bewegung zu setzen, steifte sich auf die militärische Hierarchie und erklärte, nur von seinem direkten Vorgesetzten nähme er Befehle an.

„Zweifelsohne“, sagte ruhig General Lebrun, hat er Recht, „konnte sich indeß eines Achselzuckens über solch' Benehmen nicht enthalten, denn wenn es auch richtig war, daß er nach dem Reglement diesen Befehl vom General von Béville erhalten mußte, so rechtfertigt doch ein Nothfall im Kriege eine Abweichung; dann bedarf es aber eines muthigen Entschlusses, um, ohne eine solche Autorisation abzuwarten, die drohende Gefahr abzuwenden. Der Major Haillot konnte nicht erst den weiten Weg zurückreiten, um diese Ordre zu holen. Während die Offiziere sich entrüstet über dieses Benehmen von ihrem vor Furcht zitternden Obristen abwendeten, verfolgte Haillot seinen Weg und kam zum 5. Regiment. Hier fand er einen Soldaten, einen Franzosen, einen Edelmann im Obrist Cotenson, der ohne ein Wort seinen Säbel senkte und „Chargez“ kommandirte. Es war sein Abschiedswort an seine Kürassiere, denn wenige Minuten später traf ihn die feindliche Kugel, die ihn sofort tödtete.“

Ein solcher Offizier, der es abschlägt, den Feind anzugreifen, aber arme Greise verhungern läßt, ist ein Ideal für unsern Gemeinderath. Die Loge Elsaß-Lothringen, deren

eifriges Mitglied dieser Freimaurer ist, jubelt stets über seine patriotischen Redensarten.

Mit diesem Zuge unseres Gemeinderaths, unglücklichen Greisen die nöthige Nahrung zu verweigern, wollen wir jenen Rückblick schließen, denn es kann keinen würdigeren Schluß geben.

So grüße ich dich denn du demokratische Frömmigkeit, du republikanische Brüderlichkeit, du freimaurerische Philanthropie! Ich grüße dich ein letztesmal mit Winkelmaaß und Kompaß!

Und was erblickt man nun am Schluß dieses geschichtlichen Buches: Ich sehe nur eine Gestalt, die einzige, die ich Jedem zeigen möchte. Es ist die Gestalt des beleidigten, beschimpften, von Dornen zerstochenen, gekreuzigten Heilandes. Nichts hat sich in 1800 Jahren verändert. Es ist die alte Lüge und der gleiche Haß desselben Volkes.

Als Petrus verfolgt floh, erblickte er auf dem Wege nach Appia seinen göttlichen Meister gen Rom ziehend und sein Kreuz tragend.

Wohin mein Herr und Gott? fragte der Apostel.

Ich will mich von Neuem kreuzigen lassen.

Der heilige Petrus begriff das Wort und ging nach Rom.

Und es vergeht auf unseren Boulevards, welche mit ihrem unaufhörlichen Getöse und dem sich entwickelnden Luxus jener Straße nach Appia gleichen, wo man Buhlerinnen in Purpursänften dahertrug und die vergoldeten Patriziergespanne dahinrollten, kein Tag, wo Einem nicht auch hier das Bild des leidenden Erlösers begegnete. Ueberall in den Schaufenstern hängt es aus, in dem tobenden Gewirr der Vorstädte wird es verhöhnt durch die Karrikaturen wie durch die Federn dieser mit Juden erfüllten Stadt Paris, dieser Juden, die heut noch so mordlustig sind wie Caiphas, während Er stets derselbe sanfte, Wunder spendende Tröster bleibt, der mit Jedem, der Ihm folgen will, durch den Lärm der Gasse wandelt.

Vielen, ich weiß es wohl, erscheint meine Auffassung nicht erhaben genug. Um ihre eigne Lässigkeit zu entschuldigen, mögen sie sich den Heiland nicht als den noch täglich leidenden,

dessen Ihm fortwährend geschlagene Wunden bluten, der die gegen Ihn gerichteten Lästerungen beweint, vorstellen; sie wollen nicht einräumen, daß wir, nach dem kräftigen Ausspruch der ersten Christen, die Gefährten Seines Leidens sein sollen.[1]) Sie bewegen sich in einer nebelhaften Abstraktion, aber es ist entschuldbar, wenn man einer solchen nicht beitritt.

Wie viel lieber ist mir doch die Anschauung der ältesten Künstler, die uns Jesum in Mitten des täglichen Lebens, selbst in der äußeren Erscheinung dem Wohnort des Künstlers gleich, gleichsam durch diesen scheinbaren Irrthum die sittliche Wahrheit verkörpernd, daß der Gottmensch allezeit und allerwärts unter uns weilt. So erinnere ich mich eines schönen Bildes, des Fra Philippo Lippi, welches ich bei der Beurnonville'schen Auktion, wenn ich nicht irre, sah: Christus im Vorhof des Tempels mit den Jüngern im Gespräch; im Vordergrund bietet sich die bewegte Stadt dem Beschauer dar, mit den sich grüßenden Fußgängern, Frauen vom Markte kommend, Schiffe auf dem Strom dahingleitend. Nichts ist vergessen und in die naturgetreue Wiedergabe des Weltlichen mischt sich das Abbild des Göttlichen.

So wirkte Christus in Jerusalem, so wirkt Er noch heut in Paris. Sein Leiden vollzieht sich unaufhörlich. Wer hätte nicht einmal, wenn er den Bericht über Seine Todesqualen las, die Empfindung gehabt, daß er sich mit auf Seinem Leidensweg befunden, auf dem Er für uns starb? Wer hätte nicht einmal das Bedürfniß gefühlt, dies Leiden verringern, das von seiner Stirne herabrieselnde Blut stillen zu dürfen, wenigstens dem heiligen Märtyrer einen ihn tröstenden Blick zuzuwenden? Alltäglich besteigt dieser Gerechte vor aller Augen den Calvarienberg, aber die Mehrzahl sieht dem theilnahmlos zu, denkt nur an Vergnügen, und an ihre Geschäfte. Einige haben wohl einmal eine Anwandlung, dagegen zu eifern, aber sie wagen es nicht, sich Unangenehmem auszusetzen und sprechen: „Ich bekenne mich lieber in aller

---

[1]) Quid gloriosus, quam collegam passionis cum Christo factum fuisse! (Briefe der Bekenner zu Rom an den heiligen Cyprian).

Stille zu Ihm, sonst möchte diese ganze freimaurerische und jüdische Rotte über mich herfallen."

Glücklich, wer diese erste Schwäche überwunden hat. Ich stelle mir lebendig das Entzücken vor, wenn am jüngsten Tage, vor der Lichtgestalt Christi selbst, der geringste Versuch belohnt werden wird, den Allmächtigen hier vertheidigt zu haben, der aller Himmel Herr ist. Welch ein Moment, wenn das ungeheure Gewimmel alles menschlichen Denkens vor Ihm wie ein offenes Buch aufgeschlagen liegen wird, quidquid latet apparebit, wo alles sichtbar wird, was die Welt nicht sieht, alle Geheimnisse der Seele, die Beweggründe alles Handelns, die ungesühnten Verbrechen, die versteckten, kaum geahndeten Beleidigungen, die ganze Größe der Verläumdungen, selbst die Verworfenheit Derer, die im Leben von Achtung umgeben waren.

Glücklich dann Derjenige, welcher sich unter der Last seiner Sünden erheben und sagen darf: Herr, ich bin nicht werth, daß ich in Dein Haus eingehe, aber ich habe, ohnmächtig und schwach, versucht, Deine Last zu tragen, gegen die Dir gewordenen Beleidigungen anzukämpfen, Dein Kreuz auf meine schwache Schulter zu nehmen.

Glücklich der, welcher sterbend mit Veuillot sprechen darf:

> Auf Dich Herr Christ hofft' ich auf Erden,
> Verläugnet hab' ich niemals Dich,
> Mög' das als höchster Lohn mir werden,
> Daß Gott nicht einst verläugnet mich.

Mit Christum vereinigt, hier seine Leiden wie jenseits seinen Ruhm theilend, werden wir dann, menschlich gedacht, auch in näherem seelischem Verkehr mit unsern Vätern stehen.

Meine Leser, das bin ich überzeugt, sind nicht solche Thoren, welche Mitleid über die Autodafe's empfinden, um jene Elenden zu loben, welche im September 1792 im Namen der Menschheit und des Fortschrittes tausende von Gefangenen, Greise, Kranke und Irre auf's Schaffot schleppten, das Blut von Kindern von 15 Jahren und von Greisinnen von 90 Jahren vergossen, unter denen sich Viele befanden, welche nicht einmal wußten, wessen man sie anschuldigte.

Dennoch ist es sehr schwer, sich ganz der Einwirkung

dessen, was man täglich von Morgens bis Abends hört, dem Eindruck der uns umgebenden, künstlich durch die jüdische Presse geschaffenen Atmosphäre zu entziehen, und die Besten unterliegen mitunter wider Willen den Einflüssen dieses modernen Wesens.

Mit Hülfe dieser Arbeit und unterstützt von eigenen persönlichen Beobachtungen wird sich, hoffe ich, Jeder fortan eine klarere Vorstellung von der Thatsächlichkeit der heutigen Zustände machen.

Man glaube nur, die Männer, welche Frankreichs bisherige und Spaniens frühere Größe begründeten, waren weder gottlos noch einfältig; ihre Maaßregeln waren keine von Tyrannen im Fieberwahn getroffenen, sondern sie entsprachen unabweislichen Bedürfnissen oder solchen Gefahren, die Jedem klar waren. Das christliche Bewußtsein widerstand dem Verlangen Einzelner, Christum zu den Geschmähten zählen zu lassen. Der Arier duldete nicht die Unterdrückung durch den Semiten, wollte nicht zur Arbeit verdammt sein, um diesen zu bereichern. Eine Rasse, d. h. eine Vereinigung von Individuen, die gleich denkend, ein Ganzes in Bezug auf Glauben, Fähigkeiten und Ueberlieferungen bildete, wehrte sich gegen eine andere, bei der Glauben, Fähigkeiten und Ueberlieferungen grundverschieden von jener waren . . .

Einer vollendeten Thatsache gegenüber hat zweifellos eine solche Auseinandersetzung nur noch einen rein doktrinären Charakter, dennoch hoffe und wünsche ich, daß die Prüfung dieser Thatsache den Gläubigen in seinem Glauben stärken und ihm beweisen wird, daß die Vaterlandsliebe und die Liebe zu Gott ein harmonisches Ganzes bilden. Die wahre, echte Geschichtsforschung wird gewisse, gegen die Kirche gerichtete Bestrebungen, die von Geschichtsfälschern ausgehen, zerstören, wird gewisse Bedenken zerstreuen, welche mitunter allzu ängstliche Seelen beklemmen und dadurch die wahren Feinde unserer Vorfahren unterschätzen heißt.

Die ganze volle Wahrheit wird sich indeß erst beim Eintritt der letzten furchtbaren Katastrophe zur vollen Klarheit erheben. Denn, im Regen umherirrend, beim Leuchten der Blitze in den unwirthlichen Steppen, gedenkt König Lear erst

an die Kleinen und Enterbten und spricht: „O, ihr Armen, Bedürftigen, nackt, unbedeckten Hauptes, mit leerem Magen, wie wollt ihr euch unter euren durchlöcherten Lumpen dieses Unwetters erwehren? Ach ich habe zu wenig für euch gesorgt." Erst wenn der Sturm daher braust, werden die Bevorzugten, Sorglosen der herrschenden Klasse, unter dem Druck der sie erfassenden Angst, an jene Seelen denken, die sie hätten retten können.

Ich fürchte, daß mein Buch erst dann ganz verstanden werden wird, wenn jener große Abend angebrochen sein wird, von dem geheimnißvoll die von den Juden geleiteten Gesellschaften sprechen, jener große Abend, der in die Einsamkeit der Trümmerhaufen dasjenige in Todesschatten einhüllen wird, was einst Frankreich hieß.

Dann werden die heutigen Schwelger mit zerrissenen Schuhen auf der Landstraße umherstreichen, wie früher die Ausgewanderten.

Wie laut und deutlich redet nicht zu uns jener volksthümliche Kupferstich, der eine solche wandernde Familie darstellt. Hier der bleiche gebeugte Vater, dem das Mißgeschick der Seinigen das Herz zusammenschnürt, während die Mutter ein kleines sich kaum aufrecht haltendes Kind an der Hand führt. Vor der Thür eines deutschen Bauernhauses sitzt im Grünen ein Bauer auf einer Bank und betrachtet diese vorüberziehenden Landstreicher, auf deren Gesichtern man zu lesen scheint: Wie glücklich ist dieser, er besitzt ein Heim!

Wären die konservativen Journale nicht fast alle in den Händen der Juden, so würden sie, anstatt ihrer Berichte über Bälle und Toiletten, ihren Lesern eine Schilderung dieser trübseligen Wanderer zum Besten geben.

Wie theuer hat die Generation des 18. Jahrhunderts, die ebenso unvorsichtig und leichtsinnig war, als es die heutige ist, diese ihre Ausschreitungen bezahlen müssen! Erst in der Fremde empfindet man was das heißt in der Verbannung leben. In manchen Städten, in manchen Häusern wird diese fröstelnde Empfindung Einem ganz besonders fühlbar.

So vergesse ich nie jenes Hotel zum Storch in Basel, als rendez-vous Ausgewanderter bekannt, wo ich in einem

kleinen unfreundlichen Gärtchen, im tête à tête mit einem Storch, als lebendes Gasthofsschild, meinen Kaffe trank. Die Mauern jener uralten Behausung, die unheimliche Stille der Stadt, die stets geschlossenen Thorwege, selbst der Anblick des geräuschlos dahin fließenden Rheinstroms erfüllte meine Seele mit tiefer Schwermuth. Ist man aber schon in solcher Stimmung, wenn man als Reisender mit gefüllten Taschen gekommen ist, wie muß erst dem mittellosen Verbannten zu Muthe sein? Was thun? Wohin sich wenden? Nirgends in diesen abgeschlossenen Städten findet er jenen warmen Empfang wie in Paris, wo selbst die Steine den Fremden anheimeln und wo der schönste Platz sein ist.

Jene rothkarrirten Zimmer, mit vergilbten Vorhängen und drei mit Pferdehaaren gepolsterten Stühlen, wie sie uns die Memoiren aus jener Zeit schildern, sie könnten Herzzerreißendes berichten, als Frauen wie Frau von Argouges oder Frau von Talmont, mit Holzschuhen bekleidet, ohne Wäsche dort ankamen. Manche fanden nicht einmal ein Unterkommen. So brachte die Prinzessin von Condé die Nacht auf dem Fußboden liegend zu und mußte sich von Salzkartoffeln nähren.

Eine der gefeiertesten Schönheiten von Versailles verkaufte ihr letztes Kleid, um die Beerdigungskosten für ihren Mann zu bezahlen, und blieb verlassen mit zwei Kindern zurück. Fräulein von Montmorency mußte eine Stelle als Brodverkäuferin annehmen, um ihre Mutter zu erhalten. Andere wuschen oder nahmen Aufwartestellen an. Der Graf von Secillon ward Tanzlehrer und traf eines Tages den Baron von Pontgibaud als Hausirer mit seinem Bündel auf der Straße. „Ich heiße nicht mehr Pontgibaud sagte dieser, ich nenne mich jetzt Labrosse", und er behielt diesen Namen bis zur Restaurationszeit bei.

Frau von Gontaud verfertigte in London kleine Sächelchen aus Wolle und bekam für die Arbeitsstunde zwei Sous.

Chateaubriand deckte sich auf seiner elenden Lagerstatt mit einer Tischplatte als Deckbett zu, um sich zu erwärmen; nachdem er zwei volle Tage ohne jegliche Nahrung zugebracht hatte, ward er ohnmächtig und wäre vielleicht Hungers gestorben, hätte ihn nicht zufällig der Journalist Pelletier ge-

funden, der ihm ein Rostbeaf verschaffte, das er mit Heißhunger verschlang.

Wenn dereinst die Genossen jener Lustbarkeiten eines Rothschild und Ephrussi die Entbehrungen empfunden haben werden, welche Armuth und Verbannung in sich schließen, dann erst werden sie erkennen lernen, was es heißt ein Vaterland besessen zu haben, für welches sie nichts gethan. Erst dann werden sie sich erinnern was sie hätten thun müssen, um den Ruin der Gesellschaft aufzuhalten und zu verhindern!

Es wird das eine furchtbare Prüfung sein für diese verweichlichten Müßiggänger, die weder den guten Humor noch die widerstandsfähige Gesundheit und die ausdauernden Lebensgeister jener Vornehmen des vergangenen Jahrhunderts besitzen; es wird ihnen die Charakterstärke jener Polen fehlen, welche ich die niedrigsten Dienste verrichten, sich fast ohne Nahrung behelfen sah, und die nöthigenfalls, wenn sie gar nichts zu essen hatten, einen ganzen Tag im Bett mit einer einzigen Tasse Thee zubrachten.

Der Apostel Paulus sagt: Hoffet aber dennoch, wenngleich alles wider Euch ist." So wollen wir denn hoffen, daß allen Anzeichen zuwider, solch' Geschick Denen erspart bleiben möge, welche es wohl verdient hätten. Vielleicht ermannen sich noch Einige und erwachen zu neuem Leben. Möglicherweise ruft doch noch einmal einer jener Offiziere, die sich heut beim Absynth-Glase ihre martialischen Schnurrbärte streichen, nachdem sie des Morgens früh geholfen haben, einige arme Priester zu vertreiben, indem ihm die Schamröthe in's Gesicht steigt: „Lieber der Tod als weiter solche Schandthaten!"

Und ich bin deß gewiß, daß dies Wort mächtigen Widerhall finden würde. Ganz Frankreich würde diesem Anführer folgen, der als Gerichtsherr aufträte, nicht wie jene Männer von 1871, welche die armen französischen Arbeiter richteten, sondern um die mit Gold vollgestopften Juden zu richten, indem er den Armen, die sich um den Goldhaufen schaaren, aus welchem jener lumpige Semit besteht, zuruft: Nehmt, was ihr braucht."

Ich aber wiederhole, daß ich nichts beabsichtigt habe, als nach bestem Wissen und Willen zu zeigen, mit welchen verdächtigen und listigen Feinden Frankreich überschwemmt, verderbt und bis zu dem Grade verdummt worden ist, daß es mit eignen Händen alles das zerstört hat, was es früher zu Macht, Ansehen und Glück erhoben hatte. Habe ich unser Testament aufgesetzt? Habe ich eine Wiedergeburt angebahnt? Ich weiß es nicht. Jedenfalls that ich meine Schuldigkeit dadurch, daß ich auf die zahllosen Beleidigungen welche die jüdische Presse gegen die Christen geschleudert hat, die gebührende Antwort gegeben habe. Indem ich die Wahrheit verkündete, habe ich nur der gebieterischen Stimme meines Gewissens gehorcht. Liberavi animam meam.

Gebr. Fickert, Berlin SW.